P. O. germ. 1568 g – 4
Weisser

<36630486610014
<36630486610014
Bayer. Staatsbibliothek

Friedrich Weiſſer's

ſämmtliche

proſaiſche Werke.

Vierter Theil.

Zweyte wohlfeilere Ausgabe.

Stuttgart,

in der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

1811.

Fünfte Abtheilung.

I. Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verſchiedener Bücher. 3
II. Ueber einen neuen Roman, Margaretha betitelt. 11
III. Oeffentliche Seligſprechung und Vergötterung des Mords und Selbſtmords in Deutſchland. 32

1812.

Erste Abtheilung.

I. Ein Wort der Vertheidigung, den Aufſatz: Oeffentliche Seligſprechung und Vergötterung des Mords und Selbſtmords in Deutſchland betr. 50
II. Selbſtlob des Waſſers. 74
III. Hanswurſt und die Poeſie. . . . 89

Seite.

1 8 1 2.

Zweyte Abtheilung.

I. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . . 93
II. Pater Abraham von St. Clara. . . . 125
III. Das Pulver und das Gehirn. . . . 126
IV. Mahler, oder Maler? 127

1 8 1 2.

Dritte Abtheilung.

I. Dienſtgeſuch eines Ungenannten. . . 133
II. Beſchwerden einer Dame über die Zeit. . 140
III. Die unglücklichſte Frau. 148
IV. Billiges und nothgedrungenes Selbſtlob des Damenkalenders. 158

1 8 1 2.

Vierte Abtheilung.

I. An Herrn Profeſſor und Bibliothekar Peterſen. 171
II. Feyerliche Verwahrung gegen den Vorſchlag einer Verbeſſerung in Schillers Werken. . 176
III. Der Schreiber, der keinen Stylum hat. . 181
IV. Die Dame auf dem Weihnachtmarkte. . 184

Seite.

V. Ernſtliche Rüge der Anzeige einer Schrift des Chorherrn Bremi, im Morgenblatte. 184

1 8 1 2.

Fünfte Abtheilung.

Prinz Torticoli und Prinzeſſinn Trognion. . 211

1 8 1 3.

Erſte Abtheilung.

I. Der Bücherurtheilſudler. 303

II. Der Juden-Chriſt. 305

III. Der Tropf auf Reiſen. Erſte Darſtellung. 308

IV. Närriſches Selbſtgeſpräch eines närriſchen Luſtſpielſchreibers. 310

V. Was iſt eine perſönliche Satyre? . . 315

VI. Der Tropf auf Reiſen und ſeine Spießgeſellen. Zweyte Darſtellung. 322

1 8 1 3.

Zweyte Abtheilung.

I. Ein Wort über das Verhältniß des Texts zur Muſik in der Oper. 337

Seite.
II. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . . 342
III. Eine kleine Schutzrede. 369
IV. Der Eſel, der Affe und das Pferd. . . 372

1 8 1 3.

Dritte Abtheilung.

I. Seltſame Vertheidigung. 377
II. Pferd und Eſel. 380
III. Der Geburtsadel. 382
IV. Die Tröpfe und der ſatyriſche Dichter. . 384
V. Der Pfau und die Krähe. 386
VI. Der Gefährliche. 387
VII. Ueber die Gedichte von Eliſe Sommer. . 392
VIII. Nachricht von zwey zum Beſten des ſchönen Geſchlechts erfundenen Körperpreſſen. . 399

1 8 1 3.

Vierte Abtheilung.

Prinzeſſinn Florine und König Hulderich. . 417

1 8 1 1.

Fünfte Abtheilung.

I.

Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verſchiedener Bücher.

1.

Es war wohl für die Unternehmer nicht der glücklichſte Einfall, einen Almanach für Weintrinker, die natürlich ihren Troſt lieber beym Weinhändler, als beym Buchhändler hohlen, herauszugeben. Gebt uns Wein und keinen Kalender! werden die beſten unmuthig bey ſeinem Anblick ausrufen, und den Herausgeber mit dem Rabenvater vergleichen, der ſeinen um Brot bittenden Kindern einen Stein biethet.

2.

In dem Opfer, einem Roman von Regina Frohberg, wird ſo eindringlich, als möglich, und

durch die That ſelbſt die ſchöne, unſer Jahrhundert bezeichnende Sittenlehre geprediget: Thue, was Dich gelüſtet, ohne Dich darum zu bekümmern, welche Pflichten Du mit Füßen trittſt. Daß ſich zu einem ſolchen Werke ein Frauenzimmer mit Vornahmen und Zunahmen zu bekennen keine Scheu trägt, gehört unter die nicht zu überſehenden Zeichen unſerer Zeit. Dem ſittlichen Zwecke des Buchs entſprechen Styl und Einkleidung vollkommen. Uebrigens wird viel darin gebethet, und der Himmel um ſeinen Beyſtand in Fällen angerufen, wo man alle Urſache hatte, ſeinen Donner und ſeine Blitze zu erwarten. Die Heldinn fällt ſogar in einer großen Bedrängniß andächtig zu Gottes — Füßen, und erzeigt ihm alſo eine Ehre, welche er hier ohne Zweifel zum erſten Mahle mit den Kaiſern und Königen der Erde theilt. Ein Wunder, daß ſie ihm nicht, wie dem Papſt, den Pantoffel küßt.

3.

In dem Taſchenbuche Urania aufs Jahr 1812

ſagt unter Anderem ein bekannter Schriftſteller in einem Aufſatze über die verſchiedene Art, wie Goethe und Schiller das Schickſal behandelt, der Himmel ſey in den letzten zwanzig Jahren eingefallen, und nur zwiſchen zwey Pfeilern, zwiſchen Gott und Vaterland, könne er ſich wieder aufbauen.

Die geſunde Vernunft möchte es wohl ein wenig anſtößig finden, daß trotz dem lieben Gott der Himmel einfiel, und daß eben dieſer liebe Gott nebſt dem Vaterlande der Pfeiler ſeyn ſoll, an welchem beſagter Himmel ſich wieder aufrichtet. Zu welchem Unſinn läßt ſich doch der Eigendünkel eines Schriftſtellers verleiten, der ungemeine Dinge ſagen will, und doch von der gemeinſten Natur iſt! Aber ſchwerlich wird irgend ein Leſer errathen, daß Gott als Pfeiler ſich nicht anders als durch Schickſals-Tragödien, wie die Braut von Meſſina und die natürliche Tochter, und durch Schickſals-Romane, wie die Wahlverwandtſchaften, wieder aufrichten läßt. Bey dieſer Lage der Sachen iſt es freylich

unverantwortlich, daß der Staat nicht bereits die Kirchen verſchließen ließ, um griechiſch-deutſche Tragödien an die Stelle des Gottesdienſts treten, und der lieben Jugend ſtatt des lutherſchen Catechismus einen Roman im Geiſte der Zeit erklären zu laſſen. Uebrigens erfährt man noch ferner von dem nähmlichen Verfaſſer, daß in der Braut von Meſſina der Character der Hauptperſon des Stücks, des großen Unſichtbaren, in der Zeichnung wo nicht verfehlt, doch von einer wenig liebenswürdigen Seite aufgefaßt iſt, und er ſetzt noch hinzu, man könne es ſich unter dieſen Umſtänden kaum abläugnen, daß das Stück, bey allen ſeinen übrigen unverkennbar großen Vorzügen, für uns dennoch immer etwas Fremdartiges behalte, und in Verbindung mit dem Verſuch zur Wiederherſtellung des Chors der Alten, nach Art ähnlicher Michael Angeloſcher Producte, völlig wie ein Rieſenſchatten des Heidenthums in unſere Literatur falle. Was würde Leſſing, der Kunſt-

richter, zu dieſem tiefſinnig ſeyn ſollenden, aber in der That ſinnloſen Gewäſch ſagen!

Der große Unſichtbare, wie er von unſerem Taſchenkalender-Heiligen, oder der liebe Gott, wie er von vernünftigen Menſchen genannt wird, iſt alſo der Held einer deutſchen Komödie, und wer wiſſen will, wie man ihn zeichnen muß, um würdig zu ſeyn, von Komödianten dargeſtellt zu werden, wende ſich an den Verleger des Taſchenbuchs Urania, der ihn ſogleich an den rechten Mann weiſen wird. O Ihr myſtiſch-poetiſchen Welterlöſer unſerer Tage, welch ein ſchweres Gericht werden die hoffentlich vernünftigern Nachkommen über die zahlloſen Proben der Ueberſpannung, der Verkehrtheit und der Schiefheit ergehen laſſen, die Ihr mit ſo vielem Uebermuth zur Schau zu tragen pflegt!

Bey dieſer Gelegenheit macht der fromme Eiferer zugleich ſeinem Unwillen über das arme deutſche Publikum Luft, weil es durch ſeine einſeitige und vorſchnelle Urtheile, wie der eben ſo höfliche als gottſelige, vielſeitige und gar nicht vor-

ſchnelle Herr Verfaſſer ihm in den Bart hinein= ſagt, dem Herrn von Goethe die Fortſetzung ſeiner natürlichen Tochter verleidet, und eben dadurch unſerer Literatur einen empfindlichen Verluſt zugezogen haben ſoll.

Wenn es menſchlichen Weſen erlaubt iſt, ei= nem göttlichen Seher und Kunſtrichter ihre un= maßgebliche Meinung zu ſagen, ſo kann ein Dichter, der ſich von der Ausführung eines ſei= nes Genius würdigen Werks durch einſeitige und vorſchnelle Urtheile abhalten läßt, gar nicht von der himmliſchen Muſe beſeelt, ſondern muß nothwendig von der kleinlichſten Eitelkeit, die nur nach dem Beyfall der Menge buhlt, be= herrſcht ſeyn, und der Schooßjünger hat alſo ſeinem Herrn und Meiſter bey dieſer Gelegen= heit noch weniger geſchmeichelt, als dem einſei= tigen und vorſchnellen deutſchen Publikum.

Noch merkwürdiger beynahe, als die bishe= rigen Aeußerungen, iſt eine Stelle, worin der Verfaſſer von den Wahlverwandtſchaften ſagt, in dieſem Roman habe die alte Idee des Schick=

ſals ſchon viel von ihrer Strenge verloren. Sie ſcheine durch das Medium romantiſcher Dichtkunſt gegangen, und trete, von Ottiliens madonnenhaftem Glanze umkleidet, in gemilderten und weniger ſchreckenden Zügen gleichſam als Prädeſtination auf. Daß Ottilie die Beſtimmung in ſich trage, durch Liebe unterzugehen, ſey wohl gewiß, und daß, ſobald ſie in Eduards Nähe gerathe, keine freye Wahl weiter für ſie Statt finde, auch darüber habe uns der Dichter keinen Augenblick in Zweifel gelaſſen, wovon, anderer Nachweiſungen nicht zu gedenken, das örtliche, beyden Liebenden gemeinſchaftliche Kopfweh zum Beweiſe diene.

Wer lacht nicht über die ernſthafte Miene, mit welcher von dieſem Kopfweh geſprochen wird? Uebrigens muß man die Behauptung, Jemand trage die Beſtimmung in ſich, wie die alberne Ottilie in den Wahlverwandtſchaften durch eine verbrecheriſche Leidenſchaft unterzugehen, geradezu, wenn nicht für eine Gotteslästerung, doch für eine mit dem Chriſtenthum eben ſo ſehr als

mit den guten Sitten im Widerſpruch ſtehenden Satz erklären. Aber zum Glück iſt er ausſchließend nur der Schule eigen, welche die Beſtimmung in ſich trägt, durch Unſinn unterzugehen.

Zum Beſchluße möchte dem Verfaſſer auch noch auf die Höhe, auf welche er ſich ſelbſt ſtellt, der gutgemeinte Rath hinaufzurufen ſeyn, ſeine göttliche Weisheit in einer ſorgfältigern Sprache unter die Leute zu bringen. Es iſt z. B. ſehr altväteriſch und kanzleyſtylmäßig, wenn er ſagt: Ueber die Art, wie Goethe und Schiller das Schickſal behandelt. Wer nur erträglich Deutſch ſchreibt, würde entweder das Zeitwort behandeln im Imperfect gebraucht, oder ihm das Hülfswort haben nicht geraubt haben.

II.

Ueber einen neuen Roman, Margaretha betitelt.

Neben der auf dem Titel genannten Hauptperſon ſind die Helden dieſes Romans Stephani, ein junger Mahler, Roſamunde eine Tänzerinn, und ein Fürſt. Man kann ihn als ein kleines Uebungsſtück in der neueſten Poeſie, und zugleich als einen kurzen Inbegriff der neueſten, auf jene gebauten Sittenlehre betrachten. Die Erfindung iſt die einfachſte von der Welt, dafür ſind aber die handelnden Perſonen deſto künſtlichere Geſchöpfe. Der junge Mahler zwar erinnert bey ſeinem erſten Auftreten ein wenig an den jungen Werther und an die veralteten Kraft=

genies aus der Zeit jenes Romanhelden. Schel-
tet nur, ſchreibt er ſeinen Verwandten, es iſt
Nichts angefangen, noch weniger vollendet. Eu-
re Empfehlungsſchreiben ſind nicht abgegeben,
und Eure Aufträge nicht beſorgt. Aber trotz
dieſem nachgeahmten Ton weiß die Verfaſſerinn
die Eigenthümlichkeit ihres Helden ſchon dadurch
zu behaupten, daß es Mädchen und keine Frauen
ſind, die ſein Herz erobern. Margarethe iſt die
Tochter eines Schulmeiſters, und daß ihre Er-
ziehung ihrer Abkunft entſprach, läßt ſich aus
den Briefen, die ſie an ihre Mutter ſchreibt,
abnehmen. Ich danke Ihr, ſagt ſie in einem
der erſten derſelben, tauſend Mahl, herzliebſte
Mutter! und ich habe auch dem Bothen das
ſchöne Silberſtück von der Frau Pathe geſchenkt.
Ich weiß gewiß, daß Sie nicht bös werden wird,
denn ich habe ja oft geſehen, daß Sie auch in
der Freude ſo was weggeſchenkt hat. Sey Sie
nur ruhig, herzliebſte Mutter! Sie ſoll gewiß
Freude an mir erleben. Alle Leute, die mich
kennen lernen, haben mich gleich über die

Maßen lieb, und da gebe ich mir immer mehr Mühe, daß ich Alles recht ſchön und ordentlich mache. Ich habe auch der Frau Baſe an den Hemden geholfen, und zuletzt hat ſie geſagt, ich könne ſie nur ganz allein machen, denn ſo gute Augen habe ſie doch nicht mehr.

Dieſer Ton mag ganz natürlich ſeyn; aber er ſollte billig noch etwas mehr ſeyn. Die ſchöne Kunſt macht bekanntlich auch noch andere Forderungen an den Dichter, und wenn Unſchuld, Einfalt und Unbefangenheit ſich nicht anders, als auf dieſe gemeine Weiſe darſtellen ließen, ſo müßten ſie aufhören, ein Gegenſtand der dichteriſchen Behandlung zu ſeyn. Da übrigens Margarethe in der Folge einen beynahe überirdiſchen Schwung nimmt, und zugleich die Hausgenoſſinn eines Präſidenten und die Freundinn eines Fürſten wird, der ſogar ſeinen Thron mit ihr theilen will, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch mit ihrer Art ſich auszudrucken allmählig eine Veränderung vorgeht.

Der Mahler, um den Leſern einen kleinen Abriß der Geſchichte zu geben, und ſie zugleich

mit den Handelnden näher bekannt zu machen, ſieht in dem Orte ſeines neuen Aufenthalts, wo er in dem Hauſe eines Präſidenten, ſeines Freunds, lebt, die Tänzerinn Roſamunde im Schauſpiele, und welchen Eindruck ſie auf ihn machte, wird man am beſten von ihm ſelbſt vernehmen. „Ich bin, ſchreibt er ſeinen Verwandten, im Schauſpiele geweſen, und es hat mich wunderbarer, als jemahls angezogen. Beſonders tief hat mich das Ballet erſchüttert. Sie haben Tänzer! eine Tänzerinn! bey dem allwiſſenden Gott, das iſt ein Geſchöpf ſonder Gleichen!

Ein erſchütterndes Ballet, welche Neuigkeit! Und wundern ſich die Leſer nicht ein wenig, daß die fromme Verfaſſerinn dieſes Buchs die Unſchicklichkeit nicht fühlte, die man, aufs geſindeſte geſagt, begeht, wenn man bey dem allwiſſenden Gott betheuert, daß eine Tänzerinn ein Geſchöpf ſonder Gleichen ſey? Kein Wunder, wenn man unmittelbar nachher lieſt, was in den Augen des Schreibenden ein Ballet iſt. „Ich weiß nicht, fährt er fort, warum man bey

uns ſo viel Komiſches in das Ballet verflicht. Hier iſt Ernſt, hoher, heiliger Ernſt. Ich kann und mag Euch noch nicht ſagen, welche Ahnungen das Alles in mir erweckt hat. Ich wollte, Ihr kämet und ſähet ſelbſt.“

Wahrlich, wenn die Brüder und Schweſtern, Vettern und Baſen des Briefſchreibers nicht auf der Stelle die Poſt genommen haben, um ſelbſt zu ſehen, ſo waren ſie nicht werth, auf Erden zu wandeln, und einen Boden zu betreten, der täglich von Ballettänzern und Ballettänzerinnen ohne Zahl mit geweihten Füßen berührt wird. Die Verwandten des jungen Menſchen müßen noch Manches in dieſem Tone leſen, womit man Andere billig verſchont. Ein Graf, der ihn um das Bildniß der Tänzerinn bittet, verſchafft ihm endlich Zutritt bey ihr, ungeachtet er ihm die Bitte abſchlägt. Die Erzählung dieſes Umſtands hat gerade den Ton, als wenn der junge Werther von den Todten auferſtanden wäre, und ihm die Worte in die Feder geſagt hätte. „Ein erbärmlicher Menſch,

ſchreibt er, ein Graf, bath mich letzt um ihr Bild; aber ich ſchlugs ab, und gab vor, Portrait ſey nicht mein Fach. Doch ſtellte er ſich, als gäbe er die Hoffnung nicht auf, und meinte, wenn ſie mir nur ſitzen wolle, würde ich mich ſchon erbitten laſſen. Erbitten! Morgen! Morgen! Aber daß dieſer Menſch mich bey ihr einführt, ſoll ich es dulden? Nein, wie ſie es auch nimmt, ich gehe früher." Wer als der unerträglichſte Tropf, kann in einem ſolchen Tone ſprechen?

Er geht, und findet bey der ſchönen Tänzerinn, die ihren Nahmen Roſamunde nicht umſonſt führen will, Stühle, Tiſche, Fußboden, Alles mit Roſen bedeckt. Sie ſelbſt ſchwebt aus einem andern Roſenzimmer herein, und indem ſie ihm ihre Roſenleidenſchaft geſteht, fügt ſie unerträglich geziert hinzu: Uebrigens ſcheinen mir die Männer am liebenswürdigſten, welche die wenigſten Roſen zertreten. Nur beyläufig ſey erinnert, daß dieſe Neigung nicht nur ſeltſam, ſondern auch in einem hohen Grade gleich-

gültig iſt, und daß man gar nicht einſieht, zu welchem Ende die Verfaſſerinn ſie der Tänzerinn angedichtet hat. Doch die Liebe zu den Blumen, und beſonders die Liebe zu den Roſen iſt ja allen romantiſch-poetiſchen Naturen eigen, und romantiſch-poetiſche Naturen ſind, gleich ihrer Schöpferinn, alle Helden und Heldinnen dieſes Romans. Uebrigens hätte der Mahler die Tänzerinn aus Gelegenheit ihrer Bemerkung, daß ihr die Männer am liebenswürdigſten ſchienen, welche die wenigſten Roſen zerträten, billig fragen ſollen, ob denn die Roſe eine Grasblume ſey, daß man die Leute warnen müßte, ſie nicht zu zertreten. Die Neigung des Mahlers zu der Tänzerinn wird von ſeinem Freunde und der Frau deſſelben nicht gern geſehen, und ihm iſt es unbegreiflich, wie dieſe Menſchen bey ihrer Bildung ſich von ſo rohen Urtheilen hinreißen laſſen. Herr Stephani fährt fort zu faſeln, und es kommt ſo weit mit ihm, daß er ſelbſt geſteht, die Leute fingen an, ihn für verrückt zu halten. „Die armen Menſchen, ſagt

er, ſie erzählen mir allerhand, fragen mich um Dieſes und Jenes, und geben nachher nicht undeutlich zu verſtehen, daß ich wohl ſo gewißen Abweſenheiten unterworfen ſeyn müße.“ Er ſchlägt ſich mit dem Grafen, den er beleidigt, als er das beſtellte Bild von ihm forderte. Das Bild gibt Gelegenheit, daß der Fürſt ihn rufen läßt, zu welchem er von nun an täglich kommt. Aber auch dieſer iſt gegen die Tänzerinn eingenommen. In einem folgenden Briefe klagt er, daß ſie ihn vermeide. Endlich erklärt er ihr ſeine Liebe. Aber ſie beweist ihm ſehr bündig, daß ihre Verbindung für beyde kein Glück ſeyn könne, theils weil ſie nicht ewig jung und ſchön bleibe, theils weil er die Unendlichkeit in ihr umfaſſen wolle, und ſich alſo natürlich dereinſt getäuſcht finden müße. Stephani, außer ſich über dieſe Erklärung, ſpringt auf, ſtürzt fort, und bekommt ein Fieber, das ihm die Beſinnung raubt, ſagt die Verfaſſerinn von dem Menſchen, der durch das ganze Buch nicht einen Augenblick bey ſich ſelbſt iſt. Gretchen, die von der Prä=

ſidentinn das Amt übernommen hat, in ſeiner Abweſenheit ſein Zimmer rein zu halten, wird zum erſten Mahl von ihm geſehen, da ſie ihm einen Trank reicht. Da er aber nach dem Erwachen aus einem Schlummer ſich nach ihr erkundigte, wollte ſie Niemand geſehen haben. Auch der Fürſt verſucht vergebens bey einem Beſuch, den er der Tänzerinn macht, ſie für den Mahler zu gewinnen. Sie erzählt ihm endlich ihre Geſchichte, die man ziemlich alltäglich finden wird. Der Fürſt wirbt aufs Neue bey ihr für den Mahler, und begegnet ihr mit einer Härte, die den unangenehmſten Eindruck auf den Leſer macht. Er droht ihr zuletzt, die Sache auf eine Art zu endigen, die ſie nimmer ahne, und dieſes Endigen iſt eine Verbindung des Liebhabers mit Grethchen, die, wie der Fürſt ſagt, das Urbild deſſelben ſey, das er, im Wahn, es ſey nicht zu finden, aufgab, als er die Tänzerinn kennen lernte. Die kluge Antwort, mit welcher Roſamunde dieſe Drohung erwiedert, ſetzt das Unſchickliche und Widerſin-

nige des fürſtlichen Betragens, gewiß wider den Zweck der Verfaſſerinn, in ein ſehr helles Licht. Stephani ſieht endlich Grethchen wieder, wie ſie am Weihnachtabend bey den Kindern des Präſidenten die Rolle des Chriſtkinds übernimmt, und beſchreibt den Eindruck, den ſie auf ihn machte, ſeinen Verwandten. „O, ruft er aus, Du himmliſche Unſchuld! Du liebenswürdigſtes aller Geſchöpfe, die auf Erden geboren wurden, wofern Du nicht gerade vom Himmel ſtiegſt! Du meine innigſte, heiligſte Erſcheinung, die ich oft auf der Leinwand darſtellen wollte, damit ich ſie auch mit körperlichem Auge ſchauen möchte.“ Die Weiſſagung des Fürſten iſt alſo eingetroffen. Grethchen, die Madonna, hat die Tänzerinn bey ihm in Schatten geſtellt. Doch ſein Herz gehört beyden. „Roſamunde, ſagt er, als er ſeinen Freunden meldet, er wolle Grethchen als Madonna auf ein Altarblatt mahlen, das die Stadt Piſa bey ihm beſtellt habe, Roſamunde, Du ſchwebteſt, Margarethe, Du ſollſt ſchweben, wie ſie! Aus eigener Kraft er=

hob ſich jene von der Erde; Du warſt vom Anfange erhoben. Genien meines Lebens! Kunſt und Liebe hält Euch in meiner Nähe! Halleluja, Ihr könnt nicht mehr von mir weichen!“ Seine Veränderung bleibt Roſamunden nicht unbemerkt. „Von Stephani, ſchreibt ſie an eine Freundinn, kann ich Dir wenig melden, denn ich habe ihn in mehreren Wochen nicht geſehen. Er ſoll mit einem großen Gemählde, wahrſcheinlich noch mehr mit dem Originale, dem Mädchen, mit welchem der Fürſt mir einſt drohte, beſchäftigt ſeyn. Wie unausſprechlich elend hätte ich werden können, wäre ich länger über den Character dieſes Mannes in Zweifel geblieben. Wehe auch ihr, der Unglücklichen, wofern ſie ihr Herz an ihn hängt, und ſich die Möglichkeit, ihn feſtzuhalten, erträumt! Er liebt das ganze Geſchlecht, und zwar feſter und leidenſchaftlicher, als irgend ein Mann. Der Fürſt läßt von Grethchen ſich bewegen, ein Kloſter zu ſtiften, worin die Nonnen kein Gelübde ablegen dürfen, und den Beruf haben, Leidende

aufzuſuchen, um ihnen zu helfen, hofft aber nichts deſto weniger noch immer für ſeine Liebe, weil er den Einfall des Mädchens für Schwärmerey hält, von der er glaubt, daß ſie eine Krankheit ſey, die ſich heilen laſſe, wie die Ruhmſucht. Uebrigens iſt er im höchſten Grade eiferſüchtig auf Stephani, und läßt dieſen und Grethchen die Folgen ſeiner Leidenſchaft bey jeder Gelegenheit auf eine eben ſo heftige, als ſeltſame Weiſe fühlen. Das Altarblatt wird endlich am Oſterfeſte in der Kirche aufgeſtellt. Grethchen erblickt es, aber in dem Augenblicke ſieht ſie ein ihr unbekanntes Frauenzimmer, das ebenfalls nach dem Bilde ſah, niederſinken, und eilt ihr zu Hülfe. Die Fremde iſt Roſamunde, und wird, von Grethchen begleitet, ohne Bewußtſeyn nach Hauſe gebracht. Grethchen erräth bald wer ſie iſt, und geſteht ihr, ſie habe ſie wegen ihrer Härte gegen Stephani nie geliebt, ſehe aber jetzt wohl, Roſamunde habe Recht gehabt, und ihn beſſer gekannt, als ſie und die übrigen. Auf Grethchens Ausruf: „Wären Sie

nur nicht in der Kirche geweſen!" antwortet die Kranke: „Du haſt Recht! Ich ſah dort, was ich nicht bin, und das ſchließt meine Augen auf ewig." Sie entſchlummert in Gretchens Armen, die ebenfalls einſchläft, und bey ihrem Erwachen Roſamunden ohne Leben findet. Auf den Tod der Tänzerinn kann die Verfaſſerinn mit Recht ſtolz ſeyn. Schwerlich hat je ein Romanenheld, oder eine Romanenheldinn auf eine ſo eigene Art die Welt verlaſſen. Stephani, der ſich zwey Mahl von einer unwiderſtehlichen Gewalt an der Thür der Kirche zurückgehalten fühlt, endlich aber doch hineingeht, hört, daß Grethchen einer Unbekannten zu Hülfe geeilt ſey, und als er zu Hauſe die Gefahr, worin Roſamunde ſich befindet, vernimmt, eilt er nach ihrer Wohnung, wird aber von dem Arzt nicht zu ihr gelaſſen. Der Tollhaus-Kandidat geſtattet nicht, daß die Träger die Leiche wegtragen, und erſt nachdem er mit zwey Aerzten dieſen und den folgenden Tag fruchtloſe Verſuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht hat, läßt er die

Beerdigung vor ſich gehen. Doch mußte der Leichnam zuvor geöffnet, und ihm das Herz übergeben werden. Die Geſchichte eilt nun raſch zum Ende. Grethchen geht in ihr Kloſter, wo ſie, wie die Verfaſſerinn ſich ausdruckt, ein Engel der Rettung für Tauſende ward, und endlich im höchſten menſchlichen Alter ſtarb. Auf ihrem Grabe ſollen Gemüthskranke geheilt werden. Ob hierzu die reine Bergluft beytrage — wagt die Verfaſſerinn nicht zu entſcheiden. Stephani vermählte ſich nie, und hatte viele Geliebten, oft mehrere zu gleicher Zeit, die er kurz vor ſeinem Tode in einem großen Deckengemählde unter die Götter, und zwar Margarethe als Venus Urania, verſetzte. Er ſtarb in der Blüthe ſeines Lebens, als Opfer der leidenſchaftlichen Liebe für ſeine Kunſt und für die Weiber, von Grethchen gepflegt und in ihren Armen. Denſelben Dienſt leiſtete dieſe auch dem Fürſten, der mehrere Jahre nachher verſchied.

Dieſes iſt der weſentliche Inhalt eines Romans, in deſſen Zuſammenſetzung wohl Nie-

mand einen großen Aufwand von Kunſt finden wird. Ein Mädchen ſchlägt die Hand eines Fürſten aus, und entſagt der Liebe zu einem andern, ihrem Herzen nicht gleichgültigen Manne aus einem doppelten Grunde. Der eine liegt in ihrer höhern Natur, kraft welcher ſie ſich berufen fühlt, ihre Liebe den Leiden der Menſchheit zu widmen, und der andere beſteht darin, daß ſie es nicht mit anſehen und ertragen könnte, wenn die beyden Liebhaber wegen des Vorzugs, den einer vor dem andern erhielte, einander haßten. Neben dieſer Geſchichte her geht die Liebe Stephanis zu der Tänzerinn, ohne mit ihr in irgend einer nothwendigen Beziehung zu ſtehen. Ein zweyter in die Augen ſpringender Fehler iſt, daß das Ganze durchaus keine Erwartungen erregt, und alſo auch keine befriedigt. Man weiß im erſten Augenblicke, daß Roſamunde nie die Wünſche Stephanis erfüllen, und daß Grethchen, um deren Beſitz er ſich übrigens gar nicht einmahl bewirbt, ſich weder für ihn, ungeachtet er im Grunde ihre Neigung beſitzt, noch

für den Fürſten erklären wird. Kurz, was man in den letzten Blättern dieſes Buchs erfährt, hätte eben ſo gut auf den erſten Bogen vorgehen können, und man darf ſich daher auch nicht wundern, daß man ſo viel Wortgepränge leſen muß, und das Unbedeutendſte mit der größten Umſtändlichkeit erzählt wird. Eine beſondere Beleuchtung verdient Grethchens Betragen. Daß dieſe aus einem gedoppelten Grunde dem Heirathen entſagt, gereicht dem Werke als Dichtung ſchon an und für ſich zum Vorwurfe. Allein ein noch größerer Tadel trifft die Verfaſſerinn, wenn man dieſe Gründe einer nähern Prüfung unterwirft. Was hält ſie denn, muß man fragen, für die Beſtimmung des Weibes? Doch wohl nicht den Beruf, welchen Grethchen wählt? Nur als Gattinn und Mutter erfüllt ſie den Zweck ihres Daſeyns, und dieſe Wahrheit ſollte man doch endlich einmahl nicht mehr predigen dürfen. Man kann überdieß Gattinn und Mutter ſeyn, und doch Hungrige ſpeiſen, Nackende kleiden, Kranke verpflegen, Betrübte

tröſten, Irrende belehren, die Guten ermuntern und die Böſen bekehren, und mehr wird Grethchen wohl ſchwerlich in und außer ihrem Kloſter verrichten. Aber die Verfaſſerinn ſpeist, wie es ſcheint nicht ohne Abſicht, die Leſer über das Weltheilandamt ihrer Heldinn mit allgemeinen Worten ab, um ſie etwas Höheres als das gemeine Wohlthun ahnen zu laſſen. Nur Schade, daß ſich dieſes Höhere nicht denken läßt. Oder rechnet ſie etwa zu demſelben den Umſtand, daß Grethchen zum Beſten eines Taugenichts von Sohn, der ſich um eines Mädchens willen ermorden will, den weltlichen Arm des Fürſten gegen den Vater bewaffnet? Wahrlich, wenn ihr Helfen in ſolchen Handlungen beſteht, ſo möchte ſie immer, wie andere gemeine Mädchen, heirathen und Kinder gebären und erziehen, oder wenn ihr Abſcheu gegen den Frauenſtand ſchlechterdings unüberwindlich iſt, als ewige Jungfrau Wolle ſpinnen und — bethen. Es iſt leicht geſagt, man ſah Grethchen einen helfenden Engel für Tauſende werden.

Aber man will wiſſen, wie ſie es anſtellte, um dieſes zu ſeyn. Grethchen alſo, dieſe höhere Natur, dieſes Urbild der Weiblichkeit, dieſer menſchliche Engel, iſt Nichts als eine Irrende, der man, ſtatt der von der Verfaſſerinn für ſie geforderten Bewunderung und Anbethung, nur ein mitleidiges Achſelzucken widmen kann. Die Verfaſſerinn fühlte, daß der eine Beweggrund der Ehelosigkeit ihrer Heldinn keine Prüfung aushält, und darum lieh ſie ihr einen zweyten, der noch weniger Gültigkeit hat, als der erſte. Warum ſoll ein Mädchen, das von Mehreren zugleich geliebt wird, nicht ſeinem Herzen folgen dürfen? Wenn die Verfaſſerinn Grethchens Aufopferung zur allgemeinen Regel erheben will, ſo blieben am Ende nur ſolche Mädchen zum Heirathen übrig, die Niemand begehrt. Und denkt denn Stephani bey Grethchen an eine Liebe, deren Ziel eine Heirath iſt? Es ſcheint, das gute Kind ſieht bey aller ſeiner Demuth in jedem Manne nicht nur einen Anbether, ſondern auch einen Freyer.

Im Allgemeinen fehlt dem Buche, ſo viele Anſprüche auch die Verfaſſerinn auf eine vermeinte höhere Poeſie machen mag, der beſeelende Geiſt derſelben, und durchaus bemerkt man das Schwanken und die Unbeſtimmtheit, welche die natürlichen Folgen des fehlenden innern Berufs und falſcher Anſichten ſind. Den Characteren gebricht es an Wahrheit und Eigenthümlichkeit zugleich. Der Mahler iſt ein langweiliger Tollhäusler, und aus dem Fürſten mit ſeiner Liebe und ſeiner Eiferſucht weiß man gar nicht, was man machen ſoll. Ueberhaupt wird von Liebe zwar unaufhörlich geſprochen, aber nirgends ſehen wir ſie in Handlung geſetzt. So vielen Stoff das Buch übrigens zum Tadel darbiethet, ſo ſieht man ſich doch durch den größtentheils reinen und blühenden Styl, und durch einzelne mit Glück behandelte Theile zu dem Wunſche gedrungen, die Verfaſſerinn möchte einer Weiſe entſagen, welcher ſie es vorzüglich zuzuſchreiben hat, wenn der unbefangenſte Leſer ihre Anlagen mehr ahnt, als deutlich erkennt.

Zum Beſchluße mag noch eine Stelle aus einem Briefe Grethchens hier ſtehen, die, ſo anſtößig ſie auch manchem Leſer ſeyn mag, doch ganz den Geiſt der Philoſophie unſerer Tage ausſpricht. „Nein, nein! ſchreibt die Schulmeiſterstochter, Gott iſt gewiß nicht allmächtig, ſonſt hätte er das Böſe gehindert. Es war, das ſieht man tauſendfältig beſtätigt, eine Kraft, welche ſich ihm von Ewigkeit widerſetzte, und die er von Ewigkeit her bekämpfte. Wie dieſer Kampf ſich endigen wird, iſt, glaube Sie mir, liebſte Mutter! noch lange nicht entſchieden. Ach, wir blödſüchtigen, in Leidenſchaft und Irrthum taumelnden Kinder kennen vielleicht noch lange nicht die Sorgen unſers großen, liebevollen Vaters. Schaudern und Entſetzen würde uns vielleicht ergreifen, wenn ſie uns offenbar würden. Wohl mögen wir bethen: Dein Reich komme! Erlöſe uns von dem Böſen! Glaube Sie mir, herzliebe Mutter! in dieſen Worten unſers göttlichen Lehrers liegt weit mehr, als wir denken, ſo wie in ſeiner Verſicherung: Ich hätte

Euch noch Vieles zu ſagen, aber Ihr könnt es jetzt nicht ertragen.“

Das gute Grethchen! Welchen Unſinn zwingt ſie ihre herzliebe Mutter von ihr anzuhören, und welchen Bethſchweſtern-Eigendünkel verräth das Mädchen durch den zwey Mahl wiederholten Ausdruck: Glaube Sie mir, liebe Mutter!

III.

Oeffentliche Seligſprechung und Vergötterung des Mords und Selbſtmords in Deutſchland, im Jahr 1811.

Armes Deutſchland! Wenn die Tollheit Deiner wahnſinnigen Schriftſteller ſich endlich bis zum Morde ſteigert, welches Volk wird der Mörder mehrere zählen, als das Deinige?

Die Geſchichte, welche in dieſem Augenblicke alle unſere öffentlichen Blätter beſchäftigt, wird hoffentlich wenigſtens die gute Folge haben, daß ſie uns mehr als bisher auf die Zeichen der Zeit achten lehrt.

Heinrich von Kleiſt, einer der eifrigſten Jünger der berüchtigten romantiſch-myſtiſchen Poe=

ten=Schule hat im vorigen Monat seine zu ſter=ben entſchloſſene Freundinn, eine gewiße Frau Adolphine Vogel, geborene Keber, und ſich ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß ermordet.

Man kannte dieſen Heinrich von Kleiſt, der als Schriftſteller einem den Deutſchen ſtets hei=ligen Nahmen — keine ſonderliche Ehre brachte, als den Verfaſſer einiger poetiſchen Verſuche, durch welche ſich zwar erſt kürzlich der Heraus=geber eines gewißen für Damen geſchriebenen Taſchenbuchs zu einer ſeinen eigenen Verſtand ſehr in Anſpruch nehmenden Verzückung, und zu mehreren, die Schule bezeichnenden göttli=chen Grobheiten gegen andere Schriftſteller und gegen das Publikum hingeriſſen fühlte, in wel=chen aber vernünftige Leute, troß jenem heiligen Johannes, und weltlichen Hans beynahe Nichts als Kennzeichen der entſchiedenſten Quer=köpfigkeit wahrnahmen. Mit Einem Worte, der Verfaſſer des Käthchens von Heilbronn war ein unheilbarer Kranker, der durch die Schau=dererregende That, mit welcher er den Schau=

platz des Lebens verließ, weniger Abſcheu als Mitleid einflößt. Doppelt zu bemitleiden aber iſt Adolphine Vogel, ſeine geiſtige Buhlſchweſter, die ſich einer fremden Hand zum Selbſtmorde bediente. Die leiblichen Aerzte hatten ſie, wie wir leſen, längſt aufgegeben, und daß der beſte Seelenarzt ſich von ihrer Heilung eben ſo wenig Ehre verſprechen durfte, folgt ſchon aus ihrem ſeltſamen Bündniße mit ihrem Mörder und Todesgefährten, erhellt aber nicht weniger deutlich aus den Paar Worten, die ſie kurz vor ihrem Tode an ihren Gatten ſchrieb. Sie ermahnt den guten Mann, zu weinen, aber nicht zu trauern, und will alſo, daß er, und vermuthlich auch ihr auf der Grube gehender Vater und ihre Tochter Freudenthränen über ihr entſetzliches Ende vergießen. Wahnſinnig iſt ferner jeder Selbſtmörder, der nicht unglücklich iſt, und das Letzte war Adolphine Vogel ſo wenig, daß ſie ausdrücklich ſagt, ſie vertauſche die irdiſche Glückſeligkeit mit der ewigen. Was iſt es endlich, als gediegener Wahn-

ſinn, wenn die Arme, indem ſie behauptet, ſie ſterbe einen Tod, wie nur wenige Sterbliche ſich erfreuen könnten, da ſie von der innigſten Liebe begleitet, die irdiſche Glückſeligkeit mit der ewigen vertauſche, ſich zu dem Glauben bekennt, der Selbſtmord ſey nicht nur die erfreulichſte, er ſey auch die allein ſelig machende Todesart, und die innigſte Liebe, die unſere Freunde uns beweiſen könnten, beſtehe darin, daß wir ihnen nur zu winken brauchten, wenn ſie uns eine Kugel durch das Herz jagen ſollen?

Wir laſſen alſo die Todten ruhen, um ein deſto ernſteres Wort mit den Lebendigen, und vorzüglich mit einem derſelben zu ſprechen, der ſich bey dieſem traurigen Vorfall auf eine Art öffentlich ausgezeichnet hat, die Alles, was man bisher unerhört nannte, weit hinter ſich zurück läßt.

Der bisher noch nirgends hin erklungene Nahme dieſes kecken Hohnſprechers gewißer bisher für heilig gehaltener Wahrheiten iſt Peguithen, und das Werk, wodurch er die berühmte-

ſten Helden von einer gewißen Gattung in den tiefſten Schatten ſtellt, iſt folgende, im 124ten Stück der Berliner Voſſiſchen Zeitung abgedruckte Todesanzeige:

„Adolphine Vogel, geborene Keber, und Heinrich von Kleiſt haben am 21. November gemeinſchaftlich dieſe Welt verlaſſen, aus reinem Verlangen nach einer beſſern.

Beyde hinterlaſſen Freunde und Freundinnen, und dazu gehören nicht bloß Diejenigen, welche ſo glücklich waren, mit ihnen zu leben, ſondern die verwandten Geiſter aller Jahrhunderte, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft.

Dieſen halte ich für Pflicht, nach dem Wunſche und mit dem Beyſtande meines Freundes, des tiefbetrübten Gatten der Verewigten, einige Bruchſtücke über die Kataſtrophe vorzulegen, welche ihrem Leben ein Ende machte, und das ſoll hoffentlich noch in dieſem Jahre geſchehen.

Das Publikum bitte ich, ſein Urtheil bis

dahin aufzuſchieben, und nicht zwey Weſen lieblos zu verdammen, welche die Liebe und Reinheit ſelbſt waren. Es iſt von einer That die Rede, wie ſie nicht Jahrhunderte geſehen haben, und von zwey Menſchen, die nicht mit einem gewöhnlichen Maßſtabe gemeſſen werden können.

Ob es mir aber gelingen wird, der bloßen Neugier Derer zu genügen, die gleich dem Chemiker, nur ohne ſeinen Beruf, nicht eher ruhen, als bis der Diamant in gemeine Kohle und Gas verwandelt da liegt, daran zweifle ich ſelbſt. Dieſen rathe ich ſehr, die angekündigte, und nur für Freunde und Freundinnen in obigem Sinne beſtimmte Schrift nicht zu leſen, wenn ſie ſich dieſelbe auch zum Beſten der wohlthätigen Anſtalt, für welche der Ertrag beſtimmt iſt, kaufen ſollten.

Peguilhen, als Vollſtrecker
des letzten Willens der
beyden Verewigten."

Wer fragt nicht beym Leſen dieſes durch den ſtärkſten Beynahmen noch zu ſchwach bezeichneten, und zugleich im elendeſten und ſchleppendſten Styl hingeſudelten Gewäſches, über welches die Druckerſchwärze ſelbſt erröthen möchte, wer fragt nicht: Leben wir in Deutſchland, oder in dem finſterſten, von wilden Scythen, oder einer noch barbariſchern Horde bewohnten Winkel der Erde? Gelten weder göttliche, noch menſchliche Geſetze mehr unter uns, und darf man ihnen mit frecher Zunge und mit frecher Hand öffentlich Hohn ſprechen? Ein Mörder, ein vorſetzlicher Mörder gehört aufs Rad, und ſelbſt dem durch Wahnſinn entſchuldigten Selbſtmörder gebührt wenigſtens keine Ehre nach dem Tode. Aber der ſo viel man weiß vor der Hand in Berlin noch frey herumgehende Schreiber der Kleiſt-Vogelſchen Todesanzeige, weit entfernt, für ſeinen Freund, den Mörder und Selbſtmörder, und für ſeine Freundinn, die Selbſtmörderinn, ihren Wahnſinn, als die einzige Entſchuldigung ihrer verwerflichen That geltend zu machen, ver-

wandelt ſie durch die dieſer raſenden Handlung zugeſchriebene Abſicht in ſittliche Ungeheuer, und fordert mit ſchamloſer Stirn, von wem? von dem deutſchen Publikum, fordert von gebildeten Menſchen und Chriſten, daß ſie dieſe Ungeheuer als Weſen, welche die Liebe und Reinheit ſelbſt waren, und alſo in dem Lichte einer Gottheit betrachten ſollen! Dieſe zwey Menſchen, ſagt er ferner, können nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtabe gemeſſen werden. Gemeine Naturen alſo, um mich der Schulſprache zu bedienen, gemeine Naturen ſind alle ehrlichen Leute, welche mit der Ergebung des Weiſen und des Chriſten auch ein qualvolles Daſeyn ertragen, und nur, wer die Mörderhand an ſich ſelbſt und an Andere legt, wenn er auch wie Heinrich von Kleiſt und Adolphine Vogel ſeine natürliche Scheu vor der unnatürlichen That mit Wein und Rum und Kaffeh bekämpfen muß, begeht „eine That, wie ſie Jahrhunderte nicht geſehen haben" und darf als ein über die größten und

edelſten Menſchen erhabenes Weſen nur mit dem Maßſtabe einer Gottheit gemeſſen werden.

Hoffentlich werden die Obrigkeiten, durch dieſen Vorfall erweckt, endlich einmahl einſehen, welche Bekenner die Religion, und welche Bürger der Staat an gewißen Menſchen hat.

Dieſer ſogenannte Teſtamentsvollſtrecker der — Verewigten (!!!) droht zugleich in ſeinem verbrecheriſchen, und der höchſten Ahndung würdigen Uebermuth mit einer beſondern Schrift über den abſcheulichen Vorfall, oder mit andern Worten, er will ſeinem verächtlichen Ich eine zweyte Schandſäule errichten, und bey Gott, eine dritte, die bis in die Wolken reicht, müßte ihm zu Theil werden, wenn man ein Buch zugleich durch den Henker verbrennen laſſen und verkaufen könnte. Wenn übrigens die wohlthätige Anſtalt, für welche der Ertrag des ſaubern Werkchens beſtimmt ſeyn ſoll, das Irrhaus iſt: ſo traue ich dieſem Sitz der Unverſtändigen Verſtand genug zu, um keines Winks zu bedürfen,

auf welche Art es dem milden Stifter seine Erkenntlichkeit am ſchicklichſten beweiſen kann.

Daß der Todesanzeigenſchreiber nicht nur ein kecker Verhöhner der göttlichen und weltlichen Geſetze, daß er nicht nur ein ſchamloſer Vertheidiger des Mords und des Selbſtmords, daß er zugleich der abgeſagteſte Feind des geſunden Menſchenverſtands iſt, davon liefert ſein Aufſatz die unwiderleglichſten Beweiſe. Oder iſt es nicht die entſchiedenſte Raſerey, wenn er den Geiſtern der Vergangenheit ankündigt, er ſey im Begriff, ein Buch für ſie zu ſchreiben? Zeugt es etwa von geſunder Vernunft, wenn er von den beyden unglückſeligen Opfern des leidigen Wahnſinns unſerer Tage ſagt, daß ſie Freunde der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft hinterlaſſen hätten? Doch ich drucke mich noch viel zu gelind aus. Welcher Tollhäusler hat jemahls, der Freunde der Vergangenheit nicht zu gedenken, von Freunden geſprochen, die Jemand hinterläßt, ungeachtet ſie, als er aus der Welt ging, noch gar nicht

geboren waren? Aber freylich kann der Menſch, der von der muthwilligſten Schändung der heiligſten Pflichten, der Pflichten gegen Gott und den Nächſten, gegen Vater, Gatten und Kinder, wie von der edelſten und preiswürdigſten That ſpricht, unmöglich Meiſter ſeines Verſtands ſeyn, und verwahrt er ſich wider Vermuthen gegen dieſe allein gültige Entſchuldigung ſeines Betragens: ſo hat das ganze nüchterne, vernünftige und rechtliche Deutſchland die Pflicht, in einer gegen ihn einzureichenden förmlichen Klage zu fordern, daß er das gegebene beyſpielloſe Aergerniß allen ſeinen Mitmenſchen öffentlich abzubitten gezwungen werde.

Welche Betrachtungen müßen ſich nicht jedem unbefangenen und redlichen Gemüth bey einer Geſchichte aufdringen, durch welche die Schwärmerey unſerer Tage ſich in ihrem gräßlichſten Lichte zeigt!

Iſt nicht die Geſammtheit unſerer dichteriſchen Erzeugniße mit wenigen Ausnahmen ein Sumpf, der ſehr ekelhaftes, und zum Theil

giftiges Gewürm ausbrütet? Eine Schar unwiſſender, ſelbſtſüchtiger und wahnſinniger Knaben, mit und ohne Bart, predigt öffentlich, und in allen möglichen Geſtalten den Aberglauben der finſterſten Zeiten, und wer nicht mit rast, oder wer gar gegen das einreißende Verderben eine warnende Stimme erhebt, darf ſich auf Schmähſchriften, auf den Nahmen eines Plattiſten, und wie die Mode-Schimpfwörter dieſer krächzenden Rabenzucht ferner heißen, und auf alle erſinnlichen Nichtswürdigkeiten gefaßt halten, und ſelbſt Leute, welche die Miene annehmen, als ob die Veredlung der Menſchheit ihr einziges Streben wäre, treten feindlich gegen ihn auf. Mit der Verarmung findet ſich gewöhnlich der Bettelſtolz ein, und wer iſt ärmer und ſtolzer, als wir in dieſem Augenblicke? Umſonſt halten weiſere und beſſere Völker uns täglich einen Spiegel vor. Was hätten wir, um gleich das nächſte Beyſpiel zu wählen, von den eben ſo lebhaften, als beſonnenen Franzoſen nicht von jeher lernen können, wenn — der Bettelſtolz nicht wäre? Doch

was kann man von einem Volke erwarten, das ſeine edelſten Geiſter, denen es ſeinen ganzen Ruhm und ſeine ganze Bildung ſchuldig iſt, das Männer, wie Haller, Klopſtock, Leſſing, Wieland und andere den Verunglimpfungen roher Bänkelſänger und Klingelreimer, deren ganzer Sudelverein nicht ein einziges erträgliches Werk aufzuweiſen vermag, Preis gibt, und welches ſogar ungeahndet den Frevel duldete, daß man einem Luther ſeinen heiligen Nahmen für einen auf die Bühne gebrachten Tollhäusler abborgte?

Es gereicht dem Verfaſſer dieſer Bemerkungen zu keiner geringen Beruhigung, daß der Geiſt, oder vielmehr das Geſpenſt der Zeit auch von Andern in demſelben Lichte, wie von ihm betrachtet wird, und welcher Leſer hat dem Aufſatze ſeinen Beyfall verſagt, der erſt neuerlich über das ſchriftſtelleriſche gelbe Fieber in den Miscellen für die neueſte Weltkunde erſchienen iſt? Möchte der edle, und ächt-vaterländiſche, leider ungenannte Verfaſſer dieſer ſchö-

nen Worte zu ihrer Zeit, möchte wenigſtens er kein Prediger in der Wüſte ſeyn! Oder ſoll man ewig in Deutſchland ſingen und ſagen müſſen: Tollheit, Dein Nahme iſt Poeſie?

1 8 1 2.

Erſte Abtheilung.

I.

Ein Wort der Vertheidigung, den Aufſatz: Oeffentliche Seligſprechung des Mords und Selbſtmords in Deutſchland betreffend.

Ums Himmelswillen, Ihr vernünftigen Leute, ſeyd doch recht vernünftig-ſtumm bey den Freveln und Thorheiten des Zeitalters! Laßt die Weſpen ungeſtört in ihren Neſtern, wenn Ihr nicht mit Schmerzen erfahren wollt, daß der Stachel des Ungeziefers eben ſo lang als giftig iſt. Gegen dieſe Lebensregel, die freylich dem Einzelnen, der ſie beobachtet, heilſamer als der Menſchheit iſt, hat ſich der Nichtunterzeichnete durch ſeinen im Morgenblatte des vo=

rigen Jahrs Nro. 310. abgedruckten Aufſatz: Oeffentliche Seligſprechung und Vergötterung des Mords und Selbſtmords in Deutſchland, ſchwer verſündigt. Aber, o Wunder! unter den Weſpen kommt auch eine Biene geflogen, und macht der Natur und der Fabel zum Trotz, wenn gleich aus einem verſchiedenen Grunde, ſo eifrig gemeinſchaftliche Sache mit jenen, als ob Weſpen und Bienen leibliche Baſen und die beſten Freundinnen obendrein wären.

Dieſe Biene, gegen die mich nur die Bienenkappe der Wahrheit und Gerechtigkeit ſchützt, iſt der eben ſo geachtete, als achtungswürdige Schriftſteller, Herr Eberhard in Halle, welcher mir im zweyten Hefte ſeiner neubeginnenden Salina wegen meines aus Gelegenheit der unerhörten Kleiſt-Vogelſchen Mord- und Selbſtmordgeſchichte geſprochenen Worts eine Standrede hält, die, wie ich gern glaube, gegen die Abſicht des würdigen Verfaſſers, an mehreren Stellen für mich zu einer wahren Schandrede wird. Oder ſoll ich mich etwa für geehrt halten,

wenn man mir mit dürren Worten Rohheit und Ungerechtigkeit, und mit einer zierlichen Umſchreibung Unbeſonnenheit vorwirft, und endlich das Werk damit krönt, daß man mein Urtheil über den Herrn Heinrich von Kleiſt als Schriftſteller für eine unverdiente Schändung ſeines Nahmens und künſtleriſchen Strebens erklärt?

Wahrlich, wären dieſe Anklagen der Salina auch nur halb wahr, ſtatt daß ſie es gar nicht ſind, dürfte man ſich wundern, wenn Leute mit halben Köpfen und mit gar keinen, wäre es ein Wunder, ſage ich, wenn dieſe Leute ſich lieber zu den Albernſten, was es gibt, zu ihren eigenen Schriften bekennen, als den Verdacht auf ſich liegen laſſen wollten, der leider von mir nicht abzuläugnende verdammungswürdige Aufſatz ſey aus ihrer Feder hervorgegangen, und wenn ſie eben daher, wie es bereits von einem gewißen, oft verlachten armen Stümper in Proſa und Verſen, Nahmens Saul Aſcher, geſchehen iſt, die Welt ſogar gegen Einrückungsgebühren verſicherten, daß ſie gegen die neueſten

Meſſiaſſe, unter welche die Freunde des Herrn Heinrich von Kleiſt dieſen und ſich ſelbſt zählen, wenigſtens keine ſchnaubenden Saule wären?

Doch Herr Eberhard gießt ſogleich Balſam in die Wunden, die er mir ſchlägt. Er glaubt den Verfaſſer des Aufſatzes errathen zu haben, und ſchließt ſeinen Angriff mit der Verſicherung, daß er den Mann aufrichtig achte und ehre.

Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, ob nicht Herr Eberhard zu meinem Unglücke falſch gerathen hat, da der beſte Oedipus wohl noch öfter ſchlummert, als der gute Homer. Aber mag er mich kennen, oder nicht, genug, ich kenne ihn, und da ich eben deswegen ſeine Achtung nicht bloß beſitzen, ſondern auch verdienen will: ſo hoffe ich, er wird der Erſte ſeyn, der mir dankt, daß ich mich von Beſchuldigungen reinige, die mich, wenn ſie mich träfen, um alle Anſprüche an die Achtung der Leute, die ſelbſt Achtung verdienen, bringen würden.

Von der bloßen Vermuthung einer Verſündigung an den unglücklichen Todten muß mich

in den Augen des unbefangenen Publikums ſchon der Umſtand freyſprechen, daß mein Aufſatz gar nicht gegen ſie, ſondern gegen ihren unſeligen Seligſprecher und Teſtamentsvollſtrecker gerichtet iſt. Dieſe Abſicht liegt ſchon klar in der Ueberſchrift, und es iſt nicht Eine Stelle im Aufſatze ſelbſt zu finden, die ihr widerſpräche. Ich habe freylich dem Mord und dem Selbſtmord keine Lobrede gehalten. Aber wenn ich nicht feſt überzeugt wäre, daß Herr Eberhard eben ſo weit entfernt iſt, dieſe von mir zu erwarten, als ich es bin, ſie zu ſchreiben: ſo würde er zuverläßig hier Nichts von mir leſen, als höchſtens eine Verweiſung an das fünfte Geboth.

Herr Eberhard, deſſen Aufſatz gegen mich bloß aus zerſtreuten Bemerkungen beſteht, ſpricht ſich nirgends mit befriedigender Beſtimmtheit über die Würdigung der That aus, von welcher die Rede iſt. Ich habe mich über dieſelbe auf eine Art erklärt, die gar keine Mißdeutung zuläßt, und wollte Herr Eberhard gegen mich ſchreiben: ſo war es ſeine erſte und unerläßliche

ſte Pflicht, meine Anſicht zu widerlegen. Aber zu ſeinem und zu meinem Schaden verſchmähte er bey ſeinem Angriffe einen Weg, den er nicht verlaſſen konnte, ohne ſich am Ende ſelbſt wahre Ungerechtigkeiten vorwerfen zu müßen.

Ich behauptete nähmlich im 310ten Stücke des Morgenblatts vom vorigen Jahre, und behaupte es wieder in dem gegenwärtigen 47ten Stücke von dieſem Jahre, und werde es behaupten, ſo lange ich an eine Religion glaube, und göttliche und menſchliche Geſetze für heilig halte, daß Mord und Selbſtmord unter allen Umſtänden höchſt ſtrafbare Verbrechen ſind, für die es, weil nach meiner Sittenlehre kein Unglück, es ſey ſo groß, als es wolle, und alſo auch kein ungeheures Gefühl, wie Herr Eberhard ſich irgendwo ausdruckt, zu einem Verbrechen berechtigt, gar keine andere Entſchuldigung, als einen höhern, oder geringern Grad des Wahnſinns gibt.

Verſündigt man ſich aber bey dieſen Grundſätzen an dem Herrn Heinrich von Kleiſt und ſei-

ner Todesgefährtinn, wenn man, um ihr Andenken von dem Vorwurfe des Verbrechens zu retten, ſie für Wahnſinnige, und alſo für Menſchen erklärt, die einer Zurechnung ihrer Frevelthat unfähig ſind? Und darf Herr Eberhard dieſe menſchenfreundliche Entſchuldigung ſeiner Schützlinge für Spott erklären? Läuft nicht vielmehr ſeine eigene Vertheidigung ihrer That ganz auf dieſelbe Anſicht hinaus, wenn er ausdrücklich ſagt:

„Könnten wir ihn ganz und gar durchſchauen, ſo würden vielleicht auch ſeine ſtrengſten Richter, indem ſie ſeine That verabſcheuten, ihn ſelbſt nur für einen verirrten Unglückli-chen erklären müßen, der auch in ſeinem tiefſten Falle noch eine ächt-menſchliche Theilnahme in Anſpruch nehme.“

Oder iſt etwa ein verirrter Unglücklicher etwas Anderes, als ein Menſch, der ſeiner nicht mächtig iſt, und deſſen Handlungen alſo nicht mit dem Maßſtabe gemeſſen werden können, der bey dem mit Selbſtbewußtſeyn, Ueberlegung und

Freyheit zu Werke gehenden Verbrecher anzuwenden iſt? Und doch ſoll ich der Spötter ſeyn, während Herr Eberhard nicht nur dieſelbe Meinung mit mir äußert, ſondern ſie ſogar, zum Nachtheile ſeines Schützlings, noch durch ein beygefügtes Vielleicht der Ungewißheit Preis gibt. Ich denke es iſt an dieſer Bemerkung, verbunden mit dem klar vorliegenden Zwecke meines Aufſatzes ſowohl, als mit dem ganzen ernſt-unwilligen Tone deſſelben mehr als genug, um mich bey jedem Leſer, der ſich nicht gerade vorgenommen hat, ihn zu widerlegen, mehr als hinlänglich gegen dieſen ungerechteſten aller Vorwürfe zu rechtfertigen.

Wenn ich aber, weil es Wahrheit iſt, behaupte, daß ich des Herrn Heinrich von Kleiſt und ſeiner Todesgefährtinn nicht ſpottete: ſo gebe ich damit dem Herrn Eberhard noch keineswegs zu, daß jeder Thor bloß freywillig, oder unfreywillig zu ſterben brauche, um dem Spotte ſeine Waffen aus der Hand zu winden. Nur der eigentlich Wahnſinnige beſitzt einen Frey-

heitsbrief gegen dieſen ſcharfen und um die Menſchheit höchſt verdienten Zuchtmeiſter; gewiße Thorheiten hingegen, und vor allen die mit dem Wahnſinne ſo nahe verwandte, und endlich zu ihm führende Schwärmerey unſerer Tage darf er nicht nur, er ſoll und muß ſie zum abſcheulichen Beyſpiele mit ſeiner Geißel bis ins Grab verfolgen, und ich habe mir alſo gegen die beyden, gewaltſamen Todes verblichenen Schützlinge des Herrn Eberhard mehr eine Uebertreibung der Nachſicht, als der Strenge vorzuwerfen. Dem Urheber des in ſeiner Allgemeinheit höchſt albernen Spruchs, von den Todten nur Gutes zu reden, gegen welchen man, wenn ſein Nahme nicht untergegangen wäre, ſeine eigene Regel zuerſt verletzen müßte, kam es gewiß nicht in den Sinn, durch dieſe Regel die Thoren und die Verbrecher dem Richterſtuhle der Ueberlebenden und der Nachwelt zu entziehen. Ein Gericht über Lebendige iſt nicht halb ſo abſchreckend, als eins über Todte. Ich ſelbſt habe einen Selbſtmörder gekannt, der Jahre

lang, ehe er auf dieſe verbrecheriſche Weiſe aus der Welt ging, ſich gegen alle ſeine Freunde und Bekannten bitterlich über die Unehre beklagte, die den Selbſtmörder nach dem Tode erwartet, und bey dieſem unläugbaren Nutzen kann ich die Obrigkeiten nimmer mehr tadeln, daß ſie die weiſe Sitte unſerer Väter, von dem immer gemeiner werdenden Frevel des Selbſtmords durch angemeſſene Schande nach dem Tode abzuſchrecken, auch noch jetzt beybehalten.

Gleich am Anfange der Schutzrede des Herrn Eberhard liest man die Aeußerung, daß, wenn auch Herr Heinrich von Kleiſt vor einem ſtrengen Gerichte für einen Verbrecher erklärt werde, er darum noch nicht ein gemeiner, verächtlicher Verbrecher wäre.

Sonderbar, und abermahl ſonderbar! Ich will, wenn dem Herrn Eberhard daran gelegen iſt, den Herrn Heinrich von Kleiſt gern für einen ungemeinen Verbrecher erklären, und zugleich gebe ich ihm mein Wort, daß ich nie weder einen gemeinen, noch einen ungemeinen

Verbrecher aus dem einfachen Grunde verachten werde, weil einer, wie der andere, mehr als Verachtung verdient.

Noch ſonderbarer iſt es, wenn Herr Eberhard mir bezeugt, es ſey Rohheit, mit dem Leichnam eines Menſchen, und läge er auf dem Rabenſteine, Spott zu treiben, und zum Beyſpiele, einen abgeſchlagenen Kopf mit einem Schnurrbarte zu bemahlen. Wer wird dem Herrn Eberhard bey dieſer Behauptung widerſprechen? Aber was gewinnt die Sache ſeiner Schützlinge dadurch, und wie kommt ſie alſo in ſeine Vertheidigungsſchrift? Unmöglich kann ihm die Bemerkung entgehen, daß ein auf dem Rabenſteine liegender, oder dahin gehörender Verbrecher nicht über, ſondern unter dem Spott iſt, und daß wir alſo das Nichtſpotten nicht ihm, ſondern uns ſelbſt ſchuldig ſind. Uebrigens hätte billig ſchon der Schönheitsſinn dem Herrn Eberhard das gebrauchte Beyſpiel verbiethen ſollen. Wem iſt es nicht widrig, an Rabenſteine und an abgeſchlagene Köpfe, die man mit

Schnurrbärten ſbemahlt, erinnert zu werden? Aber er wollte, wie es ſcheint, auf jede Weiſe, ſeinem Unmuth über meinen vermeinten Spott Luft machen. Dieſer iſt das ſchreckliche Geſpenſt, das ihm in meinem Aufſatze vom Anfang bis zum Ende begegnet, und mit welchem er beynahe in jeder Zeile des ſeinigen kämpft, ohne dem verwunderten Verfaſſer, oder dem verlegenen Leſer auch nur Eine ſeinen Vorwurf rechtfertigende Stelle nachzuweiſen.

Herr Eberhard erklärt es für unerweislich, daß der poetiſche Glaube des Herrn Heinrich von Kleiſt, oder vielmehr ſeine romantiſch-myſtiſche Schwärmerey ſeine letzte unſelige That mit habe begründen helfen. Ich ſtreite nicht gegen ſeine Anſicht. Aber ich habe für die meinige einen ſehr gültigen Zeugen, und dieſer iſt der ſattſam berühmte Mann, den der Unglückliche, indem er ihn zu ſeinem Teſtamentsvollſtrecker ernannte, für ſein zweytes Ich erklärt hat, und deſſen ewig merkwürdige Todesanzeige auf gar Nichts Anderes hinaus läuft, als daß

Herr Heinrich von Kleiſt die Lehren der Schule, zu welcher er gehörte, mit ſeinem Tode verſiegelt habe. Wenn übrigens ein Seiltänzer den Hals bricht, ſo werde ich nie läugnen, daß der nähmliche Menſch ihn auch als Schieferdecker hätte brechen können, wenn man nur ſo billig iſt, mir zuzugeben, daß er ihn vor der Hand in der erſten, und nicht in der zweyten Eigenſchaft gebrochen habe.

Am ungerechteſten beynahe iſt Herr Eberhard gegen mich, indem er ſich der Sache des dichtenden Herrn Heinrich von Kleiſt annimmt. Ich ſcheute mich nähmlich nicht, zu bekennen, daß ich unter die Nichtbewunderer der Kinder ſeiner Muſe gehöre, und nahmentlich von dem Kätchen von Heilbronn, dieſem ſogenannten Schauſpiele, deſſen Titel ſchon eine platte Geſchmackloſigkeit iſt, ſagte ich, und ſage es noch, es ſey im Ganzen ein Erzeugniß des reinen Aberwitzes. Was ſoll man von einem Dichter denken, der auch in einzelnen Stellen Proben wahrer Verſtandeszerrüttungen, der ungeheuer-

ſten Verletzungen des Anſtands und des guten Geſchmacks nicht zu gedenken, gibt? Es ſteht ſehr ſchlimm um die Schule, zu welcher Herr Heinrich von Kleiſt ſich bekannte, wenn nicht ſogar ihr Stellen, wie folgende, in dem belobten Kätchen ein Gräuel ſind:

„Kätchen, Mädchen, Kätchen! Du, deren junge Seele, als ſie heute nackt vor mir ſtand, von wollüſtiger Schönheit gänzlich triefte, wie die mit Oehlen geſalbte Braut eines Perſer-Königs, wenn ſie, auf alle Teppiche niederregnend, in ſein Gemach geführt wird. Kätchen, Mädchen, Kätchen! Du, ſchöner, als ich ſingen kann. Ich will eine eigene Kunſt erfinden, und Dich weinen.“

Von dem nähmlichen Wunder Kätchen wird geſagt, ſie ſey der Nabelſchnur zu früh entlaufen, und ihr vermeinter Vater, der Waffenſchmied Theobald, von Heilbronn, ergießt ſich in folgender Rede über ihre Liebe zu dem Grafen Wetter:

„Seit jenem Tage folgt ſie ihm, gleich einer Metze, in blinder Ergebung, geführt vom Strahl ſeines Angeſichts, fünfdrähtig, wie einem Tau um ihre Seele gelegt, wie ein Hund, der ſeines Herrn Schweiß gekoſtet.“

Mit dieſem proſaiſchen Unſinne kann nur der poetiſche um den Preis ſtreiten. Man leſe z. B.

„Verwegner, Du, aus eines Gottes Kuß,
Auf einer Furie Mund, gedrückt, entſprungen,
Ein glanzumfloßner Vatermördergeiſt,
An jeder der granitnen Säulen rüttelnd,
In dem urew'gen Tempel der Natur.“

Eine ganz andere Meinung jedoch hat Herr Eberhard von dieſem Heinrich von Kleiſtſchen Kunſtwerke, und dagegen kann ich, ob ich gleich mit der meinigen vor keinem kunſtrichterlichen Gerichtshofe mit Schande zu beſtehen fürchte, in der Welt Nichts haben, wenn er es dabey bewenden läßt, daß er über meinen Geſchmack die Achſel zuckt. Aber was berechtigt ihn, mein Urtheil für eine Verſündigung, für eine Schändung des Heinrich von Kleiſtiſchen Nahmens zu erklären,

und es alſo ſtatt meinem Kopf, meinem Herzen zur Laſt zu legen? Oder glaubt Herr Eberhard etwa, es geſchehe mir ein Dienſt dadurch, wenn man jenen ſchont, um dieſes deſto ungeſtrafter zu kränken? Wenn übrigens Herr Heinrich von Kleiſt wirklich ein ſo ausgezeichneter ächt=poetiſcher Kopf war, wie er dem Herrn Eberhard in dem Kätchen von Heilbronn erſcheint: ſo iſt ſeine Verantwortung doppelt groß, daß er durch eine unſelige Bleykugel die Welt der Meiſterſtücke beraubte, die ſie ſich noch von ihm zu verſprechen hatte, und welcher das liebe Vaterland ſo ſehr bedürftig wäre.

Der Todesgefährtinn des Herrn Heinrich von Kleiſt hat Herr Eberhard noch eine beſondere Art von Schutzrede gewidmet, die ich zu unterſchreiben weit entfernt bin. Es müße, ſagt er, ein ungeheures Gefühl ſie aus der Welt getrieben haben, in der ſie nicht allein einen Gatten, ſondern auch einen alten Vater, und ein Kind zurückließ. O Ihr tauſend und abertauſend unglückliche Frauen, die Ihr die größten Leiden mit

dem Heldenmuthe des Chriſtenthums ertragt, werft immer die läſtige Bürde, die man Leben nennt, von Euch! Tretet die Pflichten der Gattinn, der Mutter und des Kinds mit Füßen, ſobald ſich ein Gefühl in Euch regt, das Ihr ein ungeheures zu nennen, Euch für berechtigt haltet! Man wird Euch die Märtererkrone gerade darum auf das todte Haupt ſetzen, weil Ihr Eure Marter eigenmächtig abkürztet, und ein Raub der unchriſtlichſten Verzweiflung wurdet. Zwar iſt Herr Eberhard, wie er ſagt, weit entfernt, den unſeligen Entſchluß der Unglücklichen rechtfertigen zu wollen. Allein er nimmt das Mitleid auf eine höchſtgefährliche Weiſe für ſie in Anſpruch, indem er ſich auf ihre Verzweiflung und auf ein ungeheures Gefühl, und alſo auf Entſchuldigungs-Gründe beruft, die, da ſie von jedem Selbſtmörder benutzt werden können, der eigenmächtigen Abkürzung des Lebens, beſonders bey ſchwachen Gemüthern, unbedingt das Wort reden. Ueberhaupt iſt es in meinen Augen ein ſonderbarer Widerſpruch, wenn man bey einer

That, von welcher man ſich zu geſtehen gezwungen ſieht, daß ſie ſich nicht rechtfertigen laſſe, daß ſie Abſcheu verdiene, noch Mitleid für den Thäter fordern will. Wer eine nicht zu rechtfertigende, eine zu verabſcheuende That begeht, iſt ein Verbrecher, und Mitleid gegen den Verbrecher ſollte man wenigſtens — nicht predigen. Verſchwenden wir dieſes ſchöne Gefühl an Unwürdige, was bleibt uns noch für die Würdigen, nähmlich für diejenigen Unglücklichen übrig, die keine Verbrecher ſind? Oder iſt es Recht, wenn wir beyden gleiche Anſprache an unſere Theilnahme zugeſtehen? Sollte nicht vielmehr, beſonders bey ſolchen Verbrechen, wo die Wirkſamkeit der Geſetze durch die Natur der Sache gehemmt iſt, die öffentliche Meinung ein deſto ſtrengeres Gericht halten? Ich meines Orts bekenne laut, daß ich die hartherzige Weichherzigkeit von ganzem Herzen verabſcheue, die für den Verbrecher immer eine Thränenfluth, aber für die Unglücklichen, die durch ihn unglücklich, ſo wie für die Tauſende, die durch ihn geärgert werden, auch nicht einen Seufzer in Bereitſchaft hat.

Der Buſenfreundinn und Todesgefährtinn des Herrn Heinrich von Kleiſt fällt übrigens noch eine beſondere Schuld, wegen welcher Herr Eberhard ſie in Schutz zu nehmen vergeſſen hat, zur Laſt, und dieſe beſteht in ihrem Verhältniß zu dem Freunde, durch deſſen Hand ſie den Tod empfing. Kann eine Frau die Vertraulichkeit mit einem ihr fremden Manne bis zu einem anſtößigeren und ſtrafbareren Grade treiben, als daß ſie mit ihm gemeinſchaftlich auf einem verbothenen Wege die Welt zu verlaſſen ſich entſchließt, und ihm noch das Mordgewehr gegen ſich ſelbſt in die Hand gibt? In der That, hier iſt eben ſo viele Untreue an dem Gatten, als an der Frauenwürde, und in jedem Betracht mehr als eine buchſtäbliche Verletzung des ſechsten Geboths. Eine Frau darf mit keinem Freunde davon laufen, es ſey, um mit ihm zu leben, oder zu ſterben.

Daß endlich auch das ungeheure Gefühl, auf welches Herr Eberhard ſich zur Vertheidi-

gung der Freundinn des Herrn Heinrich von Kleiſt beruft, ihre That auf keine Weiſe zu entſchuldigen vermag, iſt ſo klar, daß man, wenn Herr Eberhard ſagt, ein ungeheures Gefühl müße die Unglückliche aus der Welt, in welcher ſie Gatten, Vater und Kind zurück ließ, getrieben haben, mit vollem Recht den Satz umkehren, und ihm alſo antworten kann: Die Unglückliche muß wenig Sinn für die Pflicht gegen Gatten, Vater und Kind gehabt haben, weil ſie des Selbſtmords fähig war. Es iſt doch wohl in einem hohen Grade ſonderbar, wenn man den nähmlichen Grund, durch welchen Jemand ſich von einer unerlaubten Handlung hätte abhalten laſſen ſollen, zur Entſchuldigung eben dieſer Handlung zu benutzen verſucht. Was würde Herr Eberhard von mir denken, wenn ich von einem Mörder ſagte: Der Menſch kann kein Blut ſehen, und doch hat er Blut vergoſſen. Es müßen alſo ſehr triftige Gründe, es muß ein ungeheures Gefühl ihn zu dem Verbrechen des Mords genöthigt haben, und der

ihn verdammende Richter verletzt das Zartgefühl und die Gerechtigkeit? Und gleichwohl beruht ſeine Entſchuldigung der Freundinn des Herrn Heinrich von Kleiſt ganz auf dem nähmlichen Trugſchluße.

Wenn Herr Eberhard, welcher einen obgleich ſchüchternen Verſuch wagt, auch den Heinrich von Kleiſtiſchen Teſtamentsvollſtrecker, wenn nicht geradezu, doch durch Wendungen zu entſchuldigen, bey dieſer Gelegenheit bemerkt, der Angeklagte werde ſich ſchwerlich zum zweyten Mahle auf dieſelbe Art vergeſſen: ſo darf ich ihm wohl zu Gemüthe führen, daß dieſe Hoffnung ſich nur auf die Furcht vor der gerechten Züchtigung gründen kann, die der widrige Todtenvogel bey ſeinem erſten Laut erfuhr. Man laſſe nur einmahl gewiße Leute in ihrem dunkelhaften Wahnſinne, in ihrem wahnſinnigen Dünkel, und in ihrer Staunen erregenden Vermeſſenheit ſich rein ausſprechen, und wir werden ſehen, welches Chriſtenthum, und welche Sittenlehre man uns in Kurzem von den Dä=

chern predigt. Uebrigens iſt meinem Bedünken nach, wenn es darauf ankommt, Jemand wegen eines Vergehens zu vertheidigen, die Frage gar nicht davon, ob er dieſelbe Handlung zum zweyten Mahle begehen wird.

Auch das liebe deutſche Vaterland läßt Herr Eberhard an ſeiner Vertheidigung Theil nehmen. Allein es iſt ihm nicht gelungen, mich zu überzeugen, daß ich Unrecht habe, den unbändigen Stolz auf unſere Geiſtes-Erzeugniße einen Bettelſtolz zu nennen. Wo ſind denn die Meiſterſtücke, die wir neuerlich andern Völkern entgegen zu ſtellen haben? Schämen ſollten wir uns des größten Theils unſerer poetiſchen Leiſtungen, eines Kätchens von Heilbronn, und ähnlicher Unglücksgeburten unheilbarer Geiſteskranken, ſtatt auf ſie zu pochen. Und in der That rühmt ſich auch Niemand unter uns derſelben, als — ihre Urheber. Uebrigens weiß ich ſehr gut ein Volk in der edlern Bedeutung von einem gewißen Volkshaufen, der bey Neuerungen, die, wenigſtens im gelehrten

Deutſchland, größtentheils mit Verirrungen gleichbedeutend ſind, jedes Mahl den Ton anzugeben pflegt, zu unterſcheiden.

Es iſt nöthig, den Herrn Eberhard zu erinnern, daß er Alles, was er in ſeiner Vertheidigung ſagt, am Schluße derſelben mir, und zwar mir vorzüglich zur Beherzigung empfiehlt, weil dieſes Unrecht zu auffallend iſt, als daß ich nicht vermuthen ſollte, er glaube es am Ende ſich ſelbſt nicht mehr. Uebrigens wird er mir wohl das Zeugniß geben müßen, daß ich im Beherzigen ſeines Angriffs vielleicht noch weiter gegangen bin, als er von mir zu verlangen gemeint war.

Unter den Gründen, durch die ich mich gedrungen fühlte, dem Herrn Eberhard zu antworten, iſt meine eigene Rechtfertigung der letzte. Bey Unbefangenen brauche ich mich bloß auf meine Sache zu berufen, und was die Befangenen betrifft, wer iſt ſo reich an Gründen, um dieſe zu überzeugen? Der Zunft zu mißfallen, gegen welche ausdrücklich meine Rüge

gerichtet war, iſt gerade der Ruhm, nach dem ich ſtrebe, und was dringt mich alſo gegen einen Gegner, von welcher Art er auch ſey, die Waffen zu ergreifen? Allein wie wenig fehlt noch, daß gewiße Leute uns zumuthen, nach den Gräbern eines Heinrich von Kleiſt und ſeiner Freundinn andächtige Wallfahrten anzuſtellen, und ſoll man alſo ſchweigen, wenn jenen zahlloſen Verrückten und übermüthigen Querköpfen durch einen Mann von den Verdienſten des Herrn Eberhard ein, wenn gleich völlig unbeabſichteter Vorſchub geſchieht? Es lag mir endlich die Pflicht ob, das Urtheil einer Menge der edelſten, angeſehenſten und einſichtsvollſten Männer und der würdigſten Frauen in der Nähe und in der Ferne zu retten, die mir für den Eifer, mit welchem ich mich der Sache der Religion und der Sittlichkeit gegen den Kleiſt-Vogelſchen Testaments-Vollſtrecker annahm, und welchen Herr Eberhard öffentlich zu tadeln für gut gefunden hat, einen Beyfall bezeugten, der mir, da er mich zu der frohen Hoffnung

berechtigt, daß dem Verderben der Zeit, und nahmentlich dem Krebsſchaden der Schwärmerey noch Einhalt gethan werden könne, doppelt werth ſeyn muß.

Sollte Herr Eberhard auf dieſe Erwiederung einen neuen Angriff für dienlich erachten: ſo erkläre ich ihm zum Voraus, daß ich den Streit nicht fortzuſetzen entſchloſſen bin, und daß er alſo mit einem Gegner kämpft, der ſich — nicht zur Wehre ſetzt. Wer auch durch die gegenwärtige Darſtellung der Sache nicht befriedigt iſt, dem habe ich Nichts weiter zu ſagen.

II.

Selbſtlob des Waſſers,

oder ruhmvolle, wenn gleich nicht beſcheidene Anpreiſung ſeiner wichtigſten Verdienſte um die Menſchheit.

Wenn dieſer oder jener Poet mit muſterhafter Unverſchämtheit mündlich und ſchriftlich ſein eigenes Lob verkündigt, und — ausgelacht wird: ſo hoffe ich, da es zwey ganz verſchiedene Dinge ſind, wenn das Waſſer von ſeinen wirklichen Verdienſten, die man eben ſo wenig, als ſeine Tropfen zählen kann, und der Waſſermann von ſeinen eingebildeten ſpricht, ſeinem Beyſpiele folgen zu können, ohne den Spott der Welt mit ihm theilen zu müßen.

Zwar ſagt mir ein gewiſſes Gefühl, daß ich unendlich mehr Ehre davon hätte, wenn Andere ſtatt meiner mich lobten. Aber wenn nun dieſe Andere von mir, wie oft von den größten Weltlichtern und Weltlaternen ſchweigen? Iſt in dieſem Falle das Selbſtlob nicht eine wahre Selbſthülfe, die man zwar dem Pöbel unter den Menſchen, keineswegs aber den Helden unter ihnen, und am wenigſten einem ſo mächtigen Urſtoff, wie ich bin, verbiethen kann? Man ärgere ſich alſo nicht an meinem Beginnen, ſondern danke vielmehr dem Himmel, und preiſe mich, daß meine Wellen nicht längſt nicht nur die Weinſäufer, die mich verſchmähen, ſondern alle Undankbaren, die mir meine Wohlthaten weder in Proſa, noch in Verſen vergelten, verſchlungen haben.

Unter meine glänzendſten Verdienſte zähle ich von Rechtswegen meinen Einfluß auf die Poeſie und die Poeten. Findet man unter den letzten nicht bis auf dieſe Stunde noch einige, welchen Freund und Feind das Zeugniß gibt, daß ſie aus der Hippocrene getrunken haben? Wer iſt aber

gerichtet war, iſt gerade der Ruhm, nach dem ich ſtrebe, und was dringt mich alſo gegen einen Gegner, von welcher Art er auch ſey, die Waffen zu ergreifen? Allein wie wenig fehlt noch, daß gewiße Leute uns zumuthen, nach den Gräbern eines Heinrich von Kleiſt und ſeiner Freundinn andächtige Wallfahrten anzuſtellen, und ſoll man alſo ſchweigen, wenn jenen zahlloſen Verrückten und übermüthigen Querköpfen durch einen Mann von den Verdienſten des Herrn Eberhard ein, wenn gleich völlig unbeabſichteter Vorſchub geſchieht? Es lag mir endlich die Pflicht ob, das Urtheil einer Menge der edelſten, angeſehenſten und einſichtsvollſten Männer und der würdigſten Frauen in der Nähe und in der Ferne zu retten, die mir für den Eifer, mit welchem ich mich der Sache der Religion und der Sittlichkeit gegen den Kleiſt-Vogelſchen Teſtaments-Vollſtrecker annahm, und welchen Herr Eberhard öffentlich zu tadeln für gut gefunden hat, einen Beyfall bezeugten, der mir, da er mich zu der frohen Hoffnung

berechtigt, daß dem Verderben der Zeit, und nahmentlich dem Krebsſchaden der Schwärmerey noch Einhalt gethan werden könne, doppelt werth ſeyn muß.

Sollte Herr Eberhard auf dieſe Erwiederung einen neuen Angriff für dienlich erachten: ſo erkläre ich ihm zum Voraus, daß ich den Streit nicht fortzuſetzen entſchloſſen bin, und daß er alſo mit einem Gegner kämpft, der ſich — nicht zur Wehre ſetzt. Wer auch durch die gegenwärtige Darſtellung der Sache nicht befriedigt iſt, dem habe ich Nichts weiter zu ſagen.

dieſe begeiſternde Hippocrene, wer iſt ſie ſonſt, als ich? Freylich zählt man gegen einen Virgil und Horaz tauſend Brave und Mäve, welchen das caſtaliſche Brünnlein nimmermehr die ungewaſchenen Lippen benetzt. Da aber ihre Werke ſelbſt dem gemeinen Waſſer deſto näher verwandt ſind, ſo bin ich abermahl der Urſtoff, in welchem und durch welchen ſie leben. Was iſt die Unzahl Eurer Sonette, was iſt Eure ganze neueſte Poeſie, die Ihr die romantiſche nennt, was iſt ſie mit geringen Ausnahmen als Waſſer? Mit Einem Wort! Die Poeten ſingen und röcheln ſo gut durch mich, als die Unken und die Fröſche, und lieben den Schlamm, den ſie bey mir finden, im bildlichen Sinne nicht weniger, als dieſe im buchſtäblichen. Und bin ich nicht, wenn die Großmuth ihrer Mäcene ſie Hunger und Durſt ſterben läßt, ſtets bey der Hand, um ihnen mit eigener Aufopferung wenigſtens den letzten zu ſtillen? Wie ſehr muß mich aber auch aus eben dieſem Grunde das tiefe Stillſchweigen ſchmerzen, das dieſe geborenen Lobredner, die nicht müde wer-

den, die verächtlichſten Perſonen und Sachen zu loben, von mir beobachten! Und gewiß iſt es der unerhörteſte und unverantwortlichſte Undank, daß Leute, die Nichts als Waſſer trinken, Nichts als den Wein beſingen.

Seitdem die Welt ſteht, und ich fließe, hat ſie mir Mangel an Geiſt vorgeworfen, und ich beſitze gerade Geiſt genug, um einzuſehen, daß ich wenig beſitze. Aber habe ich dieſen Fehler nicht mit denjenigen Leuten gemein, die ſich am meiſten frey davon zu ſeyn einbilden? Wo iſt denn der Geiſt Eurer ſogenannten ſchönen Geiſter und ihrer Werke? Iſt es Geiſt, der Euch in den meiſten Eurer Trauerſpiele und Luſtſpiele zu ziſchen, zu pochen, zu pfeifen und zu gähnen, oder gar einzuſchlafen gebiethet? Was fehlt Euren ganzen und halben Romanen, Euren Mährchen und Erzählungen, als Geiſt? Und wie arm an ihm findet alle Welt Eure Oden und Hymnen, Eure Romanzen und Balladen, Eure Lieder und Elegien, Eure Fabeln und Sinngedichte, und Eure ganze Taſchenbücher-Poeſie? Welche Ach-

tung endlich hat denn ächter Geiſt, wenn es kein Weingeiſt iſt, ſich von Euch zu verſprechen? Betteln nicht noch immer Eure Homere, und darf nicht jeder nichtswürdige, ſcham- und hirnloſe Sudler Eure größten und verdienteſten Männer ungeſtraft verunglimpfen? Lest Ihr Eure eigenen Tagblätter und Monatſchriften nicht, die es ſich zum Verdienſt machen, dem Verdienſt die Krone zu rauben, um ſie der geiſtloſen Mittelmäßigkeit, oder gar den Erleuchteten, denen eine Schellenkappe beſſer anſtände, als ein Lorberkranz, aufs Haupt zu ſetzen? Und gibt es nicht ganze Schulen unter Euch, welche Verfinſterung, Wahn und Aberglauben öffentlich predigen, und Heulen und Zähnklappen, weil ihre fromme Dummheit von dem weltlichen Arme gehindert wird, die geſunde Vernunft mit Feuer und Schwert auszurotten?

Soll ich etwa auch aus der Urſache geringer von mir denken, weil ich nicht der Held der Trunkenbolde bin? O ich geſtehe es freywillig, eine kupfrige Naſe hat noch kein Menſch durch mich

davon getragen, und wenn ich Weinhändler und Gaſtwirthe reich mache, ſo geſchieht es ganz gegen meinen Willen. Ich darf mir es gar nicht einfallen laſſen, den Leuten, die mich trinken, in die Köpfe zu ſteigen, und es iſt keineswegs meine Kraft, welche hier einen Jüngling taumeln, und dort einen Greis gar von ſeiner eigenen Schwere überwältigt werden läßt. Ich laſſe die Leute ſo nüchtern, daß ſie nicht einmahl ihren Verſtand, wenn er auch noch ſo klein iſt, los werden können, und wer kann ſagen, er ſey von mir aufs Siechbett geworfen worden? Wenn Dieſer nach der Krücke, und Jener nach dem Bettelſtabe, und ein Dritter gar nach beyden zugleich zu greifen ſich genöthigt ſieht, ſo gebührt dem Wein, und nicht mir die Ehre, und eben ſo wenig iſt es das Waſſer, welches von der mißhandelten Hausfrau verwünſcht wird, wenn ſie jeden Abend einen Thiermenſchen, der ſich ihren Gatten nennt, in ihre Wohnung zurückkehren ſieht. Wie ſollte ich aber demungeachtet dem Wein nicht Trotz biethen, da das ſchöne Geſchlecht mir

beynahe ausſchließend ſeine Gunſt geſchenkt hat, und nicht weniger in mir und durch mich lebt, als die Fiſche. Zwar muß ich, um mich bey der Köhlerinn, wie bey der Königinn, einzuſchmeicheln, Farbe, Geſchmack und Nahmen ändern. Aber höre ich darum auf, ich ſelbſt zu ſeyn? Im Ernſt. Die Kaffeh= und Theetrinkerinnen ſollten dankbarer gegen mich ſeyn, und ſo oft ſie eine Taſſe leeren, es ſich ſelbſt ſagen, daß ſie Nichts ſind, als — Waſſertrinkerinnen. Und habe ich nicht noch andere Anſprüche an ihre Erkenntlichkeit? Welche Schöne iſt ſo ſchön, daß ich ſie nicht zu verſchönern vermag? Bin ich endlich nicht der wunderbare Spiegel, der ihnen ihre Flecken zugleich anzeigt, und abwäſcht?

Wer kämpft mächtiger für Euch mit dem Tod, als ich, und würde ohne mich nicht die halbe Welt aus Gichtbrüchigen, Krüppeln und Lahmen beſtehen? Sieht man nicht, ſobald der Lenz die Erde begrüßt, Badende und Brunnentrinker mir nach Pyrmont und nach Spaa, nach Schwalbach und nach Aachen nachlaufen, oder vielmehr nach=

hinken, und zwingen mich nicht Andere, um ihretwillen in Tonnen und Krügen die weiteſten Reiſen zu Waſſer und zu Lande zu machen? Verrichte ich nicht wahre Wunder, indem ich Kranke heile, an welchen ſich längſt vorher Eure wundergläubigen und wunderthätigen Marktſchreyer zu Schanden magnetiſirt und galvaniſirt haben?

Muß ich nicht als Regen vom Himmel fallen, bloß damit der Durſt nicht die Erde, und dieſer und der Hunger nicht ihre Bewohner aufreibt? Hättet Ihr Korn, hätten Eure Pferde Haber, hätten Eure Kühe Heu zu eſſen, ohne mich? Wo wolltet Ihr ſogar Wein bekommen, wenn das Waſſer nicht wäre? Wer begießt Eure Roſen und Nelken, und Euren Kohl, als ich? Bin ich nicht das Eis, das Euch zur Brücke und zur Rennbahn dient, nicht der Schnee, der Eure holperichten Kunſtſtraßen ebnet, und durch den fliegenden Schlitten Eure Reiſen verkürzt?

Feuert Ihr nicht aus wohlthätigen Kanonen, die Ihr Spritzen nennt, mit Waſſer gegen das Feuer? Und übertreibe ich meinen Ruhm, wenn

ich behaupte, daß, wenn ich jenem mörderiſchen Element zu ſteuern aufhörte, Eure Städte und Dörfer längſt Nichts als ein ungeheurer Aſchenhaufen wären?

Wer treibt mehr Mühlen, und wer treibt ſie beſſer, der Wind, oder ich? Und macht Euch alſo nicht ſchon darum jeder Biſſen Brot, den Ihr in den Mund ſteckt, aufs Neue zu meinen Schuldnern? Kann ich nicht ferner, um meine Wichtigkeit zu beweiſen, mich ſogar auf die Scherenſchleifer, auf jede Wäſcherinn und auf alle Leinwandbleicher berufen? Man könnte Euch kaum begraben, wenn ich mich weigerte, die Breter zu Eurem Sarge ſägen zu helfen? Bin ich nicht die Seele von Euren künſtlichſten Maſchinen, durch die Ihr die Wolle des Schafs in Tuch, und das Eiſen der Erde in Schwerter und in Pflugſcharen, und überhaupt in die wohlthätigſten und verderblichſten Werkzeuge verwandelt? Macht einmahl Papier, Ihr Acten- und Bücherſchreiber! ohne mich, und wer vermöchte Eure Narren nachdrücklicher zu ſtampfen, und Eure Taugenichtſe tüch-

tiger zu walken, als ich, wenn Ihr mir das Amt ihres Zuchtmeiſters anvertrauen wolltet?

Tauſende ſtaunen den Rheinfall an, und ſtrömen ihre Bewunderung des prachtvollen Schauſpiels in Oden und Liedern aus, ohne es mit der ſchuldigen Dankbarkeit zu bekennen, daß die Quelle ihres Entzückens — Waſſer iſt. Kurz, ich ſtehe, fließe oder falle, immer bin ich einem guten Poeten ähnlich, der nicht nur zu ergetzen, ſondern auch zu nutzen befliſſen iſt.

Bisher murmelte und plauderte ich von meinen Verdienſten bloß als Quelle und Bächlein, oder höchſtens als Fluß, oder machte meine Wichtigkeit als Platzregen, oder Wolkenbruch geltend. Aber wie werdet Ihr erſt ſtaunen, wenn ich Euch die Größe meines Ruhms als Meer in die Ohren rauſche? Wer, als ich, ſetzt den einen Welttheil in den Stand, den andern auszuplündern, und hätte ohne meine Vermittlung jemahls ein Europäer ſich die Luſt machen können, die Wunder des Schießpulvers an ſeinen Brüdern am Ganges und an der Goldküſte, am Delaware, am

Miſſiſſippi, am Oronoko und am Amazonenfluße, in Oſt= und Weſt=Indien, und in Taiti zu erproben? Was wäre der ſchwarze und der weiſſe Menſchenhandel ohne mich? Ihr unbeugſamen Spanier, Ihr ſtolzen Britten, Ihr unterwürfigen Deutſchen, kurz, Ihr mit Vortheil und Verluſt Handeltreibenden Völker, wem dankt Ihr Indiens Gewürze, wem dankt Ihr Perus Gold, wem dankt Ihr Perlen und Korallen und die köſtlichſten Steine, als mir? Ihr Krämer der alten und der neuen Welt, wer macht Euch zu Königen, als ich? Steckt Eure Schwerter ein, Ihr Helden, ſobald ich die Laſt Eurer Schiffe mich zu tragen weigere! O die Ströme von Menſchenblut, gegen welche die meinigen bloße Bäche ſind, wem werden ſie vergoſſen, als mir? Zu Waſſer und zu Lande wird — um Waſſer gekämpft. Colomb, Cortez und Pizarro, Cook, Rodney und Nelſon ſind meine Helden, und nicht einmahl einen Robinſon hätten Eure Romanenſchreiber ans Licht ſtellen können, wenn ich ihnen nicht die nöthigen Inſeln, Stürme und Schiffbrüche liefer=

te. Soll ich endlich nicht auch darauf pochen, daß die himmliſche Anadyomene, daß die Göttinn der Liebe meine Tochter iſt, die mich zum Großvater des Amors gemacht, und ſich ebenſo viel Ruf durch die von ihr ſelbſt, als durch die unter ihrem Beyſtand von Andern geſpielten Romane erworben hat?

Scheidet Ihr aus dieſer Welt in den Tartarus, oder nach Elyſium, könnt Ihr die Reiſe anders machen, als auf dem Acheron, und alſo zu Waſſer?

Seyd Ihr endlich aus dem Nachen des ſchwarzen Schiffers ans Land geſtiegen, was iſt Euer erſtes Geſchäft? Ihr ſchöpft aus dem Lethe, und trinkt — Waſſer. Und welch ein Trank! Kaum hat er Eure Lippen benetzt, und vertilgt aus Eurem Gedächtniß ſind Kummer und Sorgen, die in dieſem Leben Euch drückten, und noch in jenem Euch zu drücken nicht aufhören würden, wenn nicht das wohlthätige Waſſer ſich Eurer erbarmte.

Fallt Ihr immer noch nicht auf Eure Knie, werft Ihr Euch immer noch nicht auf die Erde,

nicht, um dieſe, oder die Sonne, oder den Mond, oder das Feuer, oder gar den Teufel, ſondern um das Waſſer, mit Einem Wort, um mich anzubethen? Wißt Ihr nicht, daß ich, trotz einem von dem Geſchmack verworfenen Reimer, oder einem gegeißelten Bücherurtheilſudler ſchäumen und toben, und was dieſe nicht können, Euch ſogar verſchlingen kann? Oder glaubt Ihr etwa gar, meiner wenigſtens zu Euren Reiſen nicht mehr zu bedürfen, weil dort ein Montgolfier, oder ein Blanchard Euch die Luft beſchiffen, und hier ein Dehgen Euch gar fliegen lehren will? O Ihr lächerlichen Affen des unglücklichen Ikarus! Wie weit ſeyd Ihr denn ſchon in der hochanſtrebendſten aller Künſte gekommen? Den Hals brechen habt Ihr gelernt, und nicht das Fliegen, und wie freuen ſich die Winde, ſo oft Ihr ihnen mit Euren Luftbällen und ihren Gondeln in den Wurf kommt! Singvögel, Schwimmvögel und Raubvögel kann man Euch nennen, aber keine Flugvögel. Ich bitte übrigens, daß Ihr mich nicht falſch verſteht, und Euch etwa einbildet, ich wäre

eiferſüchtig auf Euren Beſitz. Welcher von allen Urſtoffen, das hölliſche Feuer etwa ausgenommen, wird ſich um einen Menſchen zanken? Ohne Murren ließ es ſich von jeher Eure leibliche Mutter, die Erde gefallen, wenn Ihr, ſtatt ihrer, mich zum Tummelplatze Eurer wilden Begierden, Eurer Habſucht, Eures Ehrgeizes und Eurer Herrſchſucht machtet, und ebenſo bereit bin ich, Euch jeden Augenblick, Ihr mögt nun fliegen, oder Euch hängen wollen, an die Luft abzutreten. Aber nirgends läßt ſich das Sprichwort: Hochmuth kommt vor dem Falle! paſſender anwenden, als bey der Kunſt, die Ihr ſo gern dem Adler ablernen möchtet, und es drängt mich alſo bloß ein vielleicht unzeitiges Mitleid, Euch vor der Luft noch mehr, als vor mir ſelbſt zu warnen.

Kann ich mein übrigens noch lange nicht erſchöpftes Lob würdiger ſchließen, als mit der Erinnerung an die glorreichſte meiner Thaten, die Sündfluth? Oder ſoll ich etwa nicht ſtolz darauf ſeyn, daß ich nur vierzig Tage ſammt ihren Nächten brauchte, um mehr zu vollbringen, als ſeit-

dem die Welt ſteht, alle peinlichen Halsgerichte vollbracht haben? Macht das Hängen, das Rädern und das Köpfen zur Tagesordnung. Täglich werdet Ihr zum klaren Beweiſe, daß eine Welt voll armer Sünder ſich nur durch eine Sündfluth ausrotten läßt, neue Verbrechen zu ſtrafen haben. Und nahm ich mir etwa bey meinem Strafamt Eure bloß die kleinen Diebe hängende Gerechtigkeit zum Muſter? Erſäufte ich nicht Alles, was Odem und keine Tugend hatte? Ließ ich mich durch die Gewaltigen ſchrecken, oder von den Reichen beſtechen? Verſchonte ich die Schmeichler? oder die ſchönen Weiber? Reizt mich alſo ja nicht, ich warne Euch wohlmeinend, Ihr ausgearteten Nachkömmlinge des frommen Erz-Vaters, daß ich aufs Neue aus meinen Schranken trete! Doch mögen immer die Götter ſich eines andern Werkzeugs zu Eurer Züchtigung bedienen. Mich jammern die unſchuldigen Thiere, die ich zugleich mit den ſchuldigen Menſchen erſäufen müßte.

III.

Hanswurſt und die Poeſie.

Nächſtens werden die blutjunge deutſche Poeſie, und der graubärtige, aus einem mehr als funfzigjährigen Elend zurückberufene Hanswurſt ſich endlich einmahl wirklich heirathen, nachdem das zärtliche Paar zum allgemeinen Aergerniß bereits außer der Ehe eine Menge Kinder erzeugt hat. Eine umſtändliche Beſchreibung der Hochzeitfeyerlichkeiten, nebſt einem Verzeichniß der vornehmſten Gäſte, hat man aus der Feder eines berühmten Schriftſtellers zu erwarten. Vorläufig verlautet im Publikum, daß, um das Feſt zu verherrlichen, der höchſtſelige Jacob

Böhm und ähnliche Geiſter beſchworen werden ſollen. Braut und Bräutigam werden ganz in der Zeittracht des Mittelalters erſcheinen, und ſtatt der Glocken wird man beym Gange zur Trauung Schellen auf den Kappen der Klingelreimer läuten hören. Uebrigens ſoll die feyerliche Handlung in einer gewißen Mutterkirche, die man in London unter dem Nahmen Bedlam kennt, vollzogen werden. Da die Neuvermählten wenig zu beißen und zu brechen haben, und die Zeiten für ſie insbeſondere gar erbärmlich ſind: ſo kann man ſie an ihrem Hochzeittage der öffentlichen Milde nicht genug empfehlen.

1812.

Zweyte Abtheilung.

I.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Dichter = Ehrgeiz.

Der Ehrgeiz des Dichters mag immer aller Schranken ſpotten. Streiten ſich ſechs Städte um den Vorzug, ihn geboren zu haben, er hat Recht, unzufrieden zu ſeyn, weil dem Homer dieſe Ehre von ſieben widerfuhr.

2.

Ungültiges Lob.

Wenn der Meiſter das Werk lobt, ſo lobt ſelten das Werk den Meiſter.

3.

An die Weltverbeſſerer.

Stellt Euch doch nicht ſogar ungeberdig, Ihr ſelbſtſüchtigen Weltverbeſſerer! wenn nicht Alles, was Ihr in Euren Köpfen habt, in die unſrigen will.

4.

Aerzte und Erziehungs=Neuerer.

Die neuen Unterrichts=Künſtler ſollten bey den klügern Aerzten in die Schule gehen, denen es gleichgültig iſt, ob die Kinder ihr Wurmpulver mit Waſſer, oder mit Honig verſchlucken.

5.

Das Leben Fibels, von Jean Paul.

Hätte ich über den Parnaß zu gebiethen, ich würde auf dem Gipfel deſſelben, weil er mir nicht hoch genug wäre, noch einen eigenen Thron für den Dichter errichten, der uns kürzlich mit dem herrlichen Buche, Leben Fibels, des Verfaſſers der Bienrodiſchen Fibel, beſchenkt hat.

6.

Verbothener Selbſtmord.

Die Schuld der Natur hat das Eigene, daß es verbothen iſt, ſie ungefordert zu bezahlen.

7.

Grundloſes Zutrauen.

Das Publikum iſt zuweilen gutmüthig genug, ſich von dieſem oder jenem der Poeſie befliſſenen Flachkopfe nicht viel weniger als Meiſterſtücke zu verſprechen. Glaubt man etwa, weil der Armſelige nicht mehr Verſtand hat, als eine Auſter, es müßten deswegen auch Perlen in ihm wachſen?

8.

Beyfall der Werke.

Ein mittelmäßiges, und ſogar ein ſchlechtes Werk kann wohl zuweilen eine gute, nie aber kann ein gutes eine ſchlechte Aufnahme finden.

9.

Frommer Wunſch, die ſchlechten Schriftſteller betreffend.

Wenn doch in der gelehrten Welt die Leute ohne Kopf auch ohne Hände wären!

10.

Eitelkeit.

Der Ehrgeizige kann demüthig, der Stolze gefällig und umgänglich, und Einer wie der Andere kann im höchſten Grade liebenswürdig ſeyn. Nur der Eitle iſt immer ein aufgeblaſener unleidentlicher Narr, der ſich die ganze Welt zum Feinde macht.

11.

Uebertriebene Gutmüthigkeit.

Guter Freund! wenn Du nicht willſt, daß Dich die Wölfe freſſen, ſo ſey kein Schaf.

12.

Der gute Herr.

Ich wünſche Dir Glück, daß Du einen ſo guten Herrn haſt, antwortete ein Spötter einem Manne, der die Sanftmuth ſeiner Frau rühmte.

13.

Das Verdienſt und der Neid.

Neid und Ränke vermögen Nichts gegen das wahre Verdienſt. Nur ein Talglicht kann man ausblaſen, aber keine Sonne.

14.

Die Zufriedenheitsprediger.

Wollten wir gewiſsen Sittenlehrern Gehör geben, die uns ewig Nichts als Zufriedenheit mit unſerem Zuſtande predigen, wir dürften am Ende weder eſſen noch trinken. Warum nehmen wir Speiſe und Trank zu uns, als aus Unzufriedenheit mit dem Zuſtande, den man Hunger und Durſt nennt?

15.

Die unſterblichen Werke.

Eine Ewigkeit, die nicht länger dauert, als die Ewigkeit gewiſser Werke, wollte ich ſelbſt in der Hölle aushalten.

16.

Die Unterrichtsverbeſſerer.

Ich hoffe, die Natur wird endlich, bloß um dem Unfuge der neueſten Unterrichtsverbeſſerer Einhalt zu thun, noch dafür ſorgen, daß die Kinder wenigſtens bereits leſen, ſchreiben und rechnen können, wenn ſie auf die Welt kommen.

Bayerische Staatsbibliothek München

17.

Gefahr der Wahrheit.

Wahrheiten willſt Du ſagen, Verwegener! Glaubſt Du etwa, gewiße Leute hätten keine Galle, oder zu einem Scheiterhaufen für Dich kein Holz? Oder verſtehſt Du die Kunſt, Dich feſt zu machen, oder unſichtbar, oder biſt Du gar unverbrennlich, wie die drey Männer im Feuerofen? Im Ernſt, Freund! Du haſt von Glück zu ſagen, wenn Du dafür bloß ins Tollhaus kommſt, weil Du dieſem oder jenem Ehrenmanne ſagſt, er gehöre ins Zuchthaus, und es iſt Dir daher zu rathen, daß Du deine Wahrheiten erſt unter die Leute kommen läſſeſt, wenn Du ſelbſt nicht mehr unter ihnen biſt.

18.

Grundloſes Verwundern.

Welch ein Böſewicht! ruft Ihr aus, wenn Dieſer oder Jener von zehn Gebothen etwa ſieben übertritt. Lächerliches Aufheben! Ueber den weiſſen Raben müßt Ihr Euch wundern, nicht über den ſchwarzen.

Bayerische Staatsbibliothek München

19.

Der Bücherverderber des Alterthums.

Es war ein Barbar, der die Bibliothek zu Alexandria verbrannte. Aber ich wollte ihm, wenn man nur die Laſtwagen und das Zugvieh dazu auftreiben könnte, eine deutſche Bibliothek zuſammenkarren laſſen, durch deren Anzünden er ſich für den erſten Frevel vollkommen wieder mit den beleidigten Muſen ausſöhnen könnte.

20.

Menge der Böſen.

Der Himmel muß freylich ſeine Sonne nicht nur über die Guten, ſondern auch über die Böſen ſcheinen laſſen, wenn er nicht will, daß ſie bald gar nicht mehr ſcheinen ſoll.

21.

Liebe zur fremden Narrheit.

Iſt uns fremde Weisheit verhaßt, ſo vergelten wir den Ausländern dieſe Ungerechtigkeit dadurch, daß uns fremde Narrheit deſto lieber iſt.

22.

Stummſeyn der Bücher.

Für Nichts hat man mehr Urſache, dem Himmel zu danken, als daß die Buchſtaben ſtumm ſind. Welche Marter für das vernünftige Publikum, wenn z. B. gewiße von Oſtern bis Michaelis unſterbliche Werke des allerneueſten und allerheiligſten poetiſchen Witzes die unſelige Gabe hätten, ſich ihm ſelbſt vorzuleſen!

23.

Streit über das Daſeyn Gottes.

Es iſt kaum möglich, daß der liebe Gott bey irgend einer Gelegenheit mehr vergeſſen und mehr beleidigt wird, als bey dem endloſen Streit über ſein Daſeyn, und täglich erneuert ſich das Schauſpiel, daß man im buchſtäblichen Sinne um Gottes willen ſich die Hälſe bricht.

24.

Gelehrte Nachteulen.

Gewiße Leute wollen Deutſchland dadurch in ein Athen verwandeln, daß ſie die Rollen der Nachteulen übernehmen. Aber die griechiſchen

Uhus ſchrieben keine Bücher, obgleich der Vogel der Minerva zu ihrem Geſchlecht gehörte.

25.

Die poetiſchen Schwärmerinnen.

Wollte Jupiter manche Deutſche Europa entführen, ſo wäre ihm zu rathen, ſich ſtatt in einen Stier, in einen Pegaſus zu verwandeln.

26.

Schwer zu leſende Bücher.

Die Bücher ſind am ſchwerſten zu leſen, die am leichteſten zu ſchreiben ſind.

27.

Poetiſch-philoſophiſche Verfinſterung.

O der herrlichen Zeit, in welcher die Finſterniß an der Tagesordnung iſt! Man bediene ſich doch ja nicht mehr des Ausdrucks: In unſern Tagen, ſondern ſage dafür: In unſern Nächten.

28.

Vorwurf gegen den Tod.

Schämſt Du Dich nicht! möchte ich dem natürlichen Tode bey manchem Leichenbegängniße zurufen. Deines Amts war es nicht, dieſen

Menſchen aus der Welt zu ſchaffen. Oder ſoll ich Dich einen Nachrichter, und Deine Senſe ein Henkerſchwert ſchelten?

29.

Abnahme der Ehen.

Daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, pflegt man ihm ſeltener zu verdanken, als vorzuwerfen, und eben daher ſcheint er dieſes Geſchäfts je länger je überdrüßiger zu werden.

30.

Freyheit der Murrköpfe.

Den Murrköpfen, beſonders wenn ſie nicht allzu jung ſind, hat man von jeher das Recht zugeſtanden, ſich ohne Zurückhaltung ihrer Galle zu entledigen. Die einzige Rache, die man ſich gegen ſie erlaubt, iſt der Nahme, den man ihnen beylegt, und in der That kann man ſich bey gewißen Klagliedern und Strafpredigten am beſten durch den Gedanken tröſten, daß der Urheber derſelben — ein Murrkopf iſt.

31.

Der Selbſtmord.

Keine Gnade dem Selbſtmörder! Wie kann man einem Menſchen das Wort reden, der nicht einmahl mit Recht todt iſt?

32.

Böſe Weiber.

Gottlob, daß wir noch immer von böſen Weibern ſprechen hören, weil aus dieſem Umſtande folgt, daß es noch Gute gibt: Sagt man doch nie eine giftige Schlange, ſondern eine Schlange ſchlechtweg.

33.

Narciſſes.

Armer Narciſſus! Warum mußteſt Du, indem die Götter Dich in eine Blume verwandelten, für alle möglichen eitlen Thoren büßen, ohne einen einzigen zu beſſern?

34.

Der Dichterling als Bräutigam.

Das gute Mädchen, das den jämmerlichen Klingelreimer heirathet! Dieſem Bräutigam ſoll-

te ſich die Braut nur zur linken Hand antrauen laſſen.

35.

Das Mohrenwaſchen.

„Verſchwende Deine Lauge nicht an gewiße Leute, mein Freund! Es ſind Mohren, die Du nimmermehr weiß waſchen wirſt.“ Laßt mich immer meine Kraft an den ſchwarzen Unholden verſuchen. Kann ich Nichts gegen die Schwärze ihrer Haut ausrichten, ſo kann ich ſie doch wund reiben, und am Ende mit Gottes Hülfe die Unheilbaren gar erſäufen.

36.

Die Schriftſtellerinnen.

Wer möchte nicht, ſo ſchwer es ihm fiele, lieber der Leſer, und ſogar lieber der Verleger mancher den Kiel führenden Dame ſeyn, als der Mann ihres Herzens? Und vielleicht würden die elenden Poeten ganz ausſterben, wenn Jeder, der elende Reime drucken läßt, eine Poetin zu heirathen gezwungen würde.

37.

Die Unduldſamen.

Wer die Sünden am ſchwerſten vergibt, ſind die Sünder.

38.

Horazens Wanze.

Welch ein häßliches Ungeziefer muß in den Augen des großen Flaccus die Wanze geweſen ſeyn, daß er einen Kunſtrichter mit ihr verglich!

39.

Weibliche Unbeſtändigkeit.

Unbeſtändig ſcheltet Ihr die Schönen? O ſie ſind Euch getreuer, als ihre Reize ihnen.

40.

Schwere Zumuthungen.

Könnt Ihr Euch wundern, daß ich das Haus des Mävius fliehe? Er will, daß ich ihn leſen, und ſeine Lea, daß ich ſie küſſen ſoll.

41.

Der Nahmenloſe.

Der gute Herr N. N.! Es iſt ordentlich, als ob er den Dianentempel zu Epheſus ange=

zündet hätte. Kein Menſch will ſeinen Nahmen nennen, den er doch gar zu gern von allen Zungen genannt wiſſen möchte.

42.

Zur Entſchuldigung.

Aergert Euch doch nicht über dieſen und jenen angeſehenen Mann, der ſich eine Geſellſchafterinn hält. Es geſchieht bloß dem Geiſt der Zeit zu Ehren, daß Viele, ſtatt nach der alten Sitte eine Frau zu nehmen, ſich mit einer Stellvertreterin, oder auf Undeutſch mit einem Surrogat derſelben begnügen.

43.

Der gelehrte Feuereifer.

Dämpft doch, möchte ich gewißen Schriftſtellern, die ihre Gegner gern mit der Feder todtſchlügen, zurufen, dämpft doch, Ihr guten Leute, die Flamme Eures Zorns! Man muß ein Jüpiter, oder wenigſtens eine Gewitterwolke ſeyn, wenn man donnern und blitzen will.

44.

Die verfolgenden Mode=Erzieher.

Gottlob, bethe ich täglich, daß die weiſen Fürſten unſers Vaterlands den Mode=Schulmeiſtern des Zeitalters keine päpſtliche Gewalt einräumen! Dieſe eben ſo zank= als ehrſüchtigen Eiferer, voll zügelloſer Leidenſchaften, möchten gar zu gern die den Kindern beſtimmten Zuchtruthen und Zuchtſtecken zu einem Scheiterhaufen zuſammentragen, um die an ihrer Unfehlbarkeit zweifelnden Väter zu verbrennen.

45.

Gebothene Liebe.

Das Geboth der Bibel: Ihr Männer, liebet Eure Weiber! dient zum Beweiſe, daß dieſes Lieben ſich Nichts weniger als von ſelbſt verſteht.

46.

Zum Henkerwünſchen.

Tagtäglich höre ich Euch ſagen: Der Teufel hohle Dieſen und Jenen. Sagt doch lieber: Der Henker hohle ihn, der, wie Ihr wißt, weni=

ger taube Ohren für Wünſche dieſer Art hat, als der ſchwarze Vertraute des Doctor Fauſt.

47.

Der Läſtertrank.

Die armen Damen, die jetzt ihren Nächſten, den ſie ſonſt nie über die Zunge ſpringen ließen, ohne dieſer zuvor durch den Balſam des Kaffehs die gehörige Salbung gegeben zu haben, bey einem bloßen elenden Aftertranke verläſtern müßen!

48.

Die Knaben.

Die Knaben ſchlechtweg ſind, ſo wild ſie auch ſeyn mögen, doch mit ein wenig Ernſt und viel Liebe leicht in der Zucht zu halten. Aber wer vermag die erwachſenen Knaben zu demüthigen, die dreyßig und mehr Jahre auf dem Rücken haben, Weiber nehmen, und Kinder zeugen, und Erziehungs-Lehrgebäude ſchmieden? Oder kürzer. Die lernenden Knaben ſind weniger ungezogen, als die lehrenden.

49.

Der frühzeitige Wittwer.

Einfältiger Tod! Konnteſt Du dem Dich verwünſchenden Manne ſeine Frau, die Du ihm drey Monate nach der Hochzeit raubteſt, nicht noch ein Jahr lang laſſen, um Dir ſtatt eines Feinds einen Freund zu machen?

50.

Die Wahrſager.

Die magnetiſirenden Quackſalber, die Schädellehrer, die eingeweihten Philoſophen und die Karfunkelpoeten, dieſes mit den Zigeunern in die Wette wahrſagende lächerliche Völklein, man denke doch! Dieſes wird ganz toll, wenn ich ihm die Wahrheit ſage.

51.

Die Erfindung der Poeſie.

Ich laſſe mir es nicht nehmen, der Teufel hat wenigſtens die neueſte Poeſie erfunden, damit rechtſchaffene Leute, die gewöhnlich auch die vernünftigen ſind, durch die Verſe der Klingel-

reimer erſt raſend werden, und dann als Verzweifelnde zur Hölle fahren.

52.

Narrenkur.

Den Narren muß man mit Kolben lauſen, ſagt das Sprichwort. Amen, Amen, Amen!

53.

Die Verdienſtvollen.

Niemand erwirbt ſich mehr Verdienſte um die Welt, als die Betrieger, die ihrem Willen, betrogen zu werden, aufs vollkommenſte Genüge leiſten, und man darf ſich daher auch über das Glück nicht wundern, welches die neuen Apoſtel des Unſinns und des Aberglaubens bey dem großen Haufen machen.

54.

Ungeprüfter Beyfall.

Ich will lieber die poetiſchen und proſaiſchen Werke manches Schriftſtellers unbeſehen für vortrefflich erklären, als mir durch das Leſen derſelben das allzutheure Recht erkaufen, ſie erbärmlich zu ſchelten.

55.

Schulmeiſter=Wuth.

Ich kann mir den Ton gewißer für ihr Einmahl Eins und ihr A b c auf Tod und Leben kämpfender Unterrichtsverbeſſerer nicht anders erklären, als daß die guten Leute in der Hitze des Streits ihre Feder für das Werkzeug halten, mit welchem ſie in der Schule drein ſchlagen.

56.

Apollos ſchönſte That.

Dem Apollo gebührt in meinen Augen ſchon darum der Vorzug vor allen Göttern, weil er einen den Muſen verhaßten Stümper lebendig geſchunden hat.

57.

Weibliche Schriftſteller.

Möchte doch jeder Schönen, die das männliche Geſchäft des Bücherſchreibens treibt, auf der Stelle ein Bart wachſen! Doch ich wette, die meiſten haben ſchon einen.

58.

Der Schmeichler und Kriecher.

Dem Himmel ſey Dank, daß ſich dieſem Elenden, der ſich vor Tauſenden in den Staub beugt, und Tauſenden den Staub von den Füßen leckt, weder meinen Rücken, noch meine Zunge leihen darf!

59.

Neue Lesart.

Wenn mir gewiße Trunkenbolde, Weiberknechte und Dichterlinge in den Weg laufen, ſo möchte ich beynahe behaupten, D. Luthers bekannter Reim:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang"

heiße ſo:

Wer liebt Wein, Weiber und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang.

Doch was die Dichterlinge betrifft: ſo wendet man vielleicht nicht mit Unrecht ein, daß wer elend ſingt, auch den Geſang nicht lieben kann.

60.

Vergeblicher Troſt.

Es iſt vergebens, wenn der eingebildete Thraſo ſich wegen der Verachtung, die wir ſeiner vortrefflichen Perſon und ſeinen noch vortrefflichern Werken erzeugen, mit dem Spruche: Der Prophet gilt Nichts in ſeinem Vaterlande! tröſten will. Der arme Mann hat was das Nichtsgelten im Vaterlande betrifft, die ganze Welt zum Vaterlande, und kann ſich alſo rühmen, ein vollkommener Weltbürger zu ſeyn.

61.

Die Barbaren.

Ihr läugnet, daß es in unſern Zeiten noch Barbaren gibt? O Ihr könnt eine Menge mit Vor= und Zunahmen, und Stand und Amt in Meuſels gelehrtem Deutſchland leſen.

62.

Die Gutherzigen.

Ich gebe keinen Heller für ein gutes Herz, wenn ihm ein guter Kopf fehlt.

63.

Der Glückliche.

Wie iſt doch dieſer Narr ſo glücklich! In der zahlreichſten Geſellſchaft iſt er immer der Einzige, dem ſeine Narrheit nicht zur Laſt fällt.

64.

Der Ehemann und der Hageſtolz.

Ich bin, Gottlob! gut verheirathet. — Und ich, Gottlob! gut unverheirathet.

65.

Die Nieſewurz.

Das edle Kraut von Anticyra, kommt, wie es ſcheint, gar nicht mehr auf den deutſchen Boden, und nicht einmahl einen Stellvertreter, wie Kaffeh und Zucker hat es erhalten.

66.

Der Unlateiner.

Warum ſpottet Ihr Leute immer nur darüber, daß ein bekannter ſchöner Geiſt kein Latein verſteht! Verſteht er denn Deutſch?

67.

Die Beleuchtung.

Wenn doch die Polizey die Köpfe eben ſo gut und eben ſo wohlfeil, wie die Straßen beleuchten könnte!

68.

Die Goldmacher.

Die gemeinen Goldmacher ſind ganz erträgliche Leute gegen gewiße philoſophiſche und ſchulverbeſſernde Eingeweihte. Zwar hören ſie nicht auf, den Stein der Weiſen zu ſuchen, und leben des feſten Glaubens, daß ſie ihn nächſtens finden werden. Aber ſie ſchreyen doch nicht, wie ihre gelehrten Nachäffer, indem ſie uns irgend einen Quark vorzeigen: Wir haben ihn gefunden.

69.

Uebelreden.

Ein vortreffliches Mittel wenn nicht gegen das Uebelreden ſelbſt, doch gegen die nachtheiligen Folgen deſſelben, iſt, wenn man nicht übel thut.

70.

Gott gehorchen.

Statt, man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen, könnte man kürzer ſagen: Man muß nur Gott gehorchen, weil den Menſchen in dem, was recht iſt, gehorchen, Gott gehorchen heißt.

71.

Das Darben der Schriftſteller.

Das Geſchäfte für die geiſtige Nahrung ſeines Nächſten zu ſorgen, gewährt eine kümmerliche leibliche Nahrung.

72.

Der Selbſtmord.

Der Selbſtmord iſt freylich ein Verbrechen. Aber er iſt zugleich höchſt wohlthätig für die Welt, die durch ihn von manchem Taugenichts, den man weder hängen noch köpfen dürfte, und von manchem Tollhäusler, für welchen ihr der Raum fehlte, befreyt wird.

73.

Die unheilbarſten Narren.

Ich wollte hoffen, daß vielleicht nach tauſend Jahren gar keine Narren mehr in der Welt zu finden wären, wenn es keine eitle Narren gäbe.

74.

Die Entartung.

Wenn wir noch immer fortfahren, auszuarten, ſo fürchte ich, werden am Ende die Affen ſich ſchämen, Nachahmer der Menſchen zu heißen.

75.

Die Rohen.

Es gibt Menſchen, denen es ſo ſehr an Milde und Anmuth, und an Allem, was man liebenswürdig nennt, gebricht, daß ich mich oft zu glauben verſucht fühle, ſie hätten keine Mutter gehabt, ſondern wären ſtatt vom Weibe, vom Manne geboren.

76.

Beweis der Gottheit.

Wie kann die Philoſophie einen Gott beweiſen wollen, da ihr Beweis den Glauben an ihn vernichten würde, der, wie die Schrift ſagt, allein ſelig macht?

77.

Die Modeſchriften.

Die neueſte gelehrte Mode iſt gegenwärtig, altmodiſch zu ſeyn.

78.

Eben dieſelben.

Wenn ich mich auch nur ein wenig fürchtete, von einer Rotte unreifer Knaben, und einem Heer nachbethender Tröpfe verketzert zu werden: ſo würde ich nicht ſagen, daß das Aufwärmen ſo Vieler, ohne allen Einfluß der Muſen entſtandener Hervorbringungen ganz oder halb barbariſcher Zeiten Nichts Anderes heißt, als die Langeweile auf den Thron ſetzen.

79.

Die Seligkeit.

Man kann in jener Welt nicht ſelig werden, wenn man es nicht ſchon in dieſer, nähmlich gut iſt.

80.

Butler und Jacob Böhm.

Der witz= und verſtandreiche Verfaſſer des Hudibras hat es wohl bloß der Unbeleſenheit gewißer durch und durch erleuchteter Seher unſerer Tage zu danken, daß er für ſeinen unheiligen Spott über den göttlichen Schuſter Jacob Böhm, nicht noch im Grabe verketzert wird.

81.

Menſchenliebe.

Wenn es eine heilige Pflicht iſt, die Menſchen zu lieben, ſo iſt es eine eben ſo heilige, die Unmenſchen zu haſſen.

82.

Die Armen.

Jeder leiblich Arme weiß es, daß er nicht reich iſt. Aber wer kennt und bekennt ſeine

Geiſtes-Armuth? Oder hält man ſich nicht gerade für deſto reicher an Geiſt, je ärmer man an ihm iſt?

83.

Frommer Wunſch.

Möchten doch für manche Schriftſteller weder Schneider noch Schuſter mehr arbeiten, damit ſie gezwungen würden, um nicht nackend und barfuß zu gehen, die Feder mit der Nadel und dem Pfriem zu vertauſchen.

84.

Geiz und Verſchwendung.

Der Geitzige iſt nur ein Thor, aber der Verſchwender iſt ein Wahnſinniger.

85.

Bildung.

Wie könnt Ihr von Bildung ſprechen, ſo lange noch der Henker unter die Erzieher des Menſchengeſchlechts gehört?

86.

Der fromme Duns.

Es iſt mir recht ärgerlich, daß dieſer arme

Klingelreimer ſo fromm iſt. Wer bürgt mir dafür, daß ich den Tropf nicht im Himmel finde?

87.

Die Auszeichnung.

Ehre, dem Ehre gebührt! Denkt an die türkiſche Gerechtigkeit, und erdroſſelt Leute von Stande mit einem ſeidenen Strick.

88.

Die Kürze des Lebens.

Das Leben ſcheint uns nie kurz, und hat nie einen wahren Werth in unſern Augen, als wenn wir es zu verlieren im Begriff ſind.

89.

Die Eitelkeit.

Die Eitelkeit iſt die armſeligſte aller Thorheiten, und nur wem ſelbſt der gemeine Menſchenverſtand fehlt, kann dieſe Schooßſünde aller Schwachköpfe zu der ſeinigen machen.

90.

Züchtlinge und Narren.

Züchtlinge geißelt man zur Beſſerung, aber die Narren bloß zur Strafe.

91.

Die Lehrer.

O Ihr unſterblichen Lehrer, Socrates und Plato, Cicero, Horaz und Virgil, was wären wir, trotz gewißer Schulmeiſter, die verächtliche Seitenblicke auf Euch zu werfen, unverſchämt genug ſind, wenn wir nicht zu Euch in die Schule gingen!

92.

Der Gott der Dichtkunſt.

Man ſollte in unſern Tagen den Gott der Dichtkunſt nicht mehr Apollo, ſondern Baal nennen, von welchem geſchrieben ſteht: Er ſchläft!

93.

Menge der Frevler.

Wollte man Jeden aufknüpfen, der den Galgen verdient, den Raben würde bald vor ihrer Lieblingsſpeiſe ekeln.

94.

Der reiche Mann.

Hätte die Geſchichte vom reichen Manne ſich in unſern Tagen ereignet, ſo würde man, ſo

ſehr haben ſich die Zeiten verſchlimmert, es kaum glauben, daß nur er, und nicht auch der arme Lazarus einen Platz in der Hölle bekommen habe.

95.

Die neuen Phariſäer.

Was würde der Stifter unſerer Religion ſagen, wenn er noch einmahl auf Erden wandelte, und das Unweſen wahrnähme, welches von den elenden, myſtiſch-poetiſchen Frömmlingen unſerer Tage, dieſen ächten Phariſäern des Chriſtenthums, mit ſeiner Lehre getrieben wird.

96.

Aufgaben.

Einem neuen Herkules könnte man ſtatt ſeiner zwölf Arbeiten zwölftauſend für den Putztiſch einer Dame nach der Mode, einem neuen Cröſus das Anſchaffen aller Bedürfniße eben dieſer Dame, und einem neuen Hiob das Ertragen aller ihrer Launen auferlegen.

97.

An die Schulverbeſſerer.

Von Rechtswegen, Ihr Finder des Steins der Schulweisheit! ſolltet Ihr, ſtatt mich zu verdammen, mich heilig, oder wenigſtens ſelig ſprechen, da ich Euch mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſe, als Ihr Euch ſelbſt. Wenn ein glücklicher Erfolg Euren Unterricht krönt: ſo ſchreibt Ihr das Verdienſt davon Eurer Lehrart zu, und ich — Euch ſelbſt.

II.

Pater Abraham von St. Clara.

Daß man in unſern Tagen den Pater Abraham von St. Clara zum Gegenſtande der Bewunderung macht, iſt — ein Zeichen unſerer Tage. Wo iſt der Sinn, der Witz, und der Geſchmack dieſes Kuttenträgers, den man jetzt über die geiſtreichſten Köpfe ſpäterer Zeiten zu erheben, ſich nicht ſcheut? Der geiſtliche Hanswurſt war der Spott eines ganzen Jahrhunderts, und ſeiner eigenen Zeit. Aber gerade die Verachtung vernünftiger Leute iſt aus leicht begreiflichen Urſachen eine Empfehlung in den Augen unſerer neueſten Dichterſchule, die ſich dann auch einzig und allein an der neu aufgelegten Sammlung der ebenſo ekelhaften und pöbelhaften, als langweiligen Narrentheidungen ihres Helden ergetzen mag.

III.

Das Pulver und das Gehirn.

Eine Fabel.

Undankbares Geſchöpf meiner Anſtrengung! ſprach das Gehirn zum Pulver. Du zerſtörſt mich, und ich habe Dich erfunden.

Spare Deine Vorwürfe, donnerte das Pulver ihm entgegen, oder richte ſie wenigſtens nicht gegen mich allein. Begegnet es Dir nicht noch täglich, daß Du, ohne Pulver zu erfinden, Dein eigenes Verderben ausbrüteſt?

IV.

Mahler, oder Maler?

Schreiben eines Mahlers an den Verfaſſer einer Bücheranzeige im Morgenblatte.

Ich bin auch ein — Mahler! aber mit Ihrer Erlaubniß, mein ſprachkundiger Herr Bücher-Beurtheiler! kein — Maler.

Ich hatte einen höchſtaltväteriſchen, und eben deswegen höchſtvortrefflichen Schulmeiſter. Dieſer würdige Mann beging, um mich Ihrer Worte zu bedienen, den ſehr gemeinen Fehler, und ſchrieb Mahler.

Der alte Sprachmeiſter Adelung begeht in ſeinem wohlaufgenommenen, obgleich von den wenigſten Bücher-Beurtheilern geleſenen Wörterbuche ebenfalls den ſehr gemeinen Fehler, und ſchreibt Mahler.

Herr Erziehungsrath Campe, welcher bekanntlich das deutſche Vaterland ebenfalls mit einem Wörterbuche zu bereichern nicht für unnöthig erachtete, ſchreibt mit dieſem ſeinem Vorgänger, dem er irgend einen ſehr gemeinen Fehler nachzuſehen, eben nicht ſehr geneigt iſt, ebenfalls Mahler.

Der Philoſoph Eberhard endlich, welcher, daß er Deutſch zu verſtehen ſich einbilde, durch eine Synonymik zu erkennen gab, weiß es gar nicht anders, als daß man, wenn man recht ſchreiben will, Mahler ſchreiben muß.

Müßte nun ein armer Mahler, oder Maler nicht verzweifeln, wenn er ein Pinſel wäre, und keinen Kopf hätte, der ſich zu helfen weiß? Ich werde nähmlich von nun an fünf Mahl, das erſte Mahl mit meinem Schulmeiſter Mahler, das zweyte Mahl mit Adelung Mahler, das dritte Mahl mit Herrn Campe Mahler, das vierte Mahl mit Eberhard Mahler, und erſt das fünfte Mahl mit Ihnen Maler ſchreiben, und hoffentlich werden Sie die Theilung um ſo billi-

ger finden, da Sie zuverläßig zu beſcheiden ſind, um Ihre einfache Stimme für eine fünffache geltend machen zu wollen. Können Sie aber außer Ihrem eigenen Anſehen ſich auch noch auf fremdes berufen, ſo kann ich es nicht billigen, daß Sie das letzte nicht zum Beſten der einfältigen Layen nahmhaft machten. Nur erwarte ich ein ſprachgelehrtes Anſehen, und keine Beyſpiele aus Schriftſtellern, die ich mit der kurzen Antwort abfertige: Wenn die Sprachlehre will, daß man Mahler ſchreibe, ſo dürfte Homer ſelbſt, wenn er ein Deutſcher wäre, wovon er bekanntlich weit entfernt iſt, nicht Maler ſchreiben, ohne daß irgend ein Schüler den Meiſter zurechtwieſe.

Die Einwendung, daß Maler geſchrieben werden müße, um einen Raphael, der eine Madonna mahlt, von dem beſtäubten Erdenſohn, der einen Sack Korn mahlt, zu unterſcheiden, kann ich kaum anders als mit einem Naſerümpfen beantworten. Es iſt doch wohl die größte aller Armſeligkeiten, wenn man die Rechtſchreibung darum gewaltthätiger Weiſe ändern will, um

zwey gleichlautende Wörter von verſchiedener Bedeutung auch noch durch einen Buchſtaben von einander zu unterſcheiden.

Es iſt zwar nur zu gewöhnlich, daß die Leute, die es ſich zum Geſchäft machen, Andern ungebethen ihre Meinung über die neueſten Erſcheinungen in der Bücherwelt zu ſagen, das Rechte verwerfen, und dagegen das Falſche lehren. Aber ein Anderes iſt ein Bücherurtheilſprecher, und ein Anderes ein vernünftiger Mann, wie Sie, der — Bücher beurtheilt, und ich bin alſo zum Voraus überzeugt, daß Sie auch in einer Kleinigkeit, wie die Rechtſchreibung eines Worts iſt, nicht ohne Gründe von den angeſehenſten Sprachlehrern abweichen. So lange ich aber dieſe Gründe nicht kenne, ſo lange dürfen Sie wenigſtens nicht hoffen, Ihr Bildniß von mir gemalt zu ſehen, ob es mir gleich ein wahres Vergnügen wäre, Sie ſogar in Lebensgröße, mit halbem oder ganzem Geſicht, in Paſtell, in Oehl oder mit Waſſerfarben zu — mahlen.

1 8 1 2.

Dritte Abtheilung.

I.

Dienſtgeſuch eines Ungenannten.

Im Schwäbiſchen Merkur vom Jahr 1812 Nr. 58. biethet ein Ungenannter ſeine Dienſte auf folgende Art an.

„Ein junger Mann, der außer dem Beſitze ſogenannter reeller Kenntniße vorzüglich in den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten bedeutende Fortſchritte gethan, ſo daß er ſich mit der practiſchen Fertigkeit zugleich die höhere äſthetiſche Einſicht erwarb; der es in der Kunſt der Mahlerey bis zur Meiſterſchaft brachte, und ſich als Dichter — wenn man die Ausübung einer ſchönen Naturgabe ſich

auf beſcheidene Art als Verdienſt anrechnen darf — nicht unrühmlich auszeichnete, wünſcht in einem hohen Hauſe als Lehrer, oder Vorleſer, oder auch als Lehrer an einem Gymnaſium angeſtellt zu werden. Uebrigens iſt er von einem ernſten ſtillen Character, und verbindet mit ſeinem Wiſſen ſtets das ordnungsvollſte Wirken. Ueberhaupt könnte ſeine Thätigkeit vielſeitig ſeyn, und ſicher wäre ſeinem Herzen, da er in der ſtrengen Schule des Schickſals gebildet wurde, ſo viel als ſeinem Geiſte zu vertrauen. Er bittet höflichſt, die portofreyen Briefe verſiegelt und bezeichnet an X Y Z unter Couvert an Herrn Strauß in Schluchtern, bey Heilbronn, zu adreſſiren, welcher ſie unverſäumt weiter expediren wird."

Ohne Zweifel iſt es wahr, daß der Verfaſſer dieſer Anzeige ſich in der Poeſie, dieſer ſchönen Naturgabe, die man ſich allerdings auf beſcheidene Art als Verdienſt anrechnen darf, nicht unrühmlich auszeichnete. Gleichen Glauben ver-

dient ſein eigenes Zeugniß, daß er es in der Kunſt der Mahlerey bis zur Meiſterſchaft brachte. Daß er aber in der Kunſt, ſein eigenes wiſſenſchaftliches, künſtleriſches und ſittliches Bild mit dem wärmſten Pinſel zu mahlen, ſeinen Meiſter gar nicht findet, wer kann nach der vorſtehenden Probe dieſe Wahrheit läugnen? Wundern muß man ſich übrigens über die Beſcheidenheit, daß ein Mann, der, ſeiner ſogenannten reellen Kenntniße nicht zu gedenken, ſich als Dichter nicht unrühmlich auszeichnete, und ein bis zur Meiſterſchaft gelangter Mahler iſt, in einem hohen Hauſe weder dichten, noch mahlen, ſondern — vorleſen will? Welches hohe Haus wird die mannigfaltigen Kunſtfertigkeiten und Fähigkeiten des Dienſt-Bewerbers nicht beſſer zu benutzen verſtehen? Wer wird eine Krone als Schlafmütze, und einen Dukaten als Rechenpfennig gebrauchen, oder in einem goldenen Gefäß Wagenſalbe aufbewahren?

Folgende Nachahmung der Anzeige des Dienſtſuchenden hat keinen andern Zweck, als zu be-

weiſen, daß er jeden Nachahmer zur Verzweif-lung bringt.

Ein junger Abkömmling eines um die Welt hochverdienten Geſchlechts, welcher neben dem gänzlichen Mangel ſogenannter reeller Kenntniße ſich ſtets, ſein Ziel mochte ein Muſenſitz, oder eine Mühle ſeyn, durch die bedächtlichſte Lang-ſamkeit ſeiner Fortſchritte ausgezeichnet hat, wünſcht nicht in einem hohen, ſondern nur in einem ſehr niedrigen, dem Bereiten des Brot-ſtoffs gewidmeten Hauſe, und zwar, wenn er gleich unter ſeinen Ahnherrn einen Propheten-Hofmeiſter zählt, weder als Lehrer, noch als Vorleſer, ſondern in einer noch geringern Eigen-ſchaft angeſtellt zu werden.

Der Dichtkunſt hat der Dienſtſuchende, wenn er ſich gleich dieſe ſchöne Naturgabe ſelbſt nicht zum Verdienſt anrechnen darf, doch von jeher, beſonders in der nützlichen und lehrreichen Fabel, überflüßigen Stoff dargebothen. Nicht zu geden-ken, daß er manches ſchöne Klinggedicht, zu wel-chem ſeine abgeſchiedenen Brüder ihre Haut her-

leihen müßen, leicht ſelbſt gemacht haben könnte. Daß in der allerneueſten Äſthetik, welche zugleich die allerhöchſte iſt, keine Stimme mehr Gewicht hat, als die ſeinige, iſt eine aller Welt bekannte Sache.

Seine Verſuche, die Laute zu ſpielen, ſind zwar bis jezt noch immer unglücklich abgelaufen. Allein der Neid ſelbſt muß geſtehen, daß er, um es auch in der Tonkunſt bis zur Meiſterſchaft zu bringen, wenigſtens Ohr genug hat.

Daß er mit ſeinem Wiſſen, wie mit ſeinem Nichtwiſſen, ſtets das ordnungsvollſte Wirken verbindet, dafür leiſtet dem verehrlichen Publikum die Natur ſelbſt die ſicherſte Bürgſchaft.

Seine Thätigkeit iſt zwar zu einſeitig, als daß ſie vielſeitig ſeyn könnte. Allein dafür iſt ſie deſto regelmäßiger, zuverläßiger und zweckmäßiger, und obgleich ſeine ganze Verwandtſchaft ſeit grauen Zeiten in dem Rufe der Trägheit ſteht: ſo hofft er doch, wenn man ihm nur nicht zu viel aufbürdet, dieſe Verleumdung durch ſein Beyſpiel zu widerlegen.

Eines ernſten und ſtillen Characters ſollte ſich außer ihm gar Niemand rühmen. Man hat ihm vielmehr ſchon oft vorgeworfen, daß er in dieſer Tugend ein wenig zu weit gehe, und von einer anſtändigen Munterkeit, ſo wenig als von einer erlaubten Fröhlichkeit etwas zu wiſſen ſcheine.

Wenn endlich irgend ein Weſen in der ſtrengen Schule des Schickſals gebildet wurde, ſo iſt es der Dienſtſüchende, und er darf von harten Schlägen, die ihn trafen, und die er mit einer von Allen bewunderten, und von Keinem erreichten Geduld ertrug, nicht bloß im bildlichen Sinne ſprechen, und es verſteht ſich daher auch von ſelbſt, daß man ſeinem Herzen eben ſo viel, als ſeinem Geiſte vertrauen darf, ſo lächerlich es auch die meiſten Leute finden mögen, daß ein Geſchöpf wie er von ſeinem Herzen und von ſeinem Geiſte ſpricht.

Troß ſeiner ausgezeichneten Fähigkeiten, ſeiner entſchiedenen Brauchbarkeit und ſeiner übrigen, theils anerkannten, theils verkannten guten Eigenſchaften, ſieht er auf gar keinen Gehalt,

und menſchliche, wenn auch nicht freundſchaftliche Behandlung, nebſt freyer Koſt, iſt Alles, was er wünſcht. Er iſt überdieß, was die letzte betrift, die Genügſamkeit ſelbſt. So angenehm auch ſeinem ſonſt wenig verwöhnten Gaumen die Feigen ſind, ſo läßt er ſich doch gewöhnlich mit einem bloßen verachteten, und noch obendrein ſehr ſtachelvollen Unkraut abſpeiſen.

Mit unfrankirten, wie mit frankirten Briefen bittet er ihn zu verſchonen, da er leider beyde nicht leſen kann. Auf mündliche Nachfragen nach Y—a hingegen wird man auf dem Viehmarkte zu Krähwinkel freundlichen Beſcheid erhalten.

II.

Beſchwerden einer Dame über die Zeit.

Die Alten hatten, und die Neuern haben ſehr Recht, die Zeit als einen finſtern Greis zu mahlen. Man muß in der That der häßlichſte und der älteſte aller Graubärte ſeyn, um ſich ſo gegen die Damen aufzuführen, wie dieſer ab= ſcheuliche Titan mit ſeiner Senſe und ſeinem Stundenglaſe. Daß er ſich gegen ſeinen Vater empörte, ſeine Brüder zur Hölle ſchickte, und ſeine Kinder in ſeinen Schlund begrub, ſind höch= ſtens Menſchlichkeiten, die man einem Gott al= lenfalls verzeihen kann. Aber was hat das Un= geheuer mit ſeinem Pflug in unſern Geſichtern

zu ſchaffen, und wer berechtigt ihn, den Frieden zwiſchen uns und unſern Spiegeln zu ſtören? Iſt es nicht das ewige Geſchäft dieſes alten Zauberers Saturn, junge Frauen, ehe ſie es merken, in betagte Matronen, und junge Mädchen in alte Jungfern zu verwandeln? Setzt er nicht Brillen auf die ſchönſten griechiſchen und römiſchen Naſen, und machte er nicht der Schönheit einer Helena noch früher ein Ende, als die Griechen und Trojaner dem Krieg um dieſelbe? Müßen wir nicht durch ihn unſre eifrigſten Anbether oft ſchon im dreyßigſten Jahr an der Krücke ſehen, und zwingt er nicht uns ſelbſt deſto früher und erbärmlicher in die Kirche zu hinken, je früher und luſtiger wir auf die Bälle geflogen ſind? Was iſt ein Stellvertreter der Schönheit ſelbſt, was ſind gemahlte Roſen und Lilien auf vierzigjährigen Geſichtern gegen die natürlichen auf zwanzigjährigen? Und doch läßt er uns nicht einmahl dieſen armſeligen Erſatz zu Theil werden. Was hat er in ſeinem Stundenglaſe, als Sand, ſtatt daß er es ewig für uns mit rother und

weiſſer Schminke füllen ſollte? Wirft er endlich ſich nicht zu unſerem beſtändigen Hofmeiſter und Frohnvogt auf? Unaufhörlich zieht er die Glocke, um uns zum Morgen= oder Abendgebethe zu läuten, um uns zu ſagen, daß wir ſchlafen, oder wachen, uns zur Tafel ſetzen, oder davon aufſtehen ſollen. Und wie niederträchtig pflegt er ſich an uns zu rächen, wenn wirs nicht genug ſind, um uns an ſeine Erinnerungen zu kehren! Ewig ſollen wir am Nährahm, oder gar am Spinnrocken ſitzen, wenn wir nicht wollen, daß das ganze langweilige Chor der Sittenprediger uns als ſeine Mörderinnen anklagt. Für jeden Augenblick fordert man einen Nadelſtich, für jede Minute einen geſponnenen Faden, und für jede Stunde einen halben Strumpf von uns, und ein ordentlicher Schwindel wandelt mich an, wenn ich an das Händewerk denke, das wir in Jahr und Tag vollbringen ſollen, bloß um unſerem geſchworenen Erb= und Todfeind, welchem die deutſche Sprache durch den weiblichen Nahmen Zeit aufs unverdienteſte ſchmeichelt, den Hof zu machen.

O Ihr Frauen und Jungfrauen! wozu habt Ihr eine Zunge, wenn Ihr ſie nicht einmahl gegen die unerträgliche Tyranney, gegen die Raub- und Mordſucht dieſes verwünſchten Alten überall und nirgends, dieſes heilloſen, bärtigen ewigen Juden gebraucht? Wie lange wollt Ihr noch ſeine ſchimpflichen Feſſeln tragen? Hättet Ihr nicht wenigſtens, um nur etwas zu thun, und Euch nicht ganz leidend zu verhalten, längſt alle Uhren zerſchmettern, und alle Kalender, dieſe endloſen Geburts- und Todtenliſten des ſich ewig ſelbſt vernichtenden und wieder erneuernden Unholds, ich ſage, hättet Ihr nicht längſt alle Thurmuhren und Taſchenuhren, alle Sanduhren, Waſſeruhren und Sonnenuhren zerſchmettern, und alle Kalender, den Damenkalender ſelbſt nicht ausgenommen, zu Aſche verbrennen ſollen? Ermannen ſoll ſich jedes Weib, und das eherne Joch abſchütteln, welches das Schickſal nur für männliche Nacken ſchmiedete. Ihr Wenigen folgt alſo dem Beyſpiele der Vielen, und ſchwört ewigen Ungehorſam den Geſetzen, die jede ge-

borene Sultaninn in eine Sclavinn verwandeln wollen. Laßt Tag und Nacht, laßt Sommer und Winter, laßt Herbſt und Frühling ihre Rollen wechſeln. Schlaft, wenn Ihr wachen, und wacht, wenn Ihr ſchlafen ſollt. Hüllt Euch im Heumond in Pelze, und zeigt dagegen, wenn der Froſt Bären und Wölfe erſtarren läßt, Euch, wenn nicht als ganze, doch als halbe Even in der Nichtbekleidung. Die Sonne mögt Ihr immer über Eurem Zorn untergehen laſſen, aber aufgehen laßt ſie ja nicht anders, als über Eurem Schlafe, und ſorgt für gute Landſchaft-Mahlereyen, um zu jeder Tageszeit die Morgenröthe in Eurem Zimmer mit anſtändiger und hergebrachter Empfindſamkeit und mit Beobachtung der Schöngeiſterey-Geſetze bewundern zu können. Die Mittagsglocke rufe Euch aus dem Bette zum Frühſtücke, und die Abendglocke zum Mittageſſen. Kümmert Euch nicht um graue Haare und Taufſcheine, und werdet Euer ganzes Leben lang keine Minute älter, als zwanzig Jahre. Nichts thun heißt mit andern Worten

die Zeit tödten, und was könnt Ihr alſo Beſſeres thun, als — Nichts thun? Jede Arbeit hat nicht ihren eigenen Lohn, ſondern ihre eigene Strafe. Die Ungehorſame, die mit einer Nadel in der Hand ertappt wird, erhalte hundert Stiche mit der Nadel; das Spinnen am Rocken mache noch lächerlicher, als das Philoſophiren an demſelben; eine Suppe kochen werde mit dem Verluſt des Rechts, einen Ring zu tragen, gebüßt, und der Sünderinn endlich, die ſich gar den Nahmen einer guten Wirthinn durch guten Gebrauch der unnützen Zeit erwirbt, geſchieht ihr zu viel, wenn wir ſie des Ehrentitels einer Frau verluſtig erklären, und ſie in die Klaſſe der Mägde verſtoßen?

Die Karten-Erfindung iſt eine wahre Pulver-Erfindung für die Zeit, und wie wenig ließe ſich alſo zur Entſchuldigung einer Dame ſagen, die nicht auch mit Begierde zu dieſen Waffen griffe, um unſere Feindinn in die Flucht zu ſchlagen? Da aber bekanntlich die Fähigkeiten von der Natur etwas ungleich ausgetheilt zu werden pfle-

gen, und es auch harte Köpfe unter den Damen gibt, die ein leichtes Kartenſpiel ſchwer begreifen: ſo erlaube ich dieſen Unglücklichen, ſtatt ſich im Lhombre, im Whiſt, oder im Tarock mit der Zeit herum zu ſchlagen, Verſe zu machen, oder gar die langweiligſten Romane zu ſchreiben, und verſpreche ihnen noch überdieß, jede mit einem Sonett getödtete Stunde für einen vollen halben Tag gelten zu laſſen, den ihre geſchicktern Schweſtern den Karten opferten.

Damit aber nicht Dieſe oder Jene aus Leichtſinn die Pflicht, leichtſinnig mit der Zeit umzugehen, verabſäumt, ſo ſoll auch hier das Verdienſt nicht ohne ſeine Krone bleiben, und jede Vermählte, oder Unvermählte, oder Wittwe, die am Ende des Jahrs durch ein feyerlich zu beſchwörendes Tagebuch, oder ſonſt auf eine rechtsgültige Weiſe darthut, daß ſie wenigſtens zwey Drittel ihrer Zeit im Dienſte des Müßiggangs, oder des Spiels mit der Karte, oder mit der Feder, oder ſonſt außerhalb ihres Berufs-Kreiſes zubrachte, eine ſolche wohlverdiente Ma-

krone, ſage ich, oder ein ſolches Roſenmädchen der großen Welt, ſoll für das Jahrbuch des Luxus und der Moden in Kupfer geſtochen werden.

Mich ſelbſt aber, was kann mich anders belohnen, als die Unſterblichkeit? Oder vielmehr, ich ſtehe hier, und kröne mich mit eigener Hand, und lache die Zeit aus, die es geſchehen laſſen mußte, daß ich ſie dazu anwendete, um eine Satyre auf ſie ſelbſt zu ſchreiben.

III.

Die unglücklichſte Frau.

Aus den Papieren einer glücklichen.

Wenn ich mir die unglücklichſte Frau denken will: ſo denke ich mir die erſte, und man müßte in der That ſelbſt keine ſeyn, wenn man nicht noch nach ſechs tauſend Jahren bittere Thränen über den unſeligen Zuſtand der guten Aeltermutter vergöße.

Was war ſie anders in ihrem Paradieſe, als ein weiblicher Robinſon Cruſoe, und ſind nicht ſelbſt die unbarmherzigſten Romanenſchreiber zu barmherzig, um eine ſolche Büßende auch nur zu erdichten?

Aus wem beſtand ihre tägliche Geſellſchaft? Aus einem einzigen Manne, und o Jammer! dieſer Einzige war noch zum Ueberfluß ihr Gemahl. Wo blieben ihre Freundinnen, und was noch wichtiger iſt, ihre Feindinnen? Mit wem und über wen konnte ſie reden? Wen konnte ſie beneiden, und wer konnte ihr den nähmlichen Dienſt erzeigen? Auch im Paradies ließ ſich weder mit Felſen noch mit Bäumen ein vernünftiges Wort reden, und mußte alſo die Arme nicht ſtumm ſeyn mit den Stummen? Oder ſah ſie ſich etwa von redſeligen Elephanten umgeben? Thaten die Pferde ihren Mund auf, und lehrten und predigten ſchon damals bileamſche Eſel? Oder waren endlich plaudernde Papagayen, geſchwätzige Elſtern und ſchimpfende Raben und Staaren zu bekommen? Und was war es daher anders als Herzensgüte von der teufliſchen Schlange, daß ſie ſich in dieſer Noth zu dem berühmten Geſpräch hergab? Und gewiß ließ ſich die mit Geſpräch geſättigte Eva weniger durch die Sucht nach leerem Wiſſen und durch Lüſternheit, als

durch Dankbarkeit verleiten, ihrer Wohlthäte=
rinn die kleine Gefälligkeit zu erzeigen, und ein
wenig in den verbothenen Apfel zu beißen,
und die erſte Sünde war alſo zugleich die erſte
Tugend.

Der Sündenfall ſelbſt, was machte er an=
ders — aus der Gefallenen, als eine vollkom=
mene Frau, die gar nicht anders konnte, als
Alles begehren? Gibt es aber einen qualvollern
Zuſtand, als Alles begehren, und doch Alles ent=
behren? Wußte ſie überdieß nicht ſo gut, als
jede heutige wohlgeſittete Dame, wie unſchicklich
es iſt, mit zu wenig, oder gar mit gar keiner
Kleidung an öffentlichen Orten zu erſcheinen.
Aber, o die Arme! wozu half ihr dieſe Erkennt=
niß, als zur Verzweiflung? Konnte ſie zehn
Schneider und zwanzig Putzmacherinnen herbey=
rufen? Wo waren die Kaufleute, die ſie mit
Stoffen und Bändern, und Flor verſorgten? Wo
ſollte ſie italieniſche Blumen, holländiſche Lein=
wand und Brüſſeler Kanten her bekommen? War
der Teufel ſelbſt im Stande, ihr einen türkiſchen

Shawl, oder eine engliſche Uhr zu verſchaffen? Mit Einem Worte! Thut es ihr nicht jede heutige Krämersfrau, und jedes Zunftmeiſters= und Rathsherrnweib ſowohl in der Pracht, als in der Zierlichkeit des Anzugs zuvor? Wer gab der Welt alle Erfinderinnen der zahlloſen Mode, und die Seligen, für welche erfunden wurde, noch obendrein, und wer erfuhr nicht ein Wort von den Moden ſelbſt, als ſie? Wo blieben, frage ich ferner, ihre Hofdamen, Kammerfrauen und Zofen, und fehlte es der Herrinn, Gebieterinn und Königinn der ganzen neugeſchaffenen Welt nicht eben ſowohl am Schleppträger, als an der Schleppe? Konnte überhaupt die erſte Frau der Welt die Frau von Welt ſpielen? Machte Adam durch ſie bankerott, und verlor er durch ihre Schuld außer dem Paradies noch irgend etwas, das der Rede werth geweſen wäre? Was konnte er ihr zum Geburts= oder Nahmenstage, zum Chriſtfeſte, oder zum neuen Jahr ſchenken, und trug ihr eine Niederkunft mehr ein, als — ein Kind? Fuhr ſie in ihrem Leben jemahls mit

Sechſen, oder mit Vieren, und war es ein Erſatz für dieſe Entbehrung, daß ſie im kurzen Stand der Unſchuld auf Löwen, Tiegern und Leoparden, auf Elephanten, Büffeln und Auerochſen reiten konnte? Mit wem, außer dem leidigen Satan, konnte ſie einen Roman ſpielen, und wo ſollte ſie einen jungen Werther, und wo dieſer Pulver und Bley her bekommen, um ſich für ſie zu erſchießen? Wer lag vor ihr auf den Knien, als höchſtens ein alter Adam, und wen, ſo lange ſie auf Erden wandelte, verglich ein Madrigal ihre Augen mit der Sonne, und ein Sonett ihren Buſen mit dem Alabaſter, ihre Haare mit dem Gold, und ihre Zähne mit dem Elfenbein? Konnte ſie ſtolz auf die Verſe des blinden Milton ſeyn, die der Zauderer ihr nicht vorgeſungen, ſondern Gott weiß wie viele Jahrtauſende hinter ihr hergeſungen hat? Welcher Stutzer brachte ihr die neueſten ſchönen Schriften, ſammt dem Damenkalender, zum Leſen, und hat ſie jemahls die Zauberflöte gehört? War ſie im Wilhelm Tell, in der Jungfrau von Orleans, oder im Rochus Pum-

pernickel, und erfuhr ſie ein Wort von Menſchenhaß und Reue, von Schillers Räubern, von Goethes Fauſt, von Kabale und Liebe, oder von der Weihe der Kraft? Hat ſie in ihrem Leben den Nahmen Kotzebue, oder Iffland gehört? War ſie ſo glücklich, dieſen, oder einen Fleck, oder einen Schröder, oder eine Unzelmann auf der Bühne zu ſehen, und zögerte nicht Madam Hendel-Schütz ſo unerträglich lange, bis ſie ihre Künſte zeigte, daß ſie jetzt ſo wenig Sinn mehr dafür hat, als manche noch lebende Leute, welche ſich, zum Aergerniß vieler frommen Bewunderer, den ſchnödeſten Spott über die Künſtlerinn erlauben? Fragt ſie noch bis auf dieſe Stunde, wenn Ihr ſie erfragen könnt, ob jemahls ihr Gemüth von den Klängen des Morgenlands himmliſch angeregt wurde, ob göttlicher Wahnſinn ſie in den dritten Himmel, oder in das goldene Alter der Welt, nähmlich in das Mittelalter, entzückte, und ob der große Karfunkel ihr leuchtete, und Ihr werdet Euch wundern, wie einfältig ſie ausſieht. Verdammt will ich ſeyn, wenn die roman-

tiſche Poeſie und die Myſterien der Myſtik ihr nicht noch jetzt böhmiſche Dörfer ſind, ob ſie gleich von einer ihrer deutſchen Enkelinnen, der berühmten Freundinn des berühmten Herrn Heinrich von Kleiſt, gut genug in dieſelben eingeweiht werden könnte.

Wer ruft nicht: O, die arme Eva! Um ihre Seele bekümmerte ſich keine Seele, und noch ſchlimmer ging es ihrem Körper, weil ſie die Welt verlaſſen mußte, ehe ſie nur einen Begriff von den Geſchäften am Putztiſche hatte, und längſt in Staub und Aſche zerfallen war, als die beſten Schneider und Schuſter, Seidenweber und Spinner, Diamantſchleifer und Goldſchmiede geboren wurden.

Aber ich höre auf, das Los einer Todten zu beklagen, um ein Trauerlied auf unſer eigenes anzuſtimmen. Wenn wir weniger unglücklich ſind, als ſie, ſind wir darum glücklich? Werden nicht neue und ewig neue Moden erfunden werden, wenn wir längſt in unſerem letzten Gewande, das auch ſchon wieder aus der Mode

iſt, der Mutter Erde im Schooße ſchlummern? Welche Farben und Stoffe, welche Prachtgewänder, welche Nachtgewänder und welche Hausgewänder, welche Buſentücher und Hüte werden im Jahr 1813 getragen werden, und wir, barmherziger, oder vielmehr unbarmherziger Himmel! Wir werden Nichts tragen, und Nichts ſeyn? Iſt es erlaubt, daß Damen ſterben müßen, ſtatt daß Jede ewig leben ſollte, weil beynahe jeder Tag, an welchem das Grab ſie gefeſſelt hält, ſie einer neuen Mode beraubt? Und warum hat man einen glücklichen Einfall, den mir in dieſem Augenblicke der Schutzgeiſt unſers Geſchlechts zuſliſtert, nicht längſt ausgeführt? Man ſollte nähmlich die Männer verdammen, die Bildſäulen ihrer verſtorbenen Frauen, um ihrem Schatten Ruhe zu verſchaffen, jeden Monat wenigſtens ein Mahl nach dem Zuſchnitte der neueſten Pariſer Puppe zu bekleiden. Dieſer Troſt im Tode würde zwar die troſtloſen Tröſtenden ein wenig theuer zu ſtehen kommen. Aber ſollen wir uns mit Verzweiflung von dem ſüßen,

gold= und ſilber= perlen= und edelſtein= ſammt= und ſeidereichen Leben trennen, bloß damit einige Molierſche Harpagone ihr Geld behalten? Verbrennen ſich indiſche Frauen mit ihren verſtorbenen Männern, warum ſollen deutſche Männer ihren verſtorbenen Frauen nicht einmahl ihren ſchnöden Mammon zum Opfer bringen? Und was iſt billiger, als daß man Frauen, die ſich über den Geiz ihrer Männer zu beklagen haben, ein Mittel ſie zu zwingen an die Hand gibt, die ihnen im Leben verſagten Moden ihnen wenigſtens nach dem Tode anzuſchaffen?

Welche glückliche Ehen würde man künftig ſehen, wenn man mich nur hören wollte! Wie zärtlich würde der unzärtlichſte Mann für das Leben ſeiner Frau beſorgt ſeyn, wenn ihr leiblicher Tod ſeinen bürgerlichen nach ſich zöge! Und was wäre in hundert Fällen für die Männer ſelbſt wünſchenswerther, als daß ihre Frauen nicht allzuſehr vor dem Tode zitterten? Welche Dame, die zu leben weiß, würde ſich noch zu ſterben fürchten, würde ſich fürchten, ſich die Schwind=

ſucht auf einem Ball, oder eine Unverdaulichkeit bey einem Schmauſe zu hohlen, heute ſich zu erkälten, und morgen ſich zu erhitzen, wenn ſie hoffen könnte, auf Koſten ihres Mannes noch auf ihrem Grabe fortzuleben, und mit der Mode fortzuſchreiten?

Ich überlaſſe es den Leuten am Staatsruder, bey der geiſtlichen und weltlichen Rechtspflege, bey den Finanzen und bey der Polizey, die übrigen, für das allgemeine Beſte zu hoffenden Vortheile meines Vorſchlags zu berechnen, und wehe denjenigen, deren Amt es iſt, das Verdienſt zu belohnen, wenn wider Verhoffen ſelbſt das meinige ſich mit der bloßen Ehre begnügen muß!

IV.

Billiges und nothgedrungenes Selbſtlob des Damenkalenders.

Ich nehme mir eine Freyheit, von welcher ich wünſchte, daß ſie weniger allgemein wäre, und daß es nicht irgend ein Menſch ſich einfallen ließe, ſie mir nachzuahmen. Man darf im Ernſt nicht weniger als ein Kalender, und zwar ein Damenkalender ſeyn, um ohne Zurückhaltung von Vorzügen zu ſprechen, die man beſitzt, und welche die Welt nur gar zu gut kennt, ob ſie gleich Gott weiß, ob uns Kaltſinn, oder Trägheit, oder aus Neid, gar nicht thut, als ob ihr ein Wort davon bekannt wäre.

Ich bin ein Buch; ich bin ein kleines Buch; ich bin ein Buch für die Damen! Kann man aus bloßen Lumpen und Druckerſchwärze beſtehen, und ſich eines höhern Adels rühmen, als ich mir in dieſen drey Worten ertheilt habe? Ein Buch zu ſeyn, möchte zwar in den Augen der Kurzſichtigen ein etwas zweydeutiger Vorzug ſcheinen, indem es noch immer Leute gibt, die den Satz behaupten, es ſey keine Ehre, ſondern im Gegentheil eine Schande, ein Buch zu ſeyn, wenn man nähmlich ein elendes iſt. Aber haben dieſe Leute vergeſſen, daß dumme Bücher wie dumme Leute das meiſte Glück machen, und dürfte ich alſo, da großes Glück zu großem Stolz berechtigt, mir nicht doppelt ſo viel einbilden, wenn ich doppelt ſo elend wäre, als ich vortrefflich zu ſeyn, mir bewußt bin?

So viel ſich aber zum Lobe der elenden Bücher, die man im ſchlimmſten Falle hintragen kann, nicht wo der Pfeffer wächst, ſondern wo er verkauft wird, ſo viel, ſage ich, ſich zu ihrem Lobe ſagen läßt, ſo fürchte ich doch, mich einer

Verwandtſchaft mit ihnen verdächtig zu machen, wenn ich mit ihrem Lobe das meinige vermiſche, und ich ſpare alſo die Gerechtigkeit, die ich ihnen ſchuldig bin, für eine ſchicklichere Veranlaſſung.

Der Vorzug der kleinen Bücher vor den großen fällt ſo ſehr in die Augen, daß ich ihn entweder nicht beweiſen, oder durch den Beweis den Scharfſinn des geneigten Leſers beleidigen muß, und ich will alſo, da dieſer Beweis einmahl einen wichtigen Theil meines Lobs ausmacht, mir zu Gefallen Manches ſagen, und dem Leſer zu Gefallen noch mehr verſchweigen.

Auf der ganzen Leipziger Meſſe hört man, wie ich höre, nur Eine Stimme darüber, daß, wenn nicht die letzte Zeit überhaupt, doch wenigſtens die letzte Zeit der Bücher gekommen ſey. Sind aber in einer ſolchen Zeit die kleinſten Bücher nicht die beſten und beliebteſten, weil ſie die wohlfeilſten ſind, und was geht über die Unbeſcheidenheit, jetzt noch in der Achtelgröße, in der Viertelgröße, oder gar in der Bogengröße dem

wenig leſenden, noch weniger kaufenden, und oft nicht einmahl bezahlenden Publikum unter die Augen treten zu wollen? Kann man zu klein ſeyn, wenn die ganze Welt will, daß man gar nicht ſey? Wahrlich, ich will es noch erleben, daß man Bücher in Nußſchalen gepackt zu Markte ſchickt, und daß man, wenn man in einen vaterländiſchen Buchladen tritt, nach Lilliput verſchlagen zu ſeyn glaubt? Eine halbe Papiermühle wird für das ganze gelehrte Deutſchland hinreichen, und die ſämmtlichen Werke künftiger Wielande wird man im Arbeitsbeutel einer Dame wegtragen, und mit Münzen, von welchen zehn einen Pfennig ausmachen, bezahlen.

Sind aber nicht gerade die großen Bücher ſchuld, daß ſogar die kleinen, mich etwa ausgenommen, Niemand mehr leſen will? Oder überladet man ſich etwa den Magen, nicht wenn man zuviel, ſondern wenn man zu wenig ißt?

Ich ſchweige von dem ungeheuren Raume, welchen die großen Bücher den Menſchen und dem Vieh, dem Haber und dem Heu, und überhaupt

den nützlichſten und unentbehrlichſten Dingen, und den ſchönſten Seltenheiten hinwegnehmen. Wie viele Tobakspfeifen und Tobaksbeutel könnten da hängen, wo jetzt Wielands, oder Goethes, Schillers oder Jean Pauls Werke ſtehen, und will man den Leuten zuletzt gar zumuthen, die Bildniße ihrer Großväter und Großmütter von den Wänden zu nehmen, um für die neueſte Ausgabe der bändereichen Werke dieſes oder jenes zudringlichen Poeten Platz zu gewinnen, oder dieſe Familien-Gemählde des Pinſels mit den der Feder entfloſſenen Ifflandiſchen zu vertauſchen? Ich frage endlich noch, ob es recht und billig iſt, daß die größten und die waſſerreichſten Bücher Euren Städten mit ewiger Feuersgefahr drohen, wenn der Blitz einmahl, trotz aller Ableiter, in die Palläſte fährt, die Ihr allzuunbehutſam und allzuverſchwenderiſch ihnen eingeräumt habt?

Was mich ſelbſt betrifft, ſo würde ich nicht einmahl zum Zweck kommen, wenn ich je blind genug gegen die Vorzüge meiner Kleinheit wäre,

um mich die Vergrößerungsſucht anwandeln zu laſſen. Fragt nur meinen väterlichen Verpfleger, wie ungemein er lachen würde, wenn irgend ein Schriftſteller, der ſo unermüdet wäre, als wenn ſtatt der neun, neuntauſend Muſen ihm beyſtänden, ihm einen Damenkalender in Bogengröße zum Verlag anböthe? Und würde eine Dame mich auf ihrem Putztiſche dulden, wenn ich meiner Größe wegen gar Nichts Anderes neben mir duldete, und wenn ſie beſorgen müßte, ich könnte im Herabfallen ihren Schooßhund zerſchmettern?

Wenn ich bedenke, wie ſehr ich in meiner letzten Eigenſchaft als das Buch der Damen, oder das Buch der Bücher, mich zu loben gezwungen bin, ſo wünſche ich beynahe, ich hätte mich nicht zu einem Unternehmen anheiſchig gemacht, unter deſſen Laſt ich erliege, und ich fürchte, der geneigte Leſer wird mich am Ende dadurch am meiſten loben, daß er mein eigenes Lob als zu ſchwach tadelt.

Bin ich nicht, um bey meinem Aeußern anzufangen, aufs herrlichſte und aufs weiblichſte ge=

ſchminkt und gemahlt? Braucht man eben daher erſt lang in mir zu leſen, um mich allerliebſt zu finden, und darf ich mich nicht vielmehr mit mancher Schönen vergleichen, die man noch weit lieber ſieht, als hört?

Welches Buch hat ein ſchöneres und liebenswürdigeres Publikum, als ich, und greifen nicht ſogar die Tatzen der Bücherurtheilſprecher nur verſtohlen nach mir, weil ſie wiſſen, daß ich vorzugsweiſe für die zarteſten Hände beſtimmt bin? Es gibt keine Bibel für Damen. Aber es gibt einen eigenen Kalender für ſie, und wie lächerlich hat man mit Recht die Verſuche gefunden, eine Vernunftlehre und eine Götterlehre, eine Versmeßkunſt, eine Sternkunde, und ſogar eine Weltweisheit für eben dieſes Geſchlecht zu ſchreiben?

Was iſt koſtbarer, als die Zeit der Damen, und ſoll ich es alſo nicht zu meinem Ruhm anführen, wenn ſie auch nur einen Tropfen davon mir widmen, und Spindeln und Liebhaber, Nadeln und Ehemänner auf mich eiferſüchtig machen?

Statt ewig über die Unbeſtändigkeit der Damen die ungerechteſten und vergeblichſten Klagen zu führen, bemüht Euch um Verdienſte, wie die meinigen, und Ihr werdet mit mir ihre Treue rühmen. Nie betrübt mich eine Matrone durch ein finſteres Geſicht, mit dem ſie ihren Gemahl in Schrecken hält, und nicht ſelten ſehe ich eine Schöne zwanzig Anbethern den Abſchied ertheilen, während ich, ohne anzubethen, mich mit jedem Jahre mehr in ihrer Gunſt befeſtige.

Können Männer, die mich verſchenken, meinen wohlfeilen Preis, und Damen, die mit mir beſchenkt werden, meinen Werth genug rühmen? Welche Unterhaltung gewähren ein Paar Ohrenringe? Wo iſt die Sittenlehre eines Halsſchmucks, der Witz einer Haarnadel, und der Verſtand eines Armbands? Und doch kann man nicht eine ganze Auflage von Damenkalendern, voll von Perlen der Weisheit, vom Golde der Sittenſprüche und von Brillanten des Witzes für den Preis kaufen, den der zehnte Theil jenes ſchnöden, mit den Seufzern des ganzen männlichen,

und alſo des halben menſchlichen Geſchlechts beladenen Tands koſtet?

Wahrlich, wahrlich, ich muß, ich muß ſchweigen, wenn nicht die herrlichen Strahlen, die der Spiegel, worin ich mich betrachte, mir zurückwirft, mich ſo ſtolz machen ſollen, als ob ich nicht mehr Verdienſte hätte, als eine Sudelſchrift voll Karfunkelſchein, Fieberträume und Schuſterphiloſophie, und man erlaube mir alſo nur noch die Frage, ob ein Kalender, wie ich, ich ſage, ob der Cottaſche Damenkalender nicht Recht hatte, darüber zu lachen, als vor Kurzem einer der jämmerlichſten Genoſſen der Klingelreimerzunft ihn ſchimpfend im Morgenblatte mit einer Wüſte zu vergleichen, ſich erfrechte?

Und Ihr, Ihr trefflichen, herz- und hirngeſunden Leſerinnen, bedarf es einer Frage, ob Ihr lieber von den Predigern in dieſer Wüſte die Stimme des unverzerrten Menſchenverſtands und der Wahrheit vernehmen, oder Euch lieber durch das Abrakadabra aufgedunſener Unholde,

die nicht einmahl einen Kalender für Keſſelflicker, geſchweige denn einen für Damen zu ſchreiben verſtehen, und von Eurem Geiſt, indem ſie über den Euch ſo lieben Kalender die ungeſchneuzte Naſe rümpfen, eine Nichts weniger als ſchmeichelhafte Meinung öffentlich ausſprechen, in die Zaubergärten der Thorheit und des Wahnſinns verlocken laſſen wollt?

1812.

Vierte Abtheilung.

I.

An Herrn Profeſſor und Bibliothekar Peterſen in Stuttgart.

Da ich mich einmahl zum Richter nicht der Todten, wohl aber der Todesanzeigen aufgeworfen habe: ſo kann es Sie, mein alter, bewährter und verehrter Freund! nicht befremden, wenn ich ſogar gegen diejenige, welche kürzlich von Ihnen, einem anerkannten Meiſter des Styls, und einem der tiefſten Sprachforſcher, den Leſern des Morgenblatts in Nro. 76 deſſelben mitgetheilt wurde, ein wenig den Momus und Zoilus ſpiele. Ein ächter Kunſtrichter darf, wie Sie wiſſen, bey keiner Gelegenheit, und am allerwenigſten, wenn es, wie in unſerem Falle, mehr

den Worten, als der Sache gilt, Hand und Feder in den Schooß legen, und es iſt ſein Beruf, ſeinen Mund, oder wenn Sie lieber wollen, ſeinen Rachen nie aufzuthun, als um zu verſchlingen.

Zuerſt ſage ich Ihnen alſo, daß Ihre Hoffnung, an den Folgen der Sterblichkeit zu ſterben, eitel iſt, und daß Sie eben ſo gut hoffen dürften, gar nicht zu ſterben. Ihre Anzeige ſpricht von Folgen der Sterblichkeit in der Mehrzahl, und doch können Sie ſelbſt nur Eine Folge meinen. Was iſt aber dieſe eine Folge anders, als das Sterben ſelbſt? An der Folge der Sterblichkeit ſterben, hieße alſo am Sterben ſterben, und dieſe Deutung wollen Sie gewiß nicht, daß man Ihren Worten gebe. Wir ſterben, weil wir ſterblich ſind, und alſo weder an der Sterblichkeit ſelbſt, noch an ihren Folgen. Die Sterblichkeit iſt eine Eigenſchaft, in Ihrer Anzeige aber wird ſie für einen Zuſtand genommen. Wenn ich übrigens von einer Seite den Ausdruck als unrichtig tadle, ſo billige ich ihn

auf der andern, inſofern ich ihn als eine glückliche ſpottende Nachahmung der gewöhnlichen Todesanzeigen betrachte, nach welchen wenigſtens im Schwäbiſchen Merkur und in der Stuttgartiſchen Hofzeitung faſt kein Menſch mehr an irgend einer Krankheit, weder am Schlagfluſſe, noch an der Waſſerſucht, noch an der Schwindſucht, noch am Gallenfieber, am Nervenfieber, oder ſonſt einem Fieber, ſondern bloß an den betrübten Folgen dieſer Uebel ſtirbt.

Warum wollen Sie endlich, um auf den zweyten Gegenſtand meines Tadels zu kommen, Ihre Todesanzeige, trotz Ihrer Liebe zur Kürze, durch eine Nachricht vergrößern, die ſich von ſelbſt verſteht, und alſo völlig überflüßig iſt? Oder erfahren wir eine Neuigkeit, wenn uns geſagt wird, es wäre Jemand an ſeiner Sterblichkeit geſtorben? Nicht die allgemeine, ſondern die beſondere Urſache des Todes gehört in eine Todesanzeige. Von den ſieben Worten der Ihrigen ſind alſo nicht weniger als fünf zu viel, und ſie

iſt auch von dieſer Seite mehr eine ſpottende Nachahmung, als eine Vorſchrift.

Beyläufig bemerke ich noch, daß meinem Bedünken nach die allgemeine Urſache des Todes am glücklichſten durch den bekannten bildlichen Ausdruck: Die Schuld der Natur bezahlen, angedeutet wird, und ich wundere mich, daß Sie ſich deſſelben nicht theils wegen der Richtigkeit, theils weil er Ihnen von Ihren ſieben Worten noch eins erſpart hätte, in Ihrer Todesanzeige bedienten.

Ich habe übrigens alles Böſe, was ich früher über die Todesanzeigen ſagte, in einem neuern Aufſatze des Morgenblatts vom Jahr 1810 Nro. 155 und 156, der Ihnen unbekannt geblieben zu ſeyn ſcheint, feyerlich widerrufen, und auch bey dieſer Gelegenheit nöthigt mich mein Gewiſſen, als mein eigener Gegner aufzutreten. Man beſchwert ſich doch offenbar mit Unrecht, wenn Leute, indem ſie weinen und Leid tragen, uns gerechten Anlaß zum Lachen geben, und wenn ſelbſt ein ſo arger Sauertopf, als der Tod, zur heilſamen Erſchütterung des Zwerchfells eine Hans-

wurſtrolle übernimmt. Im Ernſt, was kann wohlthätiger ſeyn, als daß gerade diejenigen Blätter, die ſo unerſchöpflich an Stoff zum Jammern und Wehklagen ſind, ich meine die politiſchen Zeitungen, uns zugleich durch ihre Todesanzeigen ſogar an unſere Sterblichkeit auf eine luſtige Art erinnern?

Ich ſchließe, mein beſter Freund! mit dem Wunſche, der gewiß auch der Wunſch aller Rechtſchaffenen, von denen Sie gekannt ſind, iſt, daß es einem jetzt noch ungeborenen Berichtserſtatter der neueſten traurigen und fröhlichen Ereigniße vorbehalten bleibe, der Welt die Kunde von Ihrem Entſchlummern, die ich in keinem Falle zu leſen hoffe, mitzutheilen. Stuttgart, den 29. März 1812.

II.

Feyerliche Verwahrung gegen den Vorſchlag einer Verbeſſerung in Schillers Werken.

Der Verfaſſer iſt wohl nicht der Einzige, der dem Vorſchlage eines Ungenannten im Morgenblatte Nro. 290 vom Jahr 1812, einen Zeitverſtoß in Schillers Werken zu verbeſſern, ſeine Beyſtimmung verſagt. An die Werke eines Dichters, wie Schiller, muß überhaupt Niemand ſeine Hände legen wollen, und auch ein wirklicher Flecken in denſelben iſt zuverläßig ein kleineres Uebel, als eine ihnen aufgedrungene Verbeſſerung von fremder Hand. Unter die wirklichen

Flecken aber kann man, wenigſtens im dichteriſchen Sinne, eine Zeitverwechslung gar nicht einmahl zählen. Und könnte alſo Schiller, der wohl wußte, daß der Zuſchauer weder mit Zahlen im Kopfe, noch mit einer Zeitrechnung in der Taſche das Schauſpiel beſucht, ſich die ſeinige, durch die er ohne irgend ein Opfer, oder wenigſtens gegen ein höchſt unbedeutendes, ein glückliches poetiſches Bild gewann, nicht mit Ueberlegung und Abſicht erlaubt haben? Ich wenigſtens wage es nicht, das Gegentheil zu behaupten, ſo natürlich es auch der Begeiſterung iſt, die Zeiten zu verwechſeln. Und wie, wenn der Dichter wenigſtens ſcherzend ſeinen Tadler fragte, woher er wiſſe, daß es ein Zeitirrthum ſey, wenn Buttler in den Piccolomini von einer Wetterſtange ſpreche? Ob er Nichts von der Vermuthung eines der größten Orientaliſten, des verewigten Ritters Michaelis, gehört habe, daß ſchon der Tempel Salomos mit Blitzableitern verſehen geweſen ſey?

Warum will endlich der Ungenannte, daß es

gerade ein Freund Schillers ſey, der den vermeinten Flecken tilge? Nicht zu gedenken, daß Schiller in einem ſolchen Fleckentilger auf alle Fälle keinen Freund, ſondern einen Feind erkennen würde, müßte, wie mich dünkt, wenn das Verbeſſern je Statt fände, ohne Rückſicht auf irgend ein anderes Verhältniß, der Mann das Geſchäft übernehmen, der am meiſten Beruf dazu hat.

Am ſonderbarſten iſt jedoch der Grund, aus welchem der Fehler getilgt werden ſoll. Die Werke unſers Schillers, heißt es, müßen fleckenlos an die Nachwelt übergehen. In der That, man hat Mühe, bey dieſer Behauptung ernſthaft zu bleiben. Wo iſt der Sterbliche vom Homer an, bis auf den größten Dichter unſerer Zeit, deſſen Werke nicht durch eine Menge größerer und kleinerer Flecken an ihre menſchliche Abkunft erinnerten? Was kann alſo poſſierlicher ſeyn, als daß ein Beurtheiler, nachdem er den Satz vorausgeſchickt hat, Schillers Werke müßten fleckenlos an die Nachwelt übergehen, den Vorſchlag

folgen läßt — einen durch ſeinen Scharfſinn entdeckten Zeitverſtoß in einem der Trauerſpiele des Dichters zu tilgen? Gewiß der eben ſo vorzügliche, als beſcheidene Dichter würde zuerſt über einen Bewunderer den Kopf ſchütteln, der ihn nicht beſſer zu ehren verſteht, als daß er ihm eine Unfehlbarkeit zuſchreibt, die geradezu der Natur endlicher Weſen widerſpricht.

Doch vielleicht will der Ungenannte nicht buchſtäblich verſtanden ſeyn, und erkennt ſelbſt, daß mit dem Zeitirrthum nicht alle Flecken der Werke unſers troz derſelben unſterblichen Dichters getilgt ſind. Aber dann iſt er dem Publikum die Erklärung ſchuldig, wie man es angreifen ſoll, um ſeinem rund und deutlich ausgeſprochenen Willen, dieſe Werke fleckenlos an die Nachwelt zu überliefern ein Genüge zu leiſten? Wer ſoll vor allen Dingen uns die anderwärtigen Flecken anzeigen, und von wem ſollen die angezeigten getilgt werden? Soll man etwa zu beyden Geſchäften ein eigenes Kunſtgericht ernennen? Und werden nicht am Ende durch

das ewige Befeilen Werke entſtehen, die kein Menſch mehr für Schillerſche erkennt?

Der Ungenannte glaube nicht, daß ich ſeiner ſpotten will. Ich bin überzeugt, daß nur die Verlegenheit um eine Wendung für die Anzeige der entdeckten Zeitverwechslung ihn zu einem Vorſchlage verleitete, deſſen Unſtatthaftigkeit ihm ſo gut als jedem Andern einleuchtet, und daß er ſeinem ſchlechterdings falſchen Satz: Die Werke eines Schillers müßen fleckenlos auf die Nachwelt übergehen, mit dem unwiderleglichen vertauſcht: Die Werke jedes Dichters müßen ſo auf die Nachwelt übergehen, wie er ſie hinterlaſſen hat.

III.

Der Schreiber, der keinen Stylum hat.

Ein öffentliches Blatt erzählt, der bekannte, und eine Zeit lang viel geleſene Schriftſteller Meißner ſey, als er in ſeinem Vaterlande Sachſen ſich um das Amt eines Schreibers meldete, mit dem Beſcheid abgewieſen worden, daß Supplikant keinen Stylum habe.

Mancher wird ohne Zweifel bey dieſem kleinen Geſchichtchen, und zwar nicht auf Koſten des Abgewieſenen, lächeln. Aber macht man nicht täglich die Erfahrung, daß gewöhnlich die den Muſen huldigenden Schriftſteller, beſonders ehe ſie zu reifern Jahren gelangen, die Leute gar

nicht ſind, von welchen man ſich einen guten Geſchäfts=Vortrag zu verſprechen hat? Und was nahmentlich den Verfaſſer der Skizzen und des Alcibiades betrifft: ſo berechtigt die Schreibart deſſelben, beſonders in ſeinen frühern Werken, keineswegs zu der Vermuthung, daß er eine Ausnahme von der Regel gemacht habe.

Es iſt alſo noch ſehr die Frage, ob die abweiſende Landesſtelle nicht bey ihrem Beſcheid durch eine vollkommen richtige Beurtheilung geleitet wurde, und trotz ihrer etwas ſteifen Art, ſich auszudrucken, mehr ächten Geſchmack beſaß, als der jugendliche Dienſtbewerber.

Wie viel könnte überhaupt mancher poetiſche Zünftling, wenn es auf folgerechte Ordnung, auf Bündigkeit und Klarheit der Darſtellung, und auf Kraft, Würde und Angemeſſenheit des Ausdrucks ankommt, verſtändigen Geſchäftsmännern ablernen! Man lege nur keinen zu großen Werth auf zufällige Verzierungen. Eine etwas veraltete Sprache und der Gebrauch fremder Wörter machen noch keine ſchlechte, ſo wie ge=

wiße gangbare Blümchen und das reinſte Deutſch noch keine gute Schreibart. Nicht Alles iſt Gold, was glänzt, und dafür iſt Manches Gold, was nicht glänzt.

Da übrigens das verſtändige Publikum, zur Schmach der Muſen, täglich mit Romanen, und Schauſpielen und mit Gedichten aller Art von Leuten heimgeſucht wird, die nicht nur für die Kanzley, ſondern ſelbſt für die von ihnen getriebene Kunſt im ſtrengſten Sinne des Worts keinen Stylum haben: ſo iſt es zuverläßig einer der frömmſten Wünſche, daß auch dieſe Schreiber, gleich dem guten Meißner, von irgend einer befugten Stelle den Beſcheid erhalten möchten, „ſich erſt beſſer zu qualificiren" ehe ſie auf die Vergünſtigung, ihre Kunſt öffentlich zu üben, Anſpruch machten.

IV.

Die Dame auf dem Weihnachtmarkte.

Wer hat noch eine Thräne für den Tantalus, wenn er ihn mit mir vergleicht? Er ſtarb ewig vor Durſt mitten im Waſſer, und ich, o Ihr Seidenhändler, Ihr Juweliere, und Ihr Modekrämerinnen, welche Qualen muß ich durch Euch in dieſer heiligen Zeit, in dieſer Zeit des frommen Gebens und des dankenden Nehmens erdulden! Welche Unermeßlichkeit der Reichthümer, die leider nur mein trunkenes Auge verſchlingen kann! Was ſind die Kleinigkeiten, die mir zu Theil werden, gegen die Herrlichkeiten, die ich ſehe! Habe ich nicht zehn Finger, ſo gut als

Eine, und könnte ich nicht an jedem zehn Ringe tragen? Wie viel Geſchmeide fehlt meinen zwey Ohren und meinem einzigen Hals! Bin ich unbeſcheiden, wenn ich ſo viel Gewänder und doppelt ſo viele Buſentücher verlange, als dem Jahre Tage gegeben ſind? Aber o Ihr Satanaſſe und Ihr Furien in Euren hölzernen Buden! Ihr ſeht mich ſchmachten und verſchmachten, und habt nur Ohren für den Klang, und nur Augen für den Glanz eines elenden Metalls, und nur ein Herz für den Beutel Eures leidenden Nebenmenſchen! Gold fordert Ihr für Seide, Gold für Leinwand, und Gold für Gold! Und mit dem nähmlichen Krämermaße wollt Ihr mir meſſen? Sagt mir doch, ich bitte Euch, wie ich es angreife, um mich nach Eurer Laune zu bequemen? Kann, ich berufe mich nicht einmahl auf Euren Verſtand, ſondern nur auf Euren Unverſtand, kann eine Frau den nähmlichen Mann zwanzig Mahl zu Grunde richten? Kann ich zehn Großväter und zehn Großmütter, und drey Mahl ſo viel Oheime und Tanten erben? Bin ich eine Nachkömm=

linginn des Crôſus, oder gar eine natürliche Tochter des langöhrigen Midas? Lehrt mich, wenn Ihr ſchlechterdings Geld und abermahl Geld von mir wollt, lehrt mich Geiſter beſchwören, oder ſchafft mir die Schätze witternde Natur gewißer Philoſophen auf dem Katheder, oder am Spinnrocken. Ich fürchte keinen Pudel mit feurigen Augen, wenn nur Gold in der Kiſte iſt, auf der er ſitzt, und ich kann ſogar ſchweigen, bis der Schatz gehoben iſt. Doch auch in Euren Augen gibt es hoffentlich noch einen beſſern Lohn, als ſchnödes Gold. Ich bin bereit, Euch Eure Perlen mit Freudenthränen, und Eure ſchlechteſten Stoffe mit den ſchönſten Worten abzukaufen. Wollt Ihr angebethet ſeyn? Soll ich Euch die Hand, oder die Elle in derſelben, oder den von Markt zu Markt wandernden Fuß küſſen? Ich will, da der filzige Plutus mich nicht hören will, mit Hülfe des Apollos und der Muſen den Mangel der klingenden Münze mit klingenden Sonetten erſetzen, und durch meine reichſtrömende poetiſche Ader ſoll Euch das Glück zu Theil wer-

den, ſtatt mit Karfunkelſteinen mit Karfunkelgedichten die Meſſen zu beziehen. O ſeyd wenigſtens nicht unbarmherziger, als der Teufel, und nehmt meine theure nicht zu verachtende Seele für Eure Waaren, die freylich mit dem Fegfeuer, und ſelbſt mit der Hölle, wenn ſie nicht gar zu heiß iſt, nicht zu theuer erkauft werden.

Aber, wird es die Welt glauben? auch jetzt noch ſtreckt Ihr Eure gierigen Klauen nicht aus, um meine Verſchreibung, ſondern um das Gold meiner reichen Nachbarinn zu empfangen. Weder die Thränen der ſchönſten Augen, noch die Seufzer eines von der Liebesgöttinn beneideten Buſens, noch gerungene Alabaſterhände vermögen den Stein eines Krämerherzens zu bewegen. Die Ehre, die ich Euch anbiethe, achtet Ihr weniger, als einen Sack voll Kupfermünze, und den Apollo und die Muſen jagt Ihr aus Euren Buden hinaus, weil es Euch nicht erlaubt iſt, den Gott als Markthelfer, und die Kamönen als Ladenjungfern zu gebrauchen. Wer kann mich

alſo verdammen, wenn ich Euch verdamme, und wenn meine gerechte Rache Euer Verderben von allen guten und ſchlimmen Mächten erfleht? Noch heute, ſo lautet mein Fluch, endige ſich der alt-chriſtliche Gebrauch der Weihnachtge-ſchenke! Aber nicht genug. Ohne irgend ein Opfer begehe der Mann das Wiegenfeſt, oder den Nahmenstag der Frau, und taub ſey ſein Ohr für ihre tauſend nur Euch bereichernden Wünſche! Kein Jude borge dem Hundert vom Hundert biethenden Stutzer, und der zärtlichſte Liebhaber laſſe ſich die Hand ſeiner Geliebten nicht einmahl ein Paar Handſchuhe koſten! Im Gewande der Großmutter trete die Braut zum Traualtar, und ſelbſt ein neuer Schleyer ſey eine ſo ſeltene Erſcheinung, als ein Schwanzſtern! Das erfinderiſche Gehirn der Putzmacherinnen und der Schneider vertrockne, und die Mode ſelbſt lege ihre nimmer raſtenden Hände ſo lange in den Schooß, bis, dem Gott mit dem Schlan-genſtabe zum Trotz, jeder ſeiner Handel treiben-den Unterthanen, der nicht wenigſtens zehn Damen

in ſeinem Buche als ewige Schuldner innen ſtehen hat, und ihre Anzahl mit jeder Meſſe wenigſtens um drey vermehrt, mit Weib und Kindern den ſchrecklichen Tod des Ugolino geſtorben iſt!

V.

Ernſtliche Rüge der Anzeige einer Schrift des Herrn Chorherrn Bremi im Morgenblatte.

Im Morgenblatte vom Jahr 1812, Ueberſichten Nro. 14, hat ein ungenannter Bücher-Anzeiger ſich über eine kleine Schrift auf eine Art vernehmen laſſen, die wohl den größten Theil der Leſer ein wenig in Verwunderung ſetzen möchte. Mit Gründen zu ſtreiten, mag dem Verfaſſer etwas unbequem ſeyn. Aber er weiß Nichts deſtoweniger ſeinen Feind wenn nicht mit Fäuſten, doch mit Worten tüchtig zu ſchlagen, und da er zugleich der Grobheit eine förmliche

Schutzrede hält: ſo kommt es nur darauf an, ob ihm dieſe gelungen iſt, um ſeinen Ton, an welchem ſonſt die Schwachen leicht ein Aergerniß nehmen könnten, Nichts weniger als anſtößig zu finden.

Da er indeſſen mehr als freymüthig geſprochen hat: ſo kann er es Niemand verbiethen, wenigſtens freymüthig mit ihm zu ſprechen, und ich trage alſo gar keine Scheu, folgende Bemerkungen, zu welchen mich ſeine Anzeige veranlaßte, dem unbefangen prüfenden Publikum mitzutheilen. Das Schlimmſte, was mir für meine Verwegenheit begegnen kann, iſt, daß der Verfaſſer auch mit mir ſeine Sprache redet. Aber es gibt Waffen, die ſchlechterdings Niemand als den Menſchen verwunden, der ſich ihrer bedient, und der Verfaſſer vergeſſe alſo immer alle Schonung gegen mich, wenn er keine gegen ſich ſelbſt hat.

Ein würdiger Mann alſo, um zur Sache zu kommen, der Chorherr Bremi, in Zürich, äußerte in einer kleinen Schrift auf die beſcheiden-

ſte Art ſeine Meinung über gewiße Erziehungs-Neuerungen, die, ſo ſehr auch der Poſaunenton ihrer Anhänger der Welt die Ohren betäubt, doch der Menſchheit bis auf dieſe Stunde noch nicht ſo viel Heil brachten, als die verachtete Diſtel, die wenigſtens einem ſehr nützlichen Vierfüßer zum Futter dient.

Wir wollen einmahl annehmen, der Mann, welcher ſo weit von aller Anmaßung und Rechthaberey entfernt war, daß er bloß zweifelnde Fragen aufwarf, wandle, ſtatt im Lichte der Wahrheit, in der Nacht des Irrthums, ſo irrte er doch als ein Redlicher, dem es wenigſtens eben ſo ſehr um das Heil der Menſchheit zu thun iſt, als der tobenden Schar, der er ſich entgegen ſetzte, und wer muß alſo nicht unwillig werden, wenn ein nahmenloſer Bücheranzeiger es ſich erlaubt, dieſen redlich Irrenden, dem freundliche Zurechtweiſung gebührt hätte, öffentlich einen Schalk, und zwar in dem Sinne einen Schalk zu ſchimpfen, in welchem die Bibel das Wort ge-

braucht, wenn ſie eine durchaus verdammungs=würdige Menſchengattung bezeichnen will?

Die Schrift des Herrn Bremi, ſagt der Anzeiger, wolle er nicht beleuchten, weil — es der geringe Raum des Blatts, für welches er ſchreibe, nicht erlaube.

Unerhört, und abermahl unerhört! Mit dürren Worten erklärt dem Publikum ein angeblicher Büchersurtheilſprecher, er wolle nicht thun, was ſeines Amts iſt. Oder iſt etwa das Beleuchten der Schriften nicht ohne Ausnahme die unerläßlichſte, oder vielmehr die einzige Pflicht der Leute, die ſich zu Richtern der Geiſteswerke ihres Nebenmenſchen aufwerfen? Und wie in aller Welt kann der Anzeiger ſich mit dem Mangel an Raum entſchuldigen? Läßt ſich eine Schrift von wenigen Bogen nicht anders als auf vielen Bogen beleuchten, und was will eben daher der Anzeiger den Leſern auf die Frage antworten: Warum er nicht den überflüßigen Raum eines halben Bogens, ſtatt ihn mit unnützem Gewäſch und loſen Reden anzufüllen, einer Beleuchtung

widmete, die ſeiner guten Sache allein hätte frommen können? Doch ich beſinne mich. Die Forderung an die dreiſten Urtheilſprecher, in deren Zunft der Verfaſſer gehört, eine Sache zu beleuchten, iſt gerade dieſelbe, als wenn Jemand zu einem Blinden ſpräche: Lieber, blinder Mann! ſieh einmahl dieſe Farben, und ſage, welche iſt grün, welche iſt blau, und welche iſt gelb, und hätte alſo der Anzeiger geſagt: Ich laſſe die Schrift unbeleuchtet, nicht, weil mir der Raum, ſondern weil mir der Kopf dazu fehlt: ſo könnte man doch wenigſtens ihn als ein ſeltenes Wunder der Ehrlichkeit preiſen.

Wie konnte er endlich, da das Beleuchten der Schrift ihm zu beſchwerlich war, ſich heraus nehmen, über ſie und ihren Verfaſſer zu ſchimpfen? Und iſt dieſe Pöbelhaftigkeit nicht doppelt ſtrafbar, da ſelbſt gegründeter und bewieſener Tadel nur mit Anſtand ausgeſprochen werden darf?

Die dem Herrn Niederer, als Verfaſſer der Schrift: Das Peſtalozziſche Inſtitut an das Pu=

blikum, mit großem Recht vorgeworfene Verle=ʒung des Anſtands vertheidigt der Anzeiger auf eine der Sache vollkommen würdige Art. Das Schimpfen ſeines Helden, ſagt er, hänge zuſammen wie Urſache und Wirkung, und vergleicht ihn Klopffechter zugleich mit dem Echo, welches, wie er ſich ausdruckt, ſo grob, ſo unanſtändig, ſo unverſchämt aus dem Wald herausſchalle, wie in ihn hineingerufen werde. Vortrefflich! Alſo grob, unanſtändig und unverſchämt hat der ſcharfdenkende Geiſt mit dem warmen Blut, wie der einer Zeitung nachbethende Anzeiger ihn nennt, ſeinen Gegnern geantwortet? Und die von ihm mit ſo eigenthümlicher Freymüthigkeit und Unbefangenheit zugeſtandene Grobheit, Unanſtändigkeit und Unverſchämtheit des Vertheidigten vermeint er dadurch zu rechtfertigen, daß ſich die Gegner deſſelben, wie er behauptet, der nähmlichen Vergehungen zuerſt ſchuldig machten. Alſo der Beſtohlene darf wieder ſtehlen, und der Mann, welchem ſein Feind das Haus anzündete, hat das Recht, dieſem auch das ſeinige wegzu=

brennen? Im Ernſt, eine vortreffliche Sittenlehre von einem Jugend-Erzieher, die das gröſte Vertrauen zu dem neugefundenen Stein der Weiſen gewißer Schulumwälzer erwecken muß! Und was werden die Leute zu der Vergleichung mit dem Echo ſagen? Tauſend Zungen höre ich dem Anzeiger beyfällig zurufen: Ihr habt Recht, guter Freund! Euer Kolbenritter gleicht vollkommen einem Echo, weil dieſes keinen Verſtand hat, und ohne Verſtand zu ſchimpfen pflegt.

Weniger glücklich, aber deſto unverſchämter wird das Publikum die Vergleichung dieſes ſchimpfenden Herkules mit Luther und Hutten finden, und was dachte der Anzeiger, als er die Behauptung niederſchrieb, es ſey auch nicht fein geweſen, daß der Herr und Meiſter, in deſſen Fußſtapfen jene beyden Unſterblichen wandelten, gewiße Leute ſeiner Zeit Otterngezücht genannt habe? Was er dachte? O Nichts, auf der Welt Nichts dachte er, und wußte, wie ich aus chriſtlicher Liebe hoffen will, gar nicht, was er ſagte. Aber werden nicht tauſend und aber tauſend aufs

höchſte geärgerte Seelen ausrufen: Iſt der Mann ein Chriſt? Und haben die kreuzigenden Juden ſich mehr an dem göttlichen Urbild der Sanftmuth und der Duldung, an Ihm, der die Liebe ſelbſt war, verſündigt, als dieſer Bücherurtheilſpre-cher; der ſich wahrſcheinlich zum Chriſtenthum wenigſtens mit dem Munde bekennt, durch ein ſo läſterndes Hinweiſen auf ſein Beyſpiel? Gerechter Himmel! Das Beyſpiel des Erhabenen, von welchem die Schrift, die allein die göttliche und erhabene heißt, das Zeugniß ablegt, „daß er nicht wieder ſchalt, da er geſcholten ward" ſoll dem Wiederſchelten einer Handvoll ehr- zank- und neuerungsſüchtiger, von wilder Parteywuth und ähnlichen, gleichzügelloſen Leidenſchaften entflammter Schwärmer, die leider am Schulruder ſtatt am Schiffsruder ſitzen, zur Schutzwehr dienen!

Ich möchte gar zu gern hier ſchließen, weil ich es herzlich müde bin, mich mit dieſem urtheilſprechenden Söldling, an deſſen Bekehrung ich weniger als an jedes andere Wunder

glaube, und mit einer Sache, wie die ſeinige, abzugeben. Allein ſo läſtig mir auch das Geſchäft iſt, ſo fordern doch Wahrheit und Recht noch einige Zeilen, bey welchen ich aber die Worte ſo sehr ſparen will, als die Gegenſtände es nur immer geſtatten.

Es iſt die boshafteſte Albernheit, wenn der Anzeiger es Angeberey nennt, daß in einer bekannten höchſt achtungswerthen gelehrten Zeitung gewißen Schul-Neuerungen ein revolutionäres Streben zugeſchrieben wird. Iſt der Mann ein Angeber, der ſeine Meinung über Sachen des Wiſſens, und nahmentlich über ein Erziehungs- und Unterrichts-Lehrgebäude, welches vor der ganzen Welt offen da liegt, öffentlich kund macht, und darf ein Bürger des freyeſten aller Freyſtaaten, des gelehrten, nicht mehr ſagen, was er ſieht, oder zu ſehen glaubt, ohne geſteinigt zu werden? Wer mit argloſem Sinne in der neuen Erziehungslehre ein Hinneigen zum Umwälzen wahrnimmt, hat das Recht, auch dieſe Wahrnehmung der Welt mitzutheilen. Das Recht, ſage

ich? Oder hat noch mehr, er hat ſogar die Pflicht, die Regierungen mit der drohenden Gefahr bekannt zu machen, und nicht einmahl wenn ſeine Anſicht ein Irrthum iſt, ſondern nur, wenn er die Beſchuldigung erdichtet, kann man, ohne ſich einer ſtrafbaren Nichtswürdigkeit ſchuldig zu machen, ſeine Rechtlichkeit anfechten. In keinem Falle aber gebührt ihm der Nahme eines Angebers, ſondern im ſchlimmen Falle der noch gehäſſigere eines Verleumders. Aber verdammet nicht, daß man nicht Euch verdamme! muß man dem unchriſtlichen Anzeiger zurufen. Oder ſagt ihm ſein Gewiſſen gar Nichts darüber, daß er ſich nicht entblödete, auf den Verfaſſer der von ihm angezeigten Schrift den Spruch Sirachs: Richte nicht Aufruhr in der Stadt an, anzuwenden, und daß er ſelbſt alſo den Angeber ſpielte? Und welchen Aufruhr hat denn der ehrliche Mann angerichtet? Ein ſchweizerſcher Bauer, der ſeine Fragen in der Bürkliſchen Zeitung geleſen hatte, ſagte einem Erziehungs-Neuerer ein Paar ſpöttiſche Worte. Iſt es aber nicht die unſinnigſte

Bosheit, dieſe nichtsbedeutenden Reden einen Aufruhr zu nennen, und was iſt vollends unverantwortlicher, als ſie dem Schriftſteller zur Laſt zu legen? Und dieſes unverantwortliche Verfahren läßt ſich noch überdieß ein Sudler zu Schulden kommen, der dem Göttinger Beurtheiler wegen eines ungleich kleinern, und ihm bloß angedichteten Vergehens alle Ehre abſchneiden will! Was würde z. B. dieſer Unbeſonnene ſagen, wenn irgend ein ſeinen Erziehungs- und Unterrichts-Grundſätzen ergebener Bauer von ſeiner Anzeige einen gleichen Gebrauch, wie ſein ſchweizerſcher Bruder von der Schrift des Herrn Chorherrn Bremi machte, und nun ein Ankläger in ſeinem Geiſt auftreten, und in die Welt hineinſchreyen wollte: Der Anzeiger im Morgenblatte hat Aufruhr in der Stadt angerichtet! Muß man endlich nicht doppelt die Achſel über den Menſchen zucken, der die nähmliche Schrift, welcher er eine für die öffentliche Ruhe ſo gefährliche Wirkung zuſchreibt, zugleich für ſo unwichtig erklärt, daß er dieſelbe nicht einmahl einer Beleuchtung

werth achtete? Wenn übrigens der Anzeiger ſich zur Begründung der von keiner Seele geläugneten Wahrheit, daß man keinen Aufruhr ſtiften ſoll, auf den Sirach beruft, ſo iſt er um kein Haar weniger lächerlich, als ein anderer Schulmeiſter, der durch das Anſehen des Cicero bewies, daß — alle Menſchen ſterblich ſind.

Der Rath, welchen der gar nicht würdige Anzeiger dem ſehr würdigen Chorherrn ertheilt, ſich nicht an den Pöbel zu hängen, klingt außerordentlich ſeltſam in dem Munde des Menſchen, der ſich nicht ſchämt, bey wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen Sprichwörter, wie: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Kluge zu beantworten vermögen" und: „Wie man in den Wald hinein ſchreyt, ſo ſchallt es wieder heraus" zu gebrauchen; und der zugleich einer Aufführung, die er ſelbſt grob, unanſtändig und unverſchämt nennt, eine förmliche Schutzrede hält.

Bey dem ſchon gerügten Berufen auf Luthers und Huttens derbe Sprache beliebt es dem Anzeiger, die ſonderbare Bemerkung zu machen:

Wenn man ihm einwende: Andere Zeiten, andere Sitten! ſo ſey dieſer Einwurf von der Art, als wenn Jemand, wie Leſſing die Streitart des Paſtors Göz bezeichne, auf die Behauptung zwey Mahl zwey macht vier, wiederlegend antwortete: Aber doch nicht fünf.

Um der geſunden Vernunft willen, wo iſt hier die entfernteſte Aehnlichkeit, und wurde jemahls ein Beyſpiel ſo mit Haaren herbeygezogen, als dieſes? Aber der kleine Bücheranzeiger, der mit Leſſing ungefähr eben ſo viel Aehnlichkeit hat, als das graue Weſen der Fabel, das ſich in die Haut des Löwen kleidete, mit dem Löwen ſelbſt, wollte ein Geſchichtchen von einem großen Mann erzählen, um — wer kann ſich des Lachens erwehren? — ſich ihm gelegenheitlich an die Seite zu ſtellen. Er erzählt alſo. Aber, lieber Himmel, wie erzählt er! Erſtlich iſt es nicht wahr, daß Leſſing, der, wie der wenig wiſſende Anzeiger nicht zu wiſſen ſcheint, auch noch mit andern Leuten, als mit dem Hamburgiſchen Hauptpfarrer, der nicht Götz, wie der Anzeiger ſchreibt, ſon-

dern Goeze hieß, Streit hatte, das Beyſpiel gegen dieſen gebrauchte, und zweytens ſagte der unſterbliche Mann etwas ganz Anderes, als der allerſterblichſte Lohnurtheilſprecher ihn ſagen läßt. In ſeiner Schrift nähmlich: Wie die Alten den Tod gebildet, iſt folgende Stelle über die Streitart ſeines Gegners Klotz zu leſen:

„Wenn ich ſage: Es iſt noch nicht Nacht, ſo ſagt Herr Klotz: Aber Mittag iſt doch ſchon längſt vorbey. Wenn ich ſage: Sieben und ſieben macht nicht funfzehn, ſo ſagt er: Aber ſieben und acht macht doch funfzehn.“

Dieſen Einfall eines witzigen Kopfs verballhornt der Anzeiger in eine Albernheit, die nur die Geburt eines ſehr unwitzigen Tropfs ſeyn könnte. Gerade in dem Umſtand liegt ja das Lächerliche, daß der eine Streitende, indem ſein Gegner ſagt, was nicht funfzehn macht, ihn zu widerlegen und zu belehren glaubt, indem er ihm ſagt, was funfzehn macht. Ohne Zweifel geht dieſer Unterſchied über das Faſſungsvermögen des Anzeigers, und roth wird er ebenfalls

nicht werden wollen, daß er nicht einmahl gehö-
rig in dem Schriftſteller beleſen iſt, deſſen Worte er in ſeiner hochgelehrten Anzeige mit der lächerlichſten Selbſtgefälligkeit, und mit einer das Mitleid eben ſo ſehr als den Spott reizenden Schiefheit und Ungereimtheit zum Behuf ſeiner nichtswürdigen Sache mißbrauchte.

Daß der Anzeiger ſeinen Leſern aus einem in der eleganten Zeitung abgedruckten Briefe an einen deutſchen Fürſten beweiſen will, der von ihm ſeiner Ungeſchliffenheit wegen vertheidigte Schulzepterführer ſey zum Weltverbeſſerer, und eben daher auch zum Fauſtkämpfer geboren, hat mich ſo herzlich lachen gemacht, daß ich dieſer großen Einfalt beynahe ſeine kleine Bosheit verziehen hätte.

Ein elender Styl gehört zwar mit unter die glänzenden Eigenſchaften des größern Theils der neueſten Schulumwälzer und ihrer Anhänger. Aber nichts deſto weniger müßen bey dem Betteljudendeutſch des Anzeigers jedem ehrlichen Chriſtenkind die Haare zu Berge ſtehen.

Man leſe z. B. folgende Stelle:

„Die Fragen ſelber zu beleuchten, erlaubt der geringe Raum nicht, der dem Referenten in dieſen Blättern geſtattet iſt, und da er dieſen zu einigen Bemerkungen benützen will, die ihm wichtiger ſcheinen, als Bürkliſche Zeitungsmacherey.“

Welch ein gräuliches Wortgewirr, und welche Anhäufung von Fehlern in drey Zeilen! Ganz unzuläßig iſt die Verbindung der beyden Sätze: Erſtens, dem Referenten erlaubt der Raum nicht, die Fragen zu beleuchten, und zweytens, er will den Raum zu einigen Bemerkungen benützen durch die Worte: und da. Und wie ſchülerhaft iſt es, das Vorwort „dieſen“ in einer Zeile zwey Mahl zu gebrauchen! Aber nicht genug. Es iſt das zweyte Mahl ſogar falſch gebraucht, indem "jenen" dafür hätte geſagt werden ſollen. Statt benützen ſchreiben gute Schriftſteller, und ſelbſt gute Schüler benutzen. Was hat endlich Bürkliſche Zeitungsmacherey mit dem Umſtande zu thun, daß Herrn Bremis Fra=

gen in der Bürkliſchen Zeitung abgedruckt ſind. Und in welchem deutſchen Wörterbuche hat der Anzeiger das ſchlechterdings undeutſche Wort Zeitungsmacherey gefunden?

Daß das von dem Anzeiger gebrauchte Zeitwort zufügen eine ganz andere Bedeutung hat, als beyfügen, oder hinzufügen, und daß es alſo ein wahrer Knabenſchnitzer iſt, wenn er von zugefügten Bemerkungen ſpricht, kann er von jedem deutſchen Michel erfahren.

In der That, ein Menſch, wie dieſer Zeitungsſöldner, der Andere meiſtern will, und ſelbſt weniger weiß, als jeder erträgliche Schüler, ſollte ſchon aus der Urſache ſeinen Mund nicht ſo gar weit aufthun, weil er ihn nicht öffnen kann, ohne daß ihm die abſcheulichſten Sprachfehler entfallen, und was insbeſondere ſeinen Ton betrifft, ſo möchte ich ihm, wenn ich noch einige Empfänglichkeit für irgend eine nützliche Lehre bey ihm vorausſetzen könnte, wohlmeinend rathen, ſich die folgende recht tief einzuprägen: Man muß nie ſchimpfen, und

am wenigſten muß man ſchimpfen, wenn man Nichts kann, als ſchimpfen.

Um ſeiner Frechheit ohne ihres gleichen die Krone aufzuſetzen, beſchließt der Lohnurtheilſprecher ſeine aus elendem Gewäſch, Schiefheiten und Schimpfwörtern zuſammen geſetzte, eben ſo viel Unwiſſenheit und Mangel an Einſicht und Urtheil, als Albernheit, Pöbelhaftigkeit und Bosheit verrathende Anzeige mit dem Spruche Sirachs: Wer Pech anrührt, beſudelt ſich.

Wer ruft hier nicht im Gefühl des gerechteſten Unwillens: Quis tulerit Gracchos, de seditione querentes? Welche Leute glaubt denn der unweiſe Anzeiger, daß der weiſe Sirach mit ſeinem Spruche gemeint habe? Offenbar keine andere, als ſolche, die, gleich ihm, im Gefühl ihrer Ohnmacht, Schimpfwörter für Gründe, Schmähungen für Beweiſe, und Grobheit für Witz halten, und gegen anders Denkende alle Geſetze des Anſtands mit Füßen treten. Doch der Chorherr Bremi hat ja nicht einmahl Streit mit dem Anzeiger, der eine ſo merkwürdige Pro-

be ſeiner reinen Sitten an ihm ablegte, gehabt. Und kann er alſo nicht mit Recht ſagen: Dieſer ſey ein Pech, das die Leute beſudle, wenn ſie es auch nicht anrührten?

1 8 1 2.

Fünfte Abtheilung.

Prinz Torticoli und Prinzeſſinn Trognion.

Erſter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

Es war einmahl ein König, der Finſter hieß, und dieſen Nahmen, den er von ſeinen Unterthanen empfangen hatte, mit größerem Recht führte, als jemahls irgend ein Sterblicher den ſeinigen, er mochte Lang oder Kurz, Wild oder Zahm, Fuchs oder Wolf, Barrabas oder Judas, Schmul, oder Michel heißen. Seine Laune war wie ſein Nahme, und ſein Geſicht wie ſeine Laune. Er ließ den Leuten die Köpfe abſchlagen, bloß weil es

ihm ſo beliebte, und weil das Ungewitter ſeines Zorns die Gerechten ſo wenig verſchonte, als die Ungerechten, ſo war es mehr ein Unglück, als ein Schimpf, wenn man auf ſeinen Befehl aufgehenkt wurde.

Dieſer nicht liebenswürdige und nicht geliebte König hatte einen Sohn, der wenigſtens den Damen beynahe noch mehr mißfiel, als der Vater. Der arme Prinz beſaß zwar eine Menge der ſchönſten Eigenſchaften. Aber es fehlte ihm die einzige, durch die man gefällt. Er war die Liebe, die Güte und die Klugheit, aber leider zugleich auch die Häßlichkeit ſelbſt, und was war alſo natürlicher, als daß er in jeder Schönen eine Unerbittliche fand? Darf ein Mund ſo groß ſeyn, als es ihm beliebt, bloß weil er klüger ſpricht, als mancher kleine? Mit Recht wirft man die Weisheit ſelbſt zur Thür hinaus, wenn die Thörinn auf krummen Füßen hereintritt. Und wie kann ein ſchielendes Männerauge es wagen, in ein tadelloſes Damenauge zu blicken? Was iſt endlich überhaupt lächerlicher, als ein ſichtbarer Körper,

der ſeine Gebrechen mit den Vollkommenheiten ſei=
ner unſichtbaren Seele bemänteln will, ſtatt daß
umgekehrt jener von jeher es war, welcher der
Schwärze, Schiefheit und Verzerrtheit, die man
dieſer vorwarf, mit ſeinem Weiß und Roth, und
mit ſeinem Ebenmaß zum Deckmantel dienen
mußte?

Zweytes Kapitel.

Wer ſollte es glauben, daß ein Prinz, wie
der unſrige; welchem ſeine eigene Mutter den
auf ſeine Mißgeſtalt anſpielenden Nahmen Tor=
ticoli beylegte, ſich durch fremde Häßlichkeit be=
leidigt finden könnte? Und doch ſchlug er die
Tochter eines benachbarten Königs, die Prinzeſ=
ſinn Trognion, mit welcher ſein Vater ihn ver=
mählen wollte, aus keiner andern Urſache aus,
als weil die gleich ihm mit allen möglichen See=
len= und Geiſtes=Vorzügen geſchmückte Braut
ihm auch an Körpermängeln gar zu ähnlich war,
und noch zum Ueberfluß wegen einer Lähmung

an beyden Füßen in einer Mulde getragen werden mußte.

Du, ſprach der höchſt aufgebrachte Vater, als er die Weigerung des Sohns vernahm, Du wagſt es, Dich meinen Befehlen zu widerſetzen? Und wie kannſt Du, wenn Du jemahls in einen Spiegel geſehen haſt, irgend eine andere Geſtalt Deinem Tadel unterwerfen?

Ich weiß, antwortete der Prinz, welche Stiefmutter die Natur gegen mich war. Aber ſoll ich darum verdammt ſeyn, mir in meiner eigenen Frau einen lebendigen Spiegel ins Haus zu ſchaffen? Iſt es nicht vielmehr billig, daß ihre Reize mich für meine eigene Mißgeſtalt entſchädigen? Und wird man nicht die Welt mit Ungeheuern bevölkern, wenn man das Häßliche mit dem Häßlichen paart? Hat endlich die gute Prinzeſſinn nicht noch ein Gebrechen mehr als ich? Ich kann, dem Himmel ſey Dank! wenigſtens meine Füße gebrauchen, ſtatt daß ſie auf die lächerlichſte Art von der Welt durch fremde Hülfe von einer Stelle zur andern gebracht werden muß.

Dieſe vernünftigen Vorſtellungen blieben nicht ohne Wirkung bey dem König. Er gerieth in die höchſte Wuth, und befahl, den Prinzen auf der Stelle in einen ausdrücklich für widerſpenſtige Königsſöhne erbauten Thurm zu ſperren, der zum Beweiſe, wie folgſam in der Regel die Prinzen ihren Vätern ſind, ſeit länger als zwey Jahrhunderten nicht gebraucht worden, und daher in gänzlichen Verfall gerathen war.

Drittes Kapitel.

Dem Himmel ſey Dank! rief der Gefangene, als er bey dem Eintritt in ſeinen Kerker, den er nach dem feyerlichen Schwur des Königs nicht anders verlaſſen ſollte, als um ihn mit den Armen der Prinzeſſinn zu vertauſchen, eine Büchersammlung erblickte, dem Himmel ſey Dank! die Langeweile, dieſe beſchwerliche Kerkermeiſterinn, wird wenigſtens hier keine Gewalt über mich erlangen. Zwar war dieſe Leſebibliothek den heutigen ſo ähnlich, daß gerade der vernünftigſte

Leſer die Sprache der meiſten Bücher am wenigſten begreifen konnte. Indeſſen da Prinz Torticoli Nichts Beſſeres zu thun hatte, ließ er ſich die Mühe des Entziſſerns nicht verdrießen, und welche Freude für ihn, wenn er zuweilen ſich einbildete, wenigſtens den Schatten eines Gedankens erhaſcht zu haben!

Viertes Kapitel.

Der König, welcher keinen Augenblick zweifelte, ſein Sohn werde tauſend Mahl lieber einen ganzen Harem voll lahmer und häßlicher Weiber heirathen, als nur einen Monat in dem finſtern Buß- und Beſſerungs-Thurm verharren, ließ um die Prinzeſſinn Trognion bey ihrem Vater förmlich anhalten, und dieſer, ſo wenig Reize ihm auch das Bildniß ſeines künftigen Eidams zeigte, betrachtete doch ſeine Tochter mit zu unparteyiſchen Augen, um nicht mit Vergnügen die erſte Gelegenheit zu ergreifen, die ihr zu dem unverhofften Glück, einen Mann zu bekommen,

verhalf. Er ließ die Prinzeſſinn rufen, und als dieſe beym Anblick des Bildniſſes ihres Liebhabers in Thränen ausbrach, hielt ihr der unwillige Vater einen Spiegel vor. Laß Dir einmahl, ſprach er, von dieſem ehrlichen Freunde ſagen, ob Du Urſache haſt, Dich über den Schönheits-Mangel Deines künftigen Gemahls zu beklagen.

Ich würde Spott verdienen, ſprach die Prinzeſſinn, wenn ich einen Adonis zum Manne verlangte. Aber die Beſcheidenheit, gar keinen zu wollen, ſollte einer Unglücklichen doch erlaubt ſeyn, die Niemand zumuthen will, ſie täglich vor Augen zu haben.

Der König war eben ſo weit entfernt, die Gültigkeit dieſer Gründe zu mißkennen, als — ſich daran zu kehren, und die arme Prinzeſſinn Trognion mußte alſo in einer wohlverwahrten Säufte mit dem Geſandten des Königs Finſter die Reiſe nach den Staaten deſſelben antreten.

Fünftes Kapitel.

Der Prinz Torticoli entbehrte indeſſen das höchſte Gut, das man die Freyheit nennt, mit der Entſagung eines Philoſophen, oder vielmehr, eben, weil er ein ächter Philoſoph war, fehlte dieſes Gut ihm auch im Kerker nicht, und ſein Zuſtand war um ſo erträglicher, da ſeine Aufſeher von dem tyranniſchen Befehl des Königs, ihn jede Unterhaltung, ſo wie jede Bequemlichkeit entbehren zu laſſen, und ihm ſogar keine andere, als die ſchlechteſte Nahrung zu reichen, gerade das Gegentheil beobachteten.

Er lebte alſo in ſeinem Gefängniße beſſer, als mancher König in ſeinem Schloſſe, und bald verſchaffte ihm der Zufall eine Zerſtreuung, die ihn alle ſeine ſonſtigen Vergnügungen vergeſſen ließ.

Bey einem Spaziergange auf der großen Gallerie des Thurms nähmlich fielen ſeine Blicke auf die gemahlten Fenſterſcheiben. Das Friſche der Farben und die Schönheit und Richtigkeit der Zeichnung luden ihn zu einer längern Betrach-

tung ein, ungeachtet ihm die auf die Geſchichten der Vorzeit ſich beziehenden Gegenſtände völlig unbekannt waren. Aber o Wunder! während er ſein Auge auf die Gemählde heftete, fingen dieſe plötzlich an, ſich zu bewegen, und was ihn noch mehr in Erſtaunen ſetzte, war ſeine eigene Figur, die er beynahe auf allen Fenſterſcheiben, und zuletzt in der Stellung eines Suchenden erblickte, der oben im Erker des Thurms einen goldenen Schraubenzieher fand, mit welchem er ein nahes Kabinett öffnete. Unerklärlich, ſprach er bey ſich ſelbſt, daß eine Künſtlerlaune ein Zerrbild, wie das meinige, einige Jahrhunderte früher, als ich geboren wurde, hervorbrachte, und ſogar, wie es ſcheint, in der Wiederholung deſſelben ein Vergnügen fand! Oder wurden vielleicht dieſe Bilder durch die Einbildungskraft meiner Mutter die Urſache meiner Geſtalt? Oder waren ſie Prophezeyungen meines künftigen Werdens? Doch bald vergaß er über dem Bild einer außerordentlich ſchönen Dame, welches ihn beynahe ſo ſehr bezauberte, als ein Original, den

Unmuth über ſein eigenes, und er verlor ſich ſo lange in dem Anblick deſſelben, bis er ihm von der Dämmerung entzogen wurde.

Sechstes Kapitel.

Der Prinz verließ die Gallerie, und als er ſich wieder auf ſeinem Zimmer befand, ſchlug er zufällig eine der alten Handſchriften auf. Aber Himmel, was erblickte er! Auf dem Rande der Atlasblätter des Buchs, das ein goldener Einband mit Chiffern von blauem Schmelzwerk zierte, bewegten ſich die nähmlichen Figuren, die er auf den Fenſtern der Gallerie geſehen hatte, und ſchienen, trotz des kleinen Raums, immer größer und größer zu werden, und ſich endlich bis zur Lebensgröße auszudehnen. Auf dem erſten Blatte ſaßen verſchiedene Gruppen tiefſinniger Herren und Damen, die mit Karten und Würfeln der Glücksgöttinn den Hof machten. Mit den Mißtönen dieſer bald fürchterlich fluchenden, bald noch fürchterlicher lachenden Spieler machte

die Harmonie eines Concerts auf dem nächſten Blatte einen ſonderbaren Contraſt. Auf dem folgenden wurde eine andere ſchöne Kunſt, die Kunſt, nach den Geſetzen der Terpſichore zu ſchweben und zu hüpfen, von blühenden Jünglingen und Jungfrauen geübt. Auf dem nächſten feyerten Ton- und Dichtkunſt ihren Triumph in einer Oper, bey welcher die Muſik und ſogar der Text die berühmte Zauberflöte weit hinter ſich zurückließen. Man vergaß das Sehen über dem Hören, und das Hören über dem Sehen. Aber wehe dem unſterblichſten aller Dichter, und dem unſterblichſten aller Tonkünſtler! Eine Bande nichtswürdiger Köche hatte ſich gegen ſie verſchworen, und wußte durch einige elende Paſteten, und ſogar durch ein Gericht Stockfiſche auf der Tafel des folgenden Blatts es dahin zu bringen, daß das ganze Publikum, ſammt dem Orcheſter und den Sängern und Sängerinnen, aus der unbeklatſchten Oper davon lief, um den gröbern Sinnen des Geruchs und Geſchmacks zu fröhnen. Selbſt der Prinz ließ ſich durch das Beyſpiel der

Menge hinreißen, und wenn er gleich ein bloßer Zuſchauer bey der Tafel blieb, ſo machte doch dieſes Schauſpiel ihn weniger gähnen, als das vorige. Aber hier wartete ein neues Abenteuer auf ihn, das alle bisherigen an Seltſamkeit übertraf. Einer der anſehnlichſten Gäſte an der Zaubertafel wandte ſich nähmlich mit einem vollen Becher gegen ihn, und rief: Hoch lebe Prinz Torticoli! Aber wehe Dir, wenn Du uns unſere Königinn nicht wieder gibſt!

Siebentes Kapitel.

Auch Helden ſind Menſchen, und einem Roland ſelbſt darf man es nicht verdenken, wenn er vor einem Geiſte zittert, und wer wird alſo den guten Torticoli darum weniger achten, weil der Anblick der lebendigen Figuren in dem Buche, und das Wehe, das ihm eine derſelben zurief, ihn ein wenig ohnmächtig werden ließen? Er hielt jedoch, da er wieder zu ſich ſelbſt kam, die wunderbare Erſcheinung bloß für die Wirkung

ſeines leeren Magens, der ihm den Kopf mit Hirngeſpinſten anfüllte, und dieſe Deutung mußte ihm um ſo untrieglicher ſcheinen, da er nach dem Genuß einer guten Mahlzeit wirklich in dem Buche keine Spur mehr von den Figuren wahrnahm.

Achtes Kapitel.

Am folgenden Tage begab ſich der Prinz wieder nach der Gallerie, und fand abermahl auf den gemahlten Fenſterſcheiben eine lebendige Welt im Kleinen. Jäger und Fiſcher, Zimmerleute und Maurer warteten emſig ihres Berufs, und eine Menge Herren und Damen, die keinen Beruf hatten, ermüdeten ſich durch Luſtwandeln in Alleen, um nachher der Ruhe eben ſo gut genießen zu können, als wenn ſie gearbeitet hätten. Auch der kleine After-Torticoli ſpielte wieder die vorige Rolle in dem Erker des Thurms. Er ſuchte und fand den Schraubenzieher, und öffnete das Kabinett.

Neuntes Kapitel.

Alſo kehren die nähmlichen Erſcheinungen immer wieder, dachte der Prinz, und ich hatte Unrecht, ſie für bloße Geburten einer kranken Einbildungskraft zu halten. Nun denn, ſo will ich das Räthſel zu löſen ſuchen, und ohne Zweifel finde ich den Schlüſſel dazu oben in dem Erker. Er eilte hinauf, und unterſuchte nach dem Fingerzeige, den ihm ſein Bild auf der Fenſterſcheibe gegeben hatte, die Mauer an verſchiedenen Stellen durch wiederhohlte Hammerſchläge. Endlich glaubte er einen hohlen Ton zu vernehmen, und da er die Steine losbrach, fand er in einem kleinen Fache einen niedlich gearbeiteten goldenen Schraubenzieher. Zu gleicher Zeit bemerkte er in einem Winkel des Erkers einen alten wenig verſprechenden Schrank, den er, als er ihn mit dem Schraubenzieher öffnete, in ſeinem Innern eben ſo koſtbar verziert fand, als er von außen alles Schmucks entbehrte. Die durch Leiſten von Perlenmutter von einander abgeſonderten Schiebekaſten waren theils von Kri-

ſtall, theils von Bernſtein, theils von andern ſeltenen Steinarten, und jeder größere verbarg auf beyden Seiten eine Reihe kleinerer. Einige von ihnen verwahrten reiche Waffen, andere den goldenen Schmuck für königliche Häupter, und andere Mahlereyen von großem Kunſtwerthe. Der Prinz ließ keinen ungeöffnet, und betrachtete die Schätze mit großem Vergnügen. Endlich fiel ihm in der Tiefe des Schranks eine goldene Klappe in die Augen, in welcher ein Schlüſſel von einem einzigen Smaragd ſteckte. Er öffnete ſie, und ein großer Karfunkel, oder vielmehr eine Büchſe aus dieſem unſchätzbaren Steine, blendete ihm durch ihren außerordentlichen Glanz die Augen. Er nahm den Deckel ab, und — wer beſchreibt ſeine grauenvolle Beſtürzung! — fand ſie mit Blut angefüllt, in welchem eine Mannshand ſchwamm, die eine goldene Kapſel mit dem Bild einer Dame hielt. Sein Entſetzen bey dieſem Anblicke war um ſo größer, da er ſich zugleich der Figur in dem Buche und ihrer Drohung erinnerte. Mit Abſcheu hielt er die Büchſe, und

doch war es ihm nicht möglich, ſie wegzuſchleudern. Endlich, er wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah, wich ſeine augenblickliche Furcht einer Kühnheit, die ihn fähig machte, die Hand, wie Hamlet den Geiſt ſeines Vaters, anzureden. Furchtbare Zeuginn einer furchtbaren That! fing er an, indem er ſeine Blicke feſt auf ſie heftete, warum mußte ich Dich finden? Wer wird mir Deine Geſchichte erzählen? Kannſt Du Dich durch Zeichen deutlich machen, ſo laß mich wiſſen, was ich zu wiſſen brauche. Ich bin voll Eifer, Deinen Winken zu gehorchen.

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als die Hand ſich zu bewegen anfing. So gefaßt er war, ſo ſträubten ſich ihm doch bey dieſer Erſcheinung die Haare aufs Neue empor. Aber er ermannte ſich zum zweyten Mahl, und verſuchte die Geheimniße der Hand durch Fragen zu erforſchen. Wer iſt Schuld, ſprach er, daß man Dich hier findet? Die Hand zeigte ihm das Bildniß in der Kapſel, die ſie hielt. Aber wo finde ich, fuhr er fort, mehr Licht über Deine Geſchichte?

Die Hand deutete zuerſt nach der Gallerie, dann nach der Sonne, und zuletzt nach der Wand. Ich verſtehe Dich, ſagte der Prinz, nachdem ſie das dreyfache Zeichen einige Mahl wiederholt hatte. Ich ſoll mich nach der Gallerie begeben, und dort die Stelle unterſuchen, auf welche die Sonne ihre hellſten Strahlen wirft. Die Hand blieb ruhig, und der Prinz ſchloß aus dieſem Umſtand, daß er ſie errathen habe. Soll ich, fragte er jetzt, Dich mit mir nehmen? Die Hand rührte ſich immer noch nicht, und da er eben eine neue Frage auf den Lippen hatte, winkte ſie ihm heftig, wegzugehen. Ich gehe, ſprach er. Aber wo ſoll ich Dich hinlegen? Die Hand zeigte nach dem Schranke. Er trug ſie dahin, und nachdem er den Schrank wieder verſchloſſen hatte, eilte er nach der Gallerie.

Zehntes Kapitel.

Die Fenſterſcheiben bewillkommten den Prinzen durch ein außerordentliches Klirren. Er

ſuchte den Gegenſtand, welcher von der Sonne am hellſten beſtrahlt wurde, und fand das Bild eines Jünglings, deſſen Züge voll Anmuth und Würde Liebe und Achtung zugleich gebothen. Beym Wegnehmen des Gemähldes fand er die nähmliche Vertäfelung von Ebenholz mit goldenen Leiſten, wie auf der ganzen übrigen Gallerie. Aber die auf den Fenſterſcheiben abgebildete Handlung lehrte ihn auch dieſe Wandbekleidung wegheben, und die entſtandene Oeffnung diente ihm zur Pforte in einen großen mit Bildſäulen gezierten Vorſaal von Porphyr. Aus dieſem Saale ſtieg er auf einer prachtvollen Treppe von Achat mit goldenem Geländer in einen zweyten, der ganz aus Laſurſteinen aufgeführt war, und zuletzt gelangte er durch eine nicht zu überſehende Reihe aufs reichſte geſchmückter Zimmer, voll von dem koſtbarſten Geräthe und den vortrefflichſten Gemählden, in ein kleines Kabinett, das jene bey weitem an Pracht übertraf. Aber ſeine Aufmerkſamkeit wurde ſogleich von jedem andern Gegenſtand durch den Anblick einer Dame

abgezogen, die auf einem Bette von blauem, mit Gold durchwirktem Atlas lag, und, obgleich ſehr unruhig, zu ſchlummern ſchien.

Eilftes Kapitel.

Aus Furcht, die Schlafende zu wecken, näherte der Prinz ſich ihr ſo leiſe als möglich, und bewunderte die ſchöne Schläferinn, die ſelbſt durch die deutlichſten Spuren von Kummer und Kränklichkeit nur einen neuen Reiz erhielt.

Ihr hörbar klopfender Buſen entledigte ſich eines Seufzers, und zugleich brach ſie in die Worte aus: Liebe verlangſt Du von mir, o Du mehr als Tieger, der mich den Armen meines theuren Rinaldo entriß! Warſt Du es nicht, blutiges Ungeheuer! der vor meinen Augen ihm die Hand von ſeinem Dir ewig furchtbaren Arme trennte? O Geliebter! Iſt es der Wille des Schickſals, daß ich Dich wieder ſehe, oder gelang es dem Verworfenen, das Band unſerer Liebe für immer zu zerreißen?

Helle Thränen drangen aus den geſchloſſenen Augen der Klagenden, und der Prinz, der ſich nun das Geheimniß der abgehauenen Hand erklärt ſah, vertiefte ſich in Betrachtungen, welche Rolle ihm wohl hier würde angewieſen werden, als ſich plötzlich ein Concert von allen möglichen Vögeln, welchen die Natur eine tonreiche Kehle verliehen hat, hören ließ. Unter dieſer bezaubernden Muſik näherte ſich ein Adler mit langſam feyerlichem Fluge dem Bette. Der königliche Vogel, der einen goldenen, mit Kirſchen von Rubinen behangenen Zweig in ſeinen Krallen hielt, umſchwebte bald näher, bald entfernter, bald höher, bald niedriger die ſchöne Schläferinn, und blickte ihr ſo gierig in das ſtrahlende Antlitz, als ob es die Sonne wäre. Aber nach wenigen Augenblicken flog er zu dem Prinzen, und legte ihm den goldenen Zweig in die Hand, während das Chor der gefiederten Virtuoſen ſeine tauſend Stimmen mit verdoppelter Stärke erſchallen ließ.

Zwölftes Kapitel.

Der Prinz, als ob er ſein ganzes Leben in der Schule der Feen und Zauberer zugebracht hätte, errieth aufs glücklichſte, daß er berufen ſey, mit Hülfe des Zweigs die Dame aus ihrem magiſchen Schlummer zu erwecken. Er näherte ſich ihr alſo, und ſprach, indem er ſich auf ein Knie niederließ, und ſie mit dem Talisman berührte: Im Nahmen der Liebe, im Nahmen Deines Rinaldo beſchwöre ich Dich, erwache aus dem Schlummer, den eine feindſelige Macht auf Deine Augen ſenkte! Die lange geſchloſſenen Augen öffneten ſich, und das Erſte, was ſich ihnen darſtellte, war der Adler. O mein Geliebter, weile, weile! rief die Schöne. Aber der Vogel antwortete bloß mit einem durchdringenden ſchmerzhaften Schrey, und erhob ſich mit ſeinem melodiſchen Gefolge in die Luft.

In dieſem Augenblicke wandte ſich die Dame gegen den Prinzen, und ſprach: Werden Sie mir verzeihen, edler Prinz! daß auch bey mir die Liebe ſtärker iſt, als ſelbſt die Dankbarkeit?

Mein erſter Laut nach meiner Erweckung war dem Manne gewidmet, für den ich allein zu leben wünſche, und nun heiße ich den muthvollen Retter willkommen, der mich nach einem Halbtod von zweyhundert Jahren dem Leben wieder ſchenkt. Ein Zauberer, deſſen verhaßte Liebe mich in den Zuſtand verſetzte, in welchem Sie mich gefunden haben, verlieh Ihnen gegen ſeinen Willen die Gewalt, das Werk ſeiner Bosheit zu vernichten. Aber ich würde mich meines neuen Seyns kaum freuen, wenn ich nicht hoffen dürfte, Ihnen Beweiſe zu geben, daß ich die Größe des mir von Ihnen geleiſteten Dienſts wenigſtens zu fühlen, wenn auch nicht ganz zu vergelten vermag. Darum, ich beſchwöre Sie, verſchweigen Sie mir keinen Ihrer Wünſche! Es iſt eine Fee, die Ihnen Ihre ganze Macht anbiethet, und ſie gern verdoppeln möchte, um dem Mann das höchſte Glück zu gewähren, welcher der Schöpfer des ihrigen iſt.

Erhabene Fee! antwortete der Prinz, wenn Ihnen Ihre Kunſt in den Herzen zu leſen erlaubt,

ſo kann es Ihnen kein Geheimniß ſeyn, daß ſich das meinige durch kein Mißgeſchick zu nichtigen Wünſchen hinreißen ließ.

Ich kenne, erwiederte die Fee, Ihre edle Ergebung. Aber es gibt Wünſche, welcher ſich der weiſeſte Mann nicht zu ſchämen braucht, und zugleich dürfen Sie mir die Freude, dankbar zu ſeyn, nicht rauben. Alſo noch ein Mahl, vollenden Sie Ihre Wohlthat dadurch, daß Sie mich in den Stand ſetzen, Sie zu belohnen.

Die größte aller Belohnungen, antwortete der Prinz, würde ich darin finden, wenn Sie mir das Mittel anzeigten, Ihnen Ihren Geliebten wieder zu geben.

Sie ſind zu großmüthig, verſetzte die Fee. Aber der Dienſt, den Sie mir anbiethen, iſt einer andern Perſon vorbehalten, von welcher mir nicht mehr zu ſagen erlaubt iſt, als daß ſie Ihnen nicht gleichgültig ſeyn wird.

Wenn Sie alſo, ſprach der Prinz, durchaus wollen, daß ich wie ein Eigennütziger wünſche, ſo bedienen Sie ſich Ihrer Macht, um die Fehler

meiner Bildung zu verbeſſern. Ich ſelbſt zwar habe das Geſchick, mißgeſchaffen zu ſeyn, von jeher mit gelaſſenem Muth ertragen. Aber es ſchmerzt mich, den Menſchen, die ich ſo ſehr liebe, auch ohne meine Schuld zu mißfallen.

Dreyzehntes Kapitel.

Kann es ein angenehmeres Geſchäft für eine Dame geben, als einen häßlichen Mann in einen ſchönen zu verwandeln? Kein Wunder alſo, daß die Fee den Wunſch des Prinzen im Augenblick erfüllte. Natur, ſprach ſie, indem ſie ihn drey Mahl mit dem goldenen Zweige berührte, höre auf, gegen den Prinzen Torticoli, der Dich ebenfalls Mutter nennt, ungerecht zu ſeyn, und verſöhne ihn und Dich mit der Schönheit, die Du im Augenblicke ſeines Werdens beleidigteſt.

Das Wunder war geſchehen, und der Prinz, der ſeine glückliche Verwandlung in den wohlgefälligen Blicken der Fee las, fiel ihr zu Füßen. Aber ſie hob ihn auf, und führte ihn vor den

Spiegel, um ihm die angenehmſte aller Ueberraſchungen, und ſich eben dadurch die ſchmeichelhafteſte Belohnung zu verſchaffen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Prinz, ſtatt ſich gleich dem Narciſſus, nur mit größerem Recht, in ſich ſelbſt zu verlieben, hielt die Geſtalt, die er ſah, für das Gemählde einer fremden Perſon, und als er endlich nicht länger zweifeln konnte, daß es die ſeinige ſey, hätte er gern aus lauter Beſcheidenheit die Fee gebethen, ihm wenigſtens die Hälfte ſeiner Reize wieder zu nehmen.

Was ſoll ich, fing er an, Ihnen ſagen, allzugroßmüthiges Weſen? Ich darf Ihr Werk nicht loben, weil ich ſelbſt dieſes Werk bin, und doch iſt es wahr, daß Ihre Güte gegen mich zu weit ging. Und werden Sie mich nicht für undankbar halten, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich, trotz meiner frohen Empfindungen, aus einer ſonderbaren Eigenliebe nicht ohne Schmerz meine vo-

rige Geſtalt bis auf die letzte Spur verſchwunden ſehe?

Es iſt menſchlich, ſprach die Fee mit Lächeln, daß der neugeſchaffene Torticoli Leid um den vernichteten trägt. Indeſſen fürchte ich nicht, daß der Tauſch, den ich Sie treffen ließ, Sie zur Verzweiflung bringen, oder gar zu meinem Feinde machen wird. Ich wünſche mir freylich noch größere Verdienſte um Sie erwerben zu dürfen, und beſonders möchte ich Sie gern gewiße Klippen, die Ihnen leicht gefährlich werden könnten, vermeiden lehren. Aber ich darf mich nur bis auf einen gewißen Grad in Ihr Schickſal miſchen, wenn ich nicht den höhern Genius, deſſen Beruf es iſt, Sie durchs Leben zu leiten, beleidigen will, und ich ſage Ihnen alſo für jetzt Nichts, als verlaſſen Sie dieſen Thurm, und erinnern Sie ſich bey jeder Gelegenheit, daß die Fee Benigna nie aufhört, Ihre Freundinn zu ſeyn.

Die Fee verſchwand, und in dem nähmlichen Augenblicke ſah ſich der Prinz in einem finſtern

Walde, hundert Meilen weit von ſeinem Gefängniße. Die verzweifelnden Wächter, als ſie ſeine Flucht entdeckten, folgten, um nicht gerädert und geſpießt zu werden, ſeinem Beyſpiele, und der König, der in ſeiner Wuth ſich ſelbſt übertraf, ſchickte Bothen nach allen Weltgegenden, um den widerſpenſtigen Sohn todt oder lebendig zurückzubringen.

Zweyter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

Wenige Tage nach dem Verſchwinden des Bräutigams hielt die Braut in einem Reiſewagen, der nicht viel höher als eine Elle war, ihren Einzug in der Reſidenz ihres Schwiegervaters. Man trug ſie in ihrer Mulde vor den König, und dieſer, der wegen der Flucht ſeines Sohns noch immer in der ſchlimmſten Laune war, empfing die arme Prinzeſſinn ſo unfreundlich, als ob er es ſelbſt wäre, der ſie heirathen müßte. Wahrhaftig, ſprach er mit gerümpfter Naſe, man braucht Sie nur zu ſehen, meine Unvergleichliche! um es ſehr begreiflich zu finden, daß ein Freyer, wie mein Sohn, Ihnen nicht liebenswürdig genug war. Sein Mund iſt groß; ſeine Augen ſind klein; ſein Höcker iſt hoch; ſeine Füße ſind ſichelförmig, ſeine Haut iſt ſchwarzgelb;

ſeine Haare ſind kupferroth. Aber, lieber Himmel! wie verſchwinden alle dieſe Reize in der Nähe einer Dame, bey welcher man das Große größer, das Kleine kleiner, das Platte platter, das Schiefe ſchiefer, das Gelbe gelber, und das Rothe röther findet!

Zweytes Kapitel.

O Wunder aller Damen, weiſeſte aller Prinzeſſinnen! wird die Nachwelt es Deinem Geſchichtsſchreiber glauben, wenn er ihr die Gelaſſenheit meldet, mit welcher Du Schmähungen ertrugſt, die meine Feder nur gezwungen und zitternd niederſchrieb? Welch ein Frevel! Eine Dame häßlich zu nennen, die — es iſt! Und doch nicht ein einziges Auge kratzte die tödtlich Beleidigte der läſternden Majeſtät aus.

Mein König, ſprach ſie mit ruhiger Würde, ich habe von jeher mir ſelbſt zu wenig geſchmeichelt, als daß Spott über Gebrechen, an welchen ich unſchuldig bin, und die zu verbeſſern nicht in

meiner Gewalt ſteht, mich beleidigen könnte. Ob dieſer Spott Eurer Majeſtät würdig iſt, mag Ihnen Ihr Verſtand und Ihr Herz ſagen. Aber hoffen Sie ja nicht, mich durch die hämiſche Erinnerung an meine Reizloſigkeit geneigter zu einer Heirath zu machen, die ich verabſcheue. Ich erkläre Ihnen vielmehr, daß, wäre ich das abſcheulichſte, und der Prinz Torticoli das liebenswürdigſte aller Geſchöpfe, ich mich ſchon darum nimmermehr zu einer Heirath mit ihm entſchließen würde, weil er einen Mann zum Vater hat, der gegen eine Perſon meines Geſchlechts und meines Standes ſogar die Geſetze der gewöhnlichen Höflichkeit zu vergeſſen fähig iſt.

Dieſe kleine Aufwallung des Unwillens, was war ſie gegen die Beleidigungen, welche die Prinzeſſinn von dem König erfahren hatte? Und doch trieb dieſer ſeine ungerechte Rachſucht ſo weit, daß er die Unſchuldige auf der Stelle in den nähmlichen Thurm verſchließen ließ, welcher ſeinem Sohne zum Gefängniße gedient hatte.

Drittes Kapitel.

Wenige Tage nach ihrer Einkerkerung beſuchte die Prinzeſſinn ebenfalls die Gallerie, und als ſie die Augen auf die gemahlten Fenſterſcheiben warf, erblickte ſie beynahe auf jeder ihre eigene Perſon.

Grauſamer Mahler! dachte ſie bey dieſer unwillkommenen Erſcheinung, war es Dir nicht an einem Mahl genug, daß Du meine Geſtalt dem Spotte Preis gabſt? Mußt Du Deinen Muthwillen ſo vielfältig wiederhohlen? Und warum finde ich immer dieſe Schäferinn neben mir, deren Vollkommenheiten meinen Mängeln aufs bitterſte Hohn ſprechen? Ach! und der Schäfer zu ihren Füßen! O Schönheit! was iſt das Daſeyn ohne Dich, und wie kannſt Du einem Weibe fehlen? Eine Thränenfluth erſtickte die Sprache der Jammernden, und haſtig wandte ſie ſich von dem Spiegel hinweg, der ihr Bild zurück warf. Aber, neues Entſetzen! Indem ſie ſich umkehrte, ſtand eine Alte hinter ihrem Rücken, deren Häßlichkeit die ihrige unendlich übertraf. Sie glaubte

ſich ſelbſt in einem neuen Spiegel zu ſehen, und rief voll Verzweiflung: O ich Unglückliche! Straft der Himmel meine Klagen dadurch, daß er mich vollends ganz zum Urbild der Häßlichkeit macht?

Viertes Kapitel.

Fürchten Sie ſich nicht vor mir, beſte Prinzeſſinn! ſprach jetzt die vermeinte Spiegelgeſtalt. Ich habe Ihre Klagen vernommen, und erſcheine als Ihre Freundinn. Sie wünſchen ſchön zu ſeyn, und wahrlich, es gibt keinen billigern Wunſch für ein Frauenzimmer, als dieſen. Lange genug waren Sie weiſe und tugendhaft, und um ſo lieber werden Sie Ihre inneren Vorzüge gegen äußere vertauſchen.

Kann man denn, fragte die Prinzeſſinn, nicht beyde zugleich beſitzen?

Man findet zuweilen, erwiederte die Alte, einen ſolchen Phönix bey unſerem Geſchlecht. Aber das Schickſal will nicht, daß Sie, meine gute Prinzeſſinn! eine ſolche Ausnahme ſeyn ſol-

len. Ihnen bleibt nur die Wahl zwiſchen häß-
lich und klug, oder ſchön und albern.

Ich habe, ſprach die Prinzeſſinn, ohne ſich zu bedenken, obgleich mit einem leiſen Seufzer und einer Thräne im Auge, ich habe gewählt. Sie nannten mich weiſe und tugendhaft. Wer kann das Eine oder das Andere nur im geringſten Grade ſeyn, ohne einzuſehen, daß ſelbſt die Schönheit mit Einem von Beyden zu theuer erkauft iſt?

Sprechen Sie, fragte die Alte erſtaunt, ſprechen Sie im Ernſt? Wollen Sie wirklich nur Anbethung verdienen, ohne angebethet zu werden? Und haben Sie vergeſſen, daß in Ihrer jetzigen Geſtalt Tauſende Sie verabſcheuen, oder was noch ſchlimmer iſt, Sie verſpotten, ehe Einer Ihrem Werth Gerechtigkeit widerfahren läßt?

Ich fürchte, erwiederte die Prinzeſſinn, nur gerechte Verachtung, und nicht die ungerechte.

Wahrlich, ſprach die Fee, es gibt Heldinnen, welche den größten Helden den Preis abgewinnen. Oder iſt es ſchwerer für den Mann, eine

Welt, als für das Weib, ihre Eitelkeit zu überwinden? Ich bewundere Sie, Prinzeſſinn! und gebe Ihnen hier das Mittel in die Hand, nach freyer Wahl Ihren Körper, oder Ihre Seele zu verſchönern. Dieſer Muff, der, wie Sie ſehen, auf der einen Seite gelb, und auf der andern weiß iſt, wird, je nachdem Sie auf der gelben, oder auf der weiſſen Seite hinein hauchen, im erſten Falle Ihnen die Schönheit der ſchönen Schäferinn, die Sie ſo ſehr bewundern, ſammt dem Glück ihrer Liebe, im zweyten aber den Vorzügen Ihres Geiſtes und Ihres Herzens die höchſte Vollendung verleihen. Ich kann Ihnen nicht bergen, fuhr die Alte fort, daß ich Tauſenden ſchon den Muff zum Gebrauch überließ, und daß unter dieſen Tauſenden nicht Eine die weiſſe Seite auch nur eines Blicks würdigte.

Nun, ſprach die Prinzeſſinn, ſo will ich die Erſte ſeyn! Mit dieſen Worten nahm ſie den Muff, und nachdem ſie die Tugend verleihende Seite deſſelben an ihre Lippen gedrückt hatte, gab ſie ihn der Fee zurück, die ſogleich verſchwand.

Fünftes Kapitel.

Nichts gleicht der Heiterkeit und Zufriedenheit, welche die Prinzeſſinn unmittelbar nach dieſem merkwürdigen Abenteuer empfand. Ihr Kerker ſchien ihr ein Elyſium, und nur das Unvermögen, wohlzuthun, erinnerte ſie an den Verluſt ihrer Freyheit. Zugleich empfand ſie einen unwiderſtehlichen Trieb, den Erker des Thurms zu beſteigen, und ſeufzte über ihre lahmen Füße, die ihr kaum geſtatteten, gleich einer Schnecke im Zimmer herum zu kriechen. Endlich aber gab ihr Genius ihr ein, ſich, als die Thurmuhr aufgezogen wurde, an das Seil derſelben, ſtatt der Gewichte, die ſie hinwegnahm, zu hängen, und auf dieſe Art gelangte ſie glücklich an das Ziel ihrer Wünſche.

Während ſie ſich an der ſchönen Ausſicht ergetzte, lehnte ſie ſich von ungefähr an die Mauer, die der Prinz Torticoli eingebrochen, und nur zur Noth wieder hergeſtellt hatte. Die Steine wichen, und die Prinzeſſinn ſah den goldenen Schraubenzieher ſich vor die Füße fallen, mit

welchem ſie, da ſie ſeine Beſtimmung ſogleich errieth, den nahen Schrank eröffnete.

Welch ein Entſetzen, als ſie in der Karfunkel-Kapſel die abgehauene Hand erblickte, und ſich des Grauſen erregenden Funds vergebens zu entledigen ſuchte! O ich Unglückliche! rief ſie aus, ſoll ewig dieſe Hand in die meinige gebannt bleiben?

Die Hand, fliſterte eine ſanfte Stimme, wird Dich glücklich machen, wenn Du mir gehorchſt.

Was muß ich thun? fragte die Prinzeſſinn zitternd.

Nimm die Hand, antwortete die Stimme, und verbirg ſie unter Deinem Kopfkiſſen. Bald wird ein Adler vor Deinem Bett erſcheinen, um ſie von Dir zu empfangen.

Die Prinzeſſinn verſprach Gehorſam, und kaum hatte ſie den Schrank wieder verſchloſſen, als ihre Wächter, die ſie lange ängſtlich geſucht hatten, und nicht wenig erſtaunt waren, ſie an dieſem Ort zu finden, herein kamen, und ſie wieder nach ihrem Zimmer brachten.

Sechstes Kapitel.

In der dritten Nacht nach dieſem Abenteuer vernahm die Prinzeſſinn, als ſie kaum ſich zu Bette begeben hatte, ein Geräuſch, und erblickte beym Mondſchein einen Adler, der vor ihrem Fenſter flatterte. So viele Anſtrengung es ſie auch koſtete, ſo ſchleppte ſie ſich doch nach demſelben hin, und im Augenblick, als ſie es öffnete, flog der Vogel herein. Ohne Zögern nahm ſie die Hand aus der Kapſel, und both ſie dem Adler hin, der ſie mit ſeiner Kralle ergriff, und im nähmlichen Augenblick als ein Jüngling von auſſerordentlicher Schönheit, in einem mit Perlen geſtickten Gewande, mit einem Diadem um die Stirn und einem Gemählde in der Hand, vor ſeiner Erretterinn ſtand.

Prinzeſſinn, fing der Jüngling an, es ſind gerade zweyhundert Jahre, ſeit die Eiferſucht eines bösartigen Zauberers mich meiner menſchlichen Geſtalt beraubte. Die Fee Benigna gab meiner Liebe Gehör, und verſchmähte die ſeinige, und da er mich einſt mit ihrem Bildniß

in der Hand überraſchte, ergrimmte er ſo heftig, daß er den Säbel zog, und eben dieſe Hand mir abhieb. Er verwandelte mich zugleich in einen Adler, und da die Fee vor Schrecken über mein Unglück in Ohnmacht ſank, ſo wußte er durch die Macht ſeines Zaubers bis auf dieſe Stunde ihr Erwachen zu verhindern. Aber eine gutgeſinnte Fee veranſtaltete es, daß nach zweyhundert Jahren meine Geliebte wieder ins Leben zurückgerufen werden, und ich durch Sie, edle Prinzeſſinn! mit meiner Hand meine Geſtalt wieder erhalten ſollte. Dieſe Ihnen nicht minder als mir günſtige Fee iſt es, die meine Hand in den Schrank verſchloß, und ſie von Ihnen finden ließ, und ſie iſt es auch, die mich eben ſo ſehr als mein eigenes Herz zur Dankbarkeit gegen meine gütige Retterinn verpflichtet. Vollenden Sie alſo Ihre Wohlthat dadurch, daß Sie mir erlauben, ſie Ihnen zu vergelten. Meine geliebte Fee hat mir die Macht verliehen, jeden Ihrer Wünſche zu erfüllen.

Siebentes Kapitel.

Die Prinzeſſinn ſchwieg einige Augenblicke, endlich aber ſprach ſie: Wundern Sie ſich nicht, mein Prinz! daß es mir ſchwer wird, Ihnen zu antworten. Es begegnen mir in dieſem Augenblicke ſo ſeltſame Dinge, daß ich noch immer zu träumen glaube. Ihre Dankbarkeit gereicht Ihnen zur Ehre. Aber ich fürchte, ich werde ſie auf eine zu ſchwere Probe ſetzen. Sie ſehen, wie wenig es der Natur darum zu thun war, ſich und mir durch mein Aeußeres Bewunderung zu verſchaffen. Iſt es unbillig, wenn ich die Schönheit, die meinem Körper verſagt iſt, für meine Seele fordere? Sie kennen jetzt meinen Wunſch, und wohl mir, wenn Ihre Macht, ihn zu erfüllen, eben ſo groß iſt, als der gute Wille, den ich Ihnen zutraue!

Sie ſind ungenügſamer, als Sie glauben, edle Prinzeſſinn! Sie verlangen, was Sie längſt im Uebermaß beſitzen, und wenn Sie alſo wollen, daß Ihr Körper Ihrer Seele ähnlich ſey, ſo muß ich jenen verſchönern, und nicht dieſe.

Mit dieſen Worten berührte der Prinz die Prinzeſſinn mit dem Bildniße der Fee, und die wunderbarſte aller Verwandlungen war vollbracht. Schlank wie eine Erle ſtand das verwachſene Geſchöpf vor dem Jüngling, und mit der Leichtigkeit einer Sylphe ſchwebte die Lahme das Zimmer auf und nieder. Was iſt, fragte ſie mit ängſtlicher Freude, was iſt aus mir geworden? Bin ich es noch, oder habe ich mich ſelbſt verloren?

Sie ſind, antwortete Rinaldo, was Sie längſt zu ſeyn verdienten. Ihre Tugend wird künftig eine Nebenbuhlerinn an Ihrer Schönheit haben, und es wird ſchwer ſeyn, Sie mehr zu achten, als zu lieben.

Achtes Kapitel.

Der Jüngling verſchwand, und in dem nähmlichen Augenblicke ſah ſich die Prinzeſſinn aus ihrem Kerker in ein anmuthiges Thal an den Rand eines kleinen Bachs verſetzt.

Welch eine feine Aufmerkſamkeit des Prinzen, daß er die Verwandelte ſogleich zu dieſem natürlichen Spiegel führte, in welchem ſie auch ihre neue Geſtalt zu betrachten nicht ſäumte! Aber o Wunder! Sie und die Schäferinn auf den Fenſterſcheiben der Gallerie waren, den Anzug ſelbſt nicht ausgenommen, nur Eine Perſon. Ein Kranz von Roſen zierte ihre Schläfe. Ihr Kleid war blendend weiß, und mit einem Gürtel der mannigfaltigſten Blumen befeſtigt. Ein vergoldeter Hirtenſtab lag neben ihr, und eine am Rande des Bachs weidende Schafherde unterrichtete ſie noch deutlicher von ihrem Berufe.

Aber dieſer neue Beruf verbitterte ihr das Entzücken über ihre neue Geſtalt, und die Klagen, in welche ſie ausbrach, verriethen nur zu ſehr, daß ſie eine durchaus unpoetiſche Natur war, die das Glück, eine Schäferinn zu ſeyn, ſo wenig zu ſchätzen wußte, daß ſie vielmehr es mit dem Unglück in eine Klaſſe ſetzte. Ein Hirtenſtab, ſprach ſie, gegen einen Zepter, welch ein Tauſch! Und einen Prinzen nennt ſich der

Menſch, der Schäferinnen aus Prinzeſſinnen macht! Unerträglich war ihr der Gedanke an dieſe Erniedrigung, und um ſeiner los zu werden — ſchlief ſie ein. Ihr Lager war ein von dicht verwachſenen Ulmen beſchatteter Raſenplatz, und ein Hund, mit welchem der Prinz Rinaldo die neue Schäferinn zu verſehen nicht vergeſſen hatte, diente ihr zum Wächter.

Wo ſie liegt, dem zarten Mooſe,
Veilchen ſieht man ihm entblühn;
Schöner prangt die Schweſter-Roſe
Um das Bett der Schläferinn.
Nicht die Träumende zu wecken,
Leiſer rauſcht der Waſſerfall,
Leiſer ſingt in Myrtenhecken
Ihren Gram die Nachtigall.

Neuntes Kapitel.

Die ſchöne Schäferinn blieb nicht lange ohne einen ſchönen Schäfer, und dieſer Schäfer, wer konnte es anders ſeyn, als der Prinz Torticoli? Die Mittagshitze hatte ihn in dieſe Schatten gelockt, und wie erſtaunte er, als er in der ſchla-

fenden Schäferinn die Dame erkannte, deren Bekanntſchaft er auf den gemahlten Fenſterſcheiben des Thurms gemacht hatte! Er konnte nicht ſatt werden, ſie zu betrachten, und bald hatte er die Freude, ſie ihre Augen öffnen zu ſehen.

Schönſte Schäferinn! redete er die Erwachende an, gewiß ſind Sie gekommen, um die ſchützende und beglückende Göttinn dieſer Fluren zu ſeyn?

Ich bin, antwortete die Prinzeſſinn, die ſich des Prinzen eben ſo, wie er ſich ihrer, von den Fenſterſcheiben her erinnerte, keine Göttinn, ſondern eine Sterbliche, die ſelbſt Hülfe bedarf. Ein Wunder hat mich an dieſen mir völlig unbekannten Ort verſetzt, und wenn meine Lage Sie rührt, ſo führen Sie mich zu irgend einer achtungswerthen Perſon meines Geſchlechts, bey der ich eine ſichere Freyſtatt finde.

Zehntes Kapitel.

Der Prinz freute ſich des Auftrags, und brachte die Prinzeſſinn ſogleich zu einer hochbejahrten Matrone, welche der ganzen Gegend zum Vorbild ſtiller Tugend und prunkloſer Einfalt diente. Hier, gute Mutter! ſprach er, als er mit ſeiner ſchönen Begleiterinn in die einſame Wohnung voll ländlicher Anmuth trat, hier bringe ich Euch die Göttinn der Schönheit und Jugend, die Eure Hütte in einen Tempel verwandeln, und Euch ſelbſt wieder verjüngen wird.

Die gute Alte, ohne an die Verjüngung zu glauben, empfing die Prinzeſſinn mit gaſtfreundlicher Höflichkeit. Möchten Sie, ſprach ſie, mein ſchönes Kind! hier nur ſo gut wohnen, als ich Sie gern aufnehme.

Die Prinzeſſinn antwortete nicht weniger verbindlich, und da ihre Wirthinn ſie nach ihrem Nahmen fragte, nannte ſie ſich Roſamunde.

Ein ländliches Mahl von friſcher Milch, Eyern und Butter wurde jetzt aufgetragen. Zum Nachtiſch hohlte der Prinz aus ſeinem Garten

Kirſchen und Erdbeeren, die er niedlich mit Blumen umſteckte, und die Prinzeſſinn, die bereits mehr für ihn empfand, als ihre äußere Kälte ahnen ließ, weigerte zu ſeiner großen Freude ſich nicht, von den ſchönen Früchten zu genießen.

Eilftes Kapitel.

Der Schäfer kannte von nun an kein anderes Glück, als die ſchöne Schäferinn zu ſehen, und trieb kein anderes Geſchäft, als daß er ihr alle Lieder, die er wußte, vorſang, und ſeiner Flöte die ſüßeſten Töne für ſie entlockte.

Dieſe Aufmerkſamkeiten blieben nicht ohne Folgen. Die Prinzeſſinn fühlte von Tag zu Tag mehr, wie viel Gewalt der Schäfer über ihr Herz erlangte! Aber ſie wollte nicht lieben, und am allerwenigſten wollte ſie einen Schäfer lieben, und je ſorgfältiger daher der Liebhaber ſie aufſuchte, deſto mehr vermied ſie ihn, ſo wenig auch ihr Herz dieſer Maßregel des Stolzes ſeinen Beyfall gab.

O Schickſal! ſprach ſie bey ſich ſelbſt, haſt Du mir nur darum Schönheit verliehen, um mich zu erniedrigen? Kaum wird mir dieſes gefährliche Geſchenk zu Theil, und der erſte Hirt, der mich ſieht, iſt kühn genug, um ſeine Augen zu mir zu erheben. Unſeliger Zuſtand! Meine Ruhe iſt ein Raub einer unwürdigen Leidenſchaft. Ich liebe, was ich verachte; ich weine um Den, den ich von mir ſtoße.

Zwölftes Kapitel.

Noch trauriger waren die Betrachtungen, welche der Prinz über ſeine Lage anſtellte. Er ſah, daß die ſchöne Schäferinn ihn aufs ſorgfältigſte mied. Die Stolze, dachte er, verachtet mich meines Stands wegen, der doch dem ihrigen vollkommen gleich iſt. Soll ich ihr entdecken, daß ein Prinz es iſt, der zu ihren Füßen ſchmachtet, um wenigſtens von ihrer Eitelkeit zu erhalten, was mir ein edleres Gefühl verſagt? Unwürdiges Mittel, meiner eben ſo un=

würdig, als ihrer! Und wer glaubt einem Hirten, der ſich für den Sohn eines Königs ausgibt; ſo gewöhnlich auch in der poetiſchen Welt ähnliche Verwandlungen ſind? Beym Himmel! Es iſt traurig, eine Krone zu verlieren, wenn man dafür auch aus einem Vulkan zu einem Apollo wird. Und verloren iſt die meinige, für immer verloren durch meine verwünſchte Schönheit, die mich für meinen Vater und ſeinen ganzen Hof zu einem Fremdling macht. O grauſame, grauſame Fee! Von meiner Häßlichkeit haſt Du mich befreyt, aber nicht von dem Abſcheu, den ſie einflößte. Oder könnte dieſe Schäferinn mir mit größerer Härte begegnen, wenn ich noch der vorige mißgeſchaffene Torticoli wäre?

Aber wenn verliert die Liebe Muth und Hoffnung? Mitten in ſeiner Verzweiflung beſchloß der Prinz aufs Neue den Verſuch, ob die Unerbittliche nicht zu erbitten ſey. Er ſchmückte ein Lamm mit Blumen und Bändern und einem künſtlich geflochtenen Halsbande von gemahltem Stroh, und ſuchte mit dieſem ächtſchäferlichen Geſchenke

die Prinzeſſinn auf, die am Rande eines Bachs ſaß, und in tiefe Traurigkeit verſenkt, auf ihre zerſtreut umher weidende Herde gar nicht mehr zu achten ſchien. Schüchtern und verlegen näherte er ſich ihr mit ſeinem Lämmchen. Womit, fing er an, meine theure Unbekannte! hat Ihr beklagenswürdiger Freund Sie beleidigt, daß ſogar mein Anblick Ihnen verhaßt iſt? Ach! es iſt freylich eine Kühnheit, Sie zu lieben, aber es iſt kein Verbrechen, und doch laſſen Sie mich es mit dem Tode büßen, daß ich meinem Herzen das Unmögliche nicht gebiethen kann. O wehren Sie dem Hoffnungsloſeſten, der jemahls liebte, wenigſtens nicht, zu Ihren Füßen zu ſterben!

Wie danke ich Ihnen, erwiederte die Prinzeſſinn, daß Sie mein Betragen dem Haſſe zuſchreiben! Nur zu glücklich wäre ich, wenn Sie Recht hätten, ſo eine unwürdige Leidenſchaft auch der Haß iſt. Doch laſſen Sie mich ſchweigen, und ſo lieb Ihnen meine Ruhe iſt, hindern Sie mich nicht, Sie zu fliehen, und ſo lieb Ihnen die Ihrige iſt, fliehen Sie mich ſelbſt!

Mit dieſen Worten eilte die Unerbittliche davon. Der Prinz verſuchte, trotz des Verboths, ihr zu folgen. Aber überwältigt von Schmerz, und beynahe ohne Beſinnung ſank er am Fuß eines Baums nieder.

Dritter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

O Heldinn der Heldinnen, bewundernswürdige Prinzeſſinn Trognion! Welche Deines Geſchlechts hat jemahls einen glänzendern Sieg über ſich ſelbſt davon getragen, als Du? Heißer kann man nicht lieben, als Du liebſt, heißer kann man nicht geliebt werden, als Du geliebt wirſt, und die Liebende flieht den Liebenden, die Geliebte den Geliebten! Liebe, die allen Mächten, die dem Tode ſelbſt trotzt, muß bey Dir der Tugend weichen. Ihr, der Ehre und der Hoheit bringſt Du das größte und das ſchwerſte aller Opfer. Aber Du ſiegſt und ſtirbſt. Dein Herz, von dem Du das Unmögliche forderſt, iſt im Begriff zu brechen. Du mußt entweder lieben, oder ſterben, und Dein Heldenmuth wählt das letzte.

Zweytes Kapitel.

Die Arme hatte gewählt. Aber ſoll ſie eine ihrer unwürdige Leidenſchaft nicht anders beſiegen, als daß ſie dem Leben entſagt? Verbrecheriſcher Tod, wenn Schwäche und Selbſtſucht uns ihn wählen heißt!

Leben will ſie alſo, und in der Ueberzeugung, daß nur eine übernatürliche Gewalt das Bild des geliebten Schäfers aus ihrem Herzen vertilgen könne, beſchloß ſie einen Zauberer und ſeine Schweſter, die durch die Wunder ihrer Kunſt alle Welt in Erſtaunen ſetzten, in dem einſamen Schloſſe, das ſie an der fernſten Gränze bewohnten, aufzuſuchen. Ohne Begleitung trat ſie die Reiſe an, und war ſo ungeduldig, das Ziel derſelben zu erreichen, daß ſie ſich kaum die Forderungen des Schlafs und des Hungers und Durſts zu befriedigen erlaubte.

In einem düſtern Wald, durch welchen ihr Weg ſie führte, hörte ſie folgenden Geſang, der offenbar auf ihre Geſchichte und ihr Betragen gegen ihren Liebhaber anſpielte:

Kind, ſpotte nicht der ſchönſten Triebe:
Denn Amor, furchtbar rächt er ſich.
Mit ſprödem Sinn fliehſt Du die Liebe,
Und ſtrafend flieht die Ruhe Dich.

Wie? Tugend, Tugend darfſt Du nennen,
Was der Natur ſelbſt widerſpricht?
Verwegner Irrthum! Lern' erkennen:
Gefühl iſt aller Weſen Pflicht!

Verſagt die keuſcheſte der Roſen
Den heißen Kuß dem jungen West?
Wie lockt der Taube ſüßes Koſen,
Den Liebling ins vertraute Neſt!

Vermeſſenheit, der Gluth zu wehren,
Die ewig, gleich der Sonne, flammt
Dein Buſen, ach! er muß ſie nähren,
Indem er frevelnd ſie verdammt.

„Nie ſoll Dein Schäfer Dich gewinnen!“
Du ſchwörſts, und nimmſt den Schwur zurück.
Dein ſtrenges Wort bannt ihn von hinnen,
Und, kehre wieder! ſagt Dein Blick.

Hör' auf, Dein Leiden zu beklagen!
Denn was Dich ſchmerzt, iſt Deine Wahl.
Ach! ungetröſtet wird verzagen
Die Schöpferinn der eignen Qual.

O weihe nicht Dich dem Verderben!
Ein Gott iſt, dem Du widerſtrebſt!
Nicht ſiegen wirſt Du, Du wirſt ſterben.
Drum lieb', o liebe, daß Du lebſt!

Drittes Kapitel.

Die Prinzeſſinn war voll Unwillen über den Geſang. Verrathen alſo, ſprach ſie bey ſich ſelbſt, verrathen iſt mein Geheimniß! Und wer kann der Verräther ſeyn? Wer anders, als der Undankbare, bey welchem die Verrätherey ein doppeltes Verbrechen iſt? Durch ſeine Schuld ſingt man in Flüren und Wäldern von einer Schwachheit, die ich vor mir ſelbſt zu verbergen ſuche. Doch ich danke ihm. Ich wollte ihn ja vergeſſen, und was vergißt man leichter, als einen Zudring=

lichen, der nicht einmahl Meiſter ſeiner Zunge iſt? Ohne Gefahr kann ich alſo meine Reiſe einſtellen. Ohne Gefahr? O ſchwächſtes aller Herzen! Immer noch kämpfſt Du mit Deinem beſſern Selbſt um das Bild eines Ruheſtörers, eines Böſewichts! Fliehen, fliehen muß ich, um mir die Schmach zu erſparen, das Opfer der Liebe, ach! einer ſtrafbaren Liebe zu werden.

Unter dieſem Selbſtgeſpräch erreichte ſie ein Schloß, zu welchem ihr ein Wald von Diſteln, Dornen und Neſſeln den Zugang erſchwerte. Endlich kam ſie, obgleich mit manchen Spuren des erfahrenen Widerſtands im Geſicht, in einen Saal, der durch eine kleine Oeffnung ein äußerſt ſparſames Licht empfing, und auf eine ſcheußliche Art verziert war. Seine Tapeten beſtanden aus Flügeln von Fledermäuſen. Zwölf lebendige Katzen, die an der Decke hingen, vertraten zugleich die Stelle der Kronleuchter und eines Orcheſters, deſſen Muſik die Taubheit ſelbſt hätte raſend machen können. Unmittelbar unter dieſen ihren Erbfeinden waren auf einem Tiſche eben ſo viel

Mäuſe an den Schwänzen angebunden, und bemühten ſich vergebens, den Speck, der vor ihnen lag, zu erreichen. Die Katzen waren alſo durch den Anblick der Mäuſe, und die Mäuſe durch den Anblick des Specks zur Qual des Tantalus verdammt, und nicht ohne Rührung betrachtete die gutmüthige Prinzeſſinn dieſes lebendige Zeugniß der Unbarmherzigkeit des Schloßbewohners, der in dieſem Augenblicke hereintrat, und in welchem ſie ſogleich den Zauberer, den ſie ſuchte, erkannte. Sein Anblick war ſchrecklich. Er trug einen langen ſchwarzen Talar, und hatte eine ungeheure Brille auf der Naſe. Auf ſeinem Kopfe ſaß eine lebendige Eidexe von ungewöhnlicher Größe, und drohend ſchwang ſeine Fauſt eine geflochtene Peitſche von lebendigen Schlangen.

Viertes Kapitel.

Die Prinzeſſinn zitterte und bebte. Um dem ſchönſten und liebenswürdigſten aller Liebhaber

zu entgehen, hatte ſie ſich der Gewalt des abſcheulichſten aller Unholde ausgeliefert. Fort von hier! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und flog nach der Pforte. Aber ſie ſtand vor derſelben, ohne einen Schritt weiter zu können, und zwar wehrten nicht Schlöſſer, Bande und Riegel ihr den Ausgang, ſondern Spinneweben. Leicht zwar war die luftige Scheidewand durchbrochen. Aber eben ſo ſchnell ſah ſie die erſte durch eine zweyte, und dieſe durch eine dritte erſetzt, und die Gefangene wurde des Zerſtörens ungleich früher müde, als die ſpinnenden Kerkermeiſter des Zauberers des Ausbeſſerns. Um ein wenig von der fruchtloſen Arbeit auszuruhen, warf ſie ſich in einen Seſſel, und fuhr eben ſo ſchnell wieder empor, weil — welch ein Betragen gegen eine Dame! — der Zauberer ihn mit Dornen gepolſtert hatte. Aufs Neue begann ſie den Kampf mit den Spinneweben, aber mit eben ſo wenig Erfolg, als vorhin. Der Zauberer, der ihrer vergeblichen Anſtrengung lange mit ſchweigender Schadenfreude zugeſehen hatte, brach endlich in ein lautes Geläch-

ter aus. Nicht wahr, mein ſchönes Püppchen! fing er an, meine Spinnen ſind tauſend Mahl fleißiger und geſchwinder, als, troß dem Keifen Eurer Mütter, Ihr Mädchen an Eurem Rocken? Und wie wachſam ſie ſind, daß das Vögelchen, das in ihrem Netze ſich fing, ihnen nicht wieder entwiſcht! Aber Du machſt den guten arbeitſamen Kreaturen, ſtatt ſie zu bewundern und von ihnen zu lernen, ein ſchrecklich finſteres Geſicht, und mir, Deinem Freunde, ein noch zehn Mahl finſtereres. O ich bitte Dich, ſey heiter und freundlich, und vor allen Dingen laß Dir den Gedanken an die Flucht vergehen! Ich wünſche Dir Glück! Du haſt die Ehre, mir zu gefallen, weil ich Dich in der That hübſcher finde, als alle die Dirnen, die ich bis jetzt noch in meine Gewalt bekam. Schickſt Du Dich ordentlich in meinen Kopf, ſo könnte ich mich am Ende wohl gar entſchließen, Dich zu meiner Frau zu machen. Zum erſten Zeichen meiner Gunſt ſollen Dir hiemit die zwölf Katzen oben an der Decke, und die zwölf Mäuſe hier auf dem Tiſche geſchenkt ſeyn. Nüm=

rſe nur nicht die Naſe, ſondern bewundere meine Großmuth. In den Adern meiner Katzen und Mäuſe fließt eben ſo gut königliches Blut, als in den Deinigen. Jene mußt Du wiſſen, waren weiland Prinzen, und dieſe Prinzeſſinnen. Die Prinzeſſinnen wurden von mir geliebt, und kannſt Du Dir vorſtellen, die Kreaturen gaben mir den Korb, weil ſie ſich in die Prinzen vergafft hatten. Aber ein Wort von mir, und die Schönen waren in Mäuſe, und die Herren in Katzen verwandelt, deren größte Pein, wie Du ſiehſt, es iſt, daß ſie die ehemahligen Gegenſtände ihrer keuſchen Flammen jetzt nicht — vor Liebe freſſen können. Nicht wahr, mein Kind! ich verſtehe mich darauf, eigenſinnige Dirnen, die blind gegen meine Verdienſte ſind, auf eine originelle Art zu züchtigen, und kann eben ſo ſchrecklich ſeyn, als ich liebenswürdig bin?

Fünftes Kapitel.

Allerdings, Herr Zauberer! antwortete die Prinzeſſinn, und ohne Zweifel werde auch ich die Wirkung Eures Zorns und Eurer Gewalt erfahren, weil ich nicht umhin kann, Euch zu ſagen, daß ich tauſend Mahl lieber eine Spinne, eine Maus, oder eine Kröte ſeyn will, als Dero Gemahlinn.

Höre ich recht? verſetzte der Zauberer, mich willſt Du nicht lieben, mich?

Keinen Menſchen will ich lieben, erwiederte die Prinzeſſinn, weder einen König, noch einen Beſenbinder, weder einen Naturphiloſophen, noch einen Geiſterſeher, weder einen poetiſchen, noch einen unpoetiſchen Poeten, weder den Jacob Böhm, noch den Swedenborg, weder den Doctor Mesmer, noch den Pater Gaßner, weder einen falſchen, noch einen wahren Propheten, weder einen Goldmacher, noch einen Wunderdoctor, und am allerwenigſten, da ich, Gottlob! ſelbſt keine Hexe bin, einen Hexenmeiſter.

Sechstes Kapitel.

Habe ich, rief der Zauberer, doch in meinem Leben keine ſolche Närrinn geſehen! Haſt Du auch überlegt, was es ſagen will, meine Gemahlinn zu werden? Ich will Dir mehr Perlen ſchenken, als man in einem Jahrhundert Wittwenthränen zählt; alle Seidenwürmer der Welt ſollen bloß für Dich ſpinnen; ich will die größten Genies zwingen, das Schneiderhandwerk zu erlernen, damit Du Dich in lauter Kunſtwerke kleiden, und als ein lebendiges Mode-Journal das elende lebloſe um ſein Anſehen bringen kannſt. Ich bin überdieß ein geſchworener Feind aller Surrogate, und Nichts kann ächter ſeyn, als der Kaffeh, der in meinem Hauſe Morgens und Abends, und den ganzen Tag getrunken wird. So oft man nicht mehr als hundert Gerichte auf meiner Tafel ſieht, ſo oft kann man ſchließen, daß ich mich nicht ganz wohl befinde, oder daß ich mir ſonſt ein freywilliges Faſten auferlegt habe. Hätteſt Du auch ſechs Füße, um zu gehen, ſo ſollteſt Du doch täglich mit ſechs Pferden fahren. Ich

verſtehe mich ſo gut auf die romantiſche Poeſie, als auf die klaſſiſche, und kann Dir als Meiſter in beyden Gattungen in jener lange, und in dieſer kurze Weile machen. Von einem Manne, der macht, daß die Wunder, die man in den Mährchen erzählt, ſich wirklich zutragen, verſteht es ſich von ſelbſt, daß er ſich beſſer, als jeder Andere, auf die Kunſt, Mährchen zu erzählen, verſteht, und ich kann ſogar die ungereimte Forderung dieſes oder jenes aus den Literaturzeitungen hervorblökenden Schafs befriedigen, daß kein Mährchen anders als im Ammenton erzählt werden ſoll. Doch Du haſt Recht, wenn Du auf dieſe leeren und loſen Poetenkünſte gar keinen Werth legſt. Aber wirſt Du Dich länger beſinnen, mir in die Arme zu fallen, wenn ich Dir ſage, daß, da ich ein gnädiger Herr bin, Du durch mich zu einer gnädigen Frau wirſt? Wahrlich, läßt auch dieſe Ausſicht Dich gleichgültig, ſo verdieneſt Du nie ein Frauenzimmer zu ſeyn, und biſt alſo auch nicht werth, eines zu bleiben.

Siebentes Kapitel.

Mein Herr Schwarzkünſtler, Gaukler, Mährchenerzähler, Natur- und Unnaturphiloſoph, romantiſcher und unromantiſcher Poet, und gnädiger Herr obendrein! antwortete die Prinzeſſinn, verſtändet Ihr Euer Hexenmeiſter-Handwerk, wie es ſich gehört, ſo hätte Euch mein erſter Anblick belehrt, wie hoch ſchon meine Geburt mich über Euch erhebt, und wie tief ich herabſteigen müßte, um die zweyte Hälfte eines Hexenmeiſters zu werden. Verſchont mich alſo auch darum mit Euren Zudringlichkeiten, und biethet Euer Herz der Hexe von Endor, oder des Teufels Großmutter feil.

Unverſchämte! rief der Zauberer, haſt Du die Katzen und Mäuſe vergeſſen? Zum letzten Mahle frage ich Dich, willſt Du Deiner Schuldigkeit gemäß mich lieben, oder nicht?

Nein, nein, nein! rief die Prinzeſſinn, nein ſage ich, und werde den Athem zu keinem andern Wort gebrauchen, ſo oft Du für Deine verhaßte Liebe ein Ja von mir forderſt. Wahrlich, ich

kenne nur zwey Dir ähnliche Scheuſale, ob ſie gleich nichts weniger als Hexenmeiſter ſind, den oft und viel geſtäupten verdorbenen Schacherjuden und Pasquillenſudler Schmul, und ſeinen Jonathan, den landſtreichenden Dollmetſch und Wochenblättler, der bald unter dem Nahmen Nullus, bald unter dem Nahmen Sordidus am Pranger ſteht.

Achtes Kapitel.

Unbeſchreiblich war die Wuth des Zauberers, und — indignatio facit versum — plötzlich brach er in folgende gereimte Verwünſchungen aus:

Nur Nein ſagſt Du, nur Nein und Nein!
Die Spröde, hart wie Marmorſtein,
Die Spröde braucht nicht Fleiſch und Bein;
Drum ſoll ſie eine Grille ſeyn!

Vertilgt, bis auf die letzte Spur,
Sey Deine vorige Natur!
Jetzt grüner, als die grüne Flur,
Jetzt poch' auf rothe Wangen nur!

Verdammt biſt Du Dein Leben lang,
Verdammt, o lächerlicher Hang!
Wie ein Poet, voll Kling und Klang,
Verdammt zum ſchläfrigen Geſang.

So ſinge ſpät denn, ſinge früh;
Sing' ewig Eine Melodie;
Sing' ewig, und gefalle nie!
Wer Ohren hat, verriegle ſie!

Neuntes Kapitel.

O Venus, Juno und ihr Grazien! konntet Ihr es dulden, daß ein nichtswürdiger Hexenmeiſter, daß dieſer die Krone der Schöpfung, ein Frauenzimmer, in eine armſelige Grille, in ein Ding verwandelte, das höchſtens der Liebe, aber keiner Intrigue fähig iſt, das weder Thee noch Kaffeh trinkt, ſich weder in Seide noch in köſtliche Leinwand kleidet, und die Perlen ſo gering ſchätzt, als das einfältige Huhn in der Fabel, das, ſtatt nach den Regeln der Kunſt zu tanzen, nur nach den Regeln der Natur zu hüpfen gelernt hat, das von keiner böſen Laune

weiß, und nur Grille heißt, aber keine Grillen hat, und endlich einen Mann höchſtens dadurch ein wenig zu züchtigen verſteht, daß es ihm die Ohren voll kreiſcht?

Zehntes Kapitel.

Im erſten Augenblicke der Verwandlung hatte die Prinzeſſinn keine andere Empfindung, als das Vergnügen, ſich aus der Gewalt des Zauberers erlöst zu ſehen, und hüpfte fröhlich und wohlgemuth in den Garten hinab. Aber bald mußte dieſe heitere Stimmung einer entgegengeſetzten weichen. Man kann wohl die Geſtalt einer Dame verwandeln, aber nicht ihr ihre Neigungen rauben, und was kann eben daher unglücklicher ſeyn, als eine weibliche Seele in den Leib einer Grille eingeſchloſſen? Nein, ſeufzte die arme Verwandelte, grauſamer hat das Geſchick ſich nie gegen ein Geſchöpf bewieſen, als gegen mich. Erſt war ich ein häßliches Frauenzimmer, und jetzt bin ich gar keins. Verwünſch=

te Schönheit! Erſt wurdeſt Du mir zu meiner Qual verſagt, und dann zu meinem Verderben gegeben. Wem habe ich die Liebe des Schäfers zu danken, als Dir, und wem meine Verwandlung, als dieſer Liebe? Wie konnte ich mich aber auch nur einen Augenblick nach Dir ſehnen? War ich nicht eine Prinzeſſinn, und meine Mitgift eine Krone? Bedurfte ich alſo Deiner, um Könige zu meinen Füßen zu ſehen? Doch nicht genug, daß ich aufgehört habe, zu ſeyn, was ich war, ich bin zugleich zum verächtlichſten aller Geſchöpfe herabgewürdigt. War es nicht Rache genug, wenn der Zauberer einen Pfauen, eine Taube, ein Reh, oder ein Lamm aus mir gemacht hätte? Aber eine Grille! Reimende Närrinnen und ausgediente Opernſängerinnen, mag man in Grillen verwandeln, aber kein Mädchen, die in ihrem Leben kein Sonett gemacht, und keinen Triller geſchlagen hat. O vermaledeytes Geleyer! Selbſt meine Klagen kann ich nicht anders als ſingend laut werden laſſen.

Vierter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

Nicht glücklicher, als ſeine Geliebte, fühlte ſich nach ihrer Flucht der arme Torticoli. Spät erwachte er aus der Betäubung, in welche der Abſchied, den er von der ſchönen Schäferinn empfing, ihn verſetzt hatte. Er erwachte, aber nur zu neuem Kummer, und nur die ſchwache Hoffnung, die einige dunkle Worte der Prinzeſſinn ihm ließen, daß ihr Herz nicht ganz ungerührt bey ſeiner Leidenſchaft ſey, bewahrte ihn vor gänzlicher Verzweiflung. Uebrigens wagte er nicht, ihr Verboth zu übertreten, und ſie aufzuſuchen. Aber als er am folgenden Tage von der Alten vernahm, daß ſie ſeit geſtern völlig verſchwunden ſey, eilte er aufs Feld, in den Wald, an den Bach, und an jeden Ort, der ihn an entflohene ſelige Stunden erinnerte. Er warf ſich

zuletzt unter eine dunkle Ulme, und zog ein ſehr gefährliches Werkzeug für einen unglücklichen Liebhaber, ein Meſſer hervor, um den Nahmen Roſamunde nebſt folgenden Verſen in die Rinde des Baums zu ſchneiden:

Ach! fern iſt Sie,
Und nie, ach! nie
Lacht hier die Sonne wieder.
Die Freude ſchweigt,
Und ſterbend beugt
Das Haupt die Roſe nieder.

Verlaſſen, ach!
Verſtummt der Bach,
Das Thal hört auf zu blühen.
O Hain und Flur,
Verödet nur!
Ihr ließet ſie entfliehen.

Zweytes Kapitel.

Mitten in ſeiner Arbeit überraſchte den Prinzen ein altes Mütterchen, deren Anzug, und beſonders der Kragen um ihren Hals, und die

ſchwarze Sammtkappe auf ihrem Kopf, an längſt verſchwundene Jahrhunderte, und zugleich an die neueſte Zeit, welche der Leipziger Schlacht zu Ehren die alte Mode wieder aus dem Grabe her-vorgehen hieß, erinnerte. Mein Sohn! redete ſie ihn an, die herzbrechenden Verſe, welche Du hier in den Baum ſchneideſt, verrathen nur zu deutlich, daß es auch Dir, wie ſo manchem andern armen Koridon, in der Liebe nicht nach Wunſch gegangen iſt. Biſt Du nicht zu betrübt, um mir Deine Geſchichte zu erzählen, ſo laß mich ſie hören, und es wird Dich nicht reuen, mich zu Deiner Vertrauten gemacht zu haben. Ich habe mich von jeher der Kunſt befliſſen, Balſam für gewiße Wunden zu bereiten.

Meine gute, ehrwürdige und uralte Dame! antwortete der Prinz, es iſt keine Kleinigkeit, mir zu helfen, und wer es unternimmt, muß die ganze Welt glücklich machen können, weil von allen Unglücklichen, die ſie verwünſchend auf ihr herumlaufen, ich der Unglücklichſte bin. Oder gibt es etwa ein größeres Unglück für einen Mann,

der weiß, was Liebe iſt, als daß ihm die Beherrſcherinn ſeines Herzens nicht nur das ihrige ſammt der Hand rund abſchlägt, ſondern ihm auch noch davon geht, ſo weit ſie ihre Füße tragen? Ach! und die meinigen verſagen mir den Dienſt, während die Liebe mich ſpornt, die verlorenſte aller Schäferinnen in allen Ländern, Städten und Dörfern, Palläſten, Häuſern und Hütten zu ſuchen.

Sey ruhig! verſetzte die Alte, Deine Reiſe ſoll Dich nicht ſehr ermüden. Du ſiehſt doch jenes Schloß dort? In dieſem wirſt Du eine Königinn finden, die Deiner Schäferinn ſo ähnlich iſt, als die Nacht meiner ſchwarzen Sammtkappe.

Drittes Kapitel.

Die Hoffnung gab dem Verliebten neues Leben und Flügel obendrein. Er ſäumte keinen Augenblick, den ihm bezeichneten Weg zu verfolgen, und noch hatte er ihn nicht zur Hälfte zu-

rückgelegt, als er ſeine geliebte Schäferinn zu erblicken glaubte. Er verdoppelte ſeine Schritte, aber leider ſie auch die ihrigen. Er rief ſie bey ihrem Nahmen. Allein die täuſchende Geſtalt entfernte ſich immer geſchwinder, ohne ſich umzuſehen. Zuletzt entzog die Dämmerung ihm ihren Anblick gänzlich, und ſtatt ihrer ſchimmerte ein Licht auf ſeinen Pfad, das ihn nach dem ihm von der Alten bezeichneten Schloſſe leitete. Er ging ungehindert durch einige Höfe, und ſtieg die Treppe hinauf. Sein Herz ſagte ihm, hier müße er nothwendig ſeine Geliebte finden, und wirklich ſtellte ſich ihm auch bey ſeinem Eintritt in einen großen Saal eine Perſon vor die Augen, die — wenigſtens das Geſchlecht mit ihr gemein hatte, und deren Anblick ihn wenn nicht in ein angenehmes, doch in ein unangenehmes Erſtaunen ſetzte. Dieſe Schöne ohne Schönheit konnte ſich für die ihr fehlenden Reize mit einem Vorzug tröſten, der ihr erlaubte, auf manchen Rieſen hoch herab zu ſehen, und ſich ſelbſt mit dem von dem kleinen David erlegten zu meſſen.

Da aber bekanntlich die Natur eben ſo oft in der Sparſamkeit, als in der Verſchwendung auszuſchweifen pflegt, ſo hatte ſie dem ungeheuren Knochengebäude das Fleiſch kaum nach Unzen zugewogen, und der Tod ſelbſt hätte, wenn er ſich verehlichen wollte, unmöglich eine für ihn paſſendere Hälfte finden können, als dieſe knöcherne Huldgöttinn. Die Augen der Dame, die weiland manchen armen Sterblichen getödtet haben mochten, waren, vermuthlich durch die Gerechtigkeit der Nemeſis, jetzt ſelbſt todt. Daß ihre Haut etwas weniger gelb hätte ſeyn ſollen, geſtand ſie ſelbſt dadurch ein, daß ſie weder rothe, noch weiſſe Farbe ſparte, um den Fehler wenigſtens im Geſicht zu bedecken. Uebrigens ſuchte ſie den Mangel der Jugend, den man nicht mit Unrecht ihrer Perſon vorwarf, durch ihren Anzug zu erſetzen, und ſo ſehr ſie ſelbſt aus der Mode war, ſo wenig waren es Schnitt und Farbe ihrer Kleidung. Endlich bewies der Ueberfluß an Edelſteinen aller Art, mit welchen ſie über und über ſich zu ſchmücken für gut fand, eben ſo

ſehr den Reichthum, als den Geſchmack der Beſitzerinn.

Viertes Kapitel.

Dieſe ſo eben geſchilderte liebenswürdige Unvermählte, eine leibliche Schweſter des wohlbekannten Zauberers, die von ihren Nachbarn, obgleich ganz in der Stille, gewöhnlich die alte Jungfer vom Schloſſe und von den Boshaftern gar die alte Hexe genannt wurde, both dem Prinzen bey ſeinem Eintritt ihre ſchöne Hand mit vieler Huld zum Küſſen dar. Ich wünſche Ihnen Glück, ſprach ſie, daß Sie endlich einmahl einſehen, was Ihrer würdig iſt, und durch Ihren Beſuch bey mir beweiſen, daß Sie die lächerliche Spröde, in die Sie ſich vergafften, ſich aus dem Sinne geſchlagen haben. Sie ſind ein Wunder unter den Prinzen, und ich bin ſogar die Königinn der Wunderdinge, und ſo ſehr auch mein Stand mich über Sie erhebt, ſo erlaube ich Ih=

nen doch, etwas, das weniger iſt, als Ehrfurcht, für mich zu empfinden.

Ihre Güte, Madam! antwortete der Prinz, iſt unendlich, aber meine Beſcheidenheit iſt wenigſtens eben ſo groß, und verbiethet mir gerade die Freyheit, die Sie mir geſtatten.

Undankbarer! rief die Zauberinn mit bebenden Lippen, Du ſuchſt Ausflüchte. Aber, zittere, wenn Du ſo unglücklich biſt, meinen Zorn zu reizen! Ich will, daß Du mich liebſt, und werde, wenn Du dich weigerſt, mir Gehorſam zu verſchaffen wiſſen.

Eine Dame von Ihren Jahren, erwiederte der Prinz, weiß beſſer, als ich, daß die Liebe ſich nicht befehlen läßt. Meine Urgroßmutter, eine ehrwürdige Frau, die viel Aehnlichkeit mit Ihnen hat, nur daß ſie etwas weniger lang, etwas weniger hager, und etwas weniger alt iſt, pflegt oft zu ſagen, Kupido, meine Kinder, iſt ein Kobold, den, wenn er nicht von ſelbſt kommt, kein Geiſterbeſchwörer hervorrufen, und wenn

er nicht von ſelbſt geht, keiner von hinnen bannen kann.

Fünftes Kapitel.

Die Fee, ſtatt dem Prinzen zu antworten, ließ ihn von lauter Ungeheuern umringen. Hier ſchreckte ihn das Brüllen eines Löwen, dort das Brummen eines Bären, jetzt das Heulen eines Wolfs, und jetzt das Ziſchen einer Schlange. Eine Hyäne ſperrte den Rachen gegen ihn auf; ein Lindwurm ſchlug mit dem Schwanze nach ihm; ein Drache ſpie ihm ſeine Flammen entgegen; ein Adler wies ihm ſeine Krallen; ein Centaur drohte ihn mit den Füßen zu zerſtampfen, und eine Sirene ihn in ihren Armen zu erdrücken.

Während er mit ſeinem Schäferſtabe ſich tapfer gegen dieſe Unholde wehrte, vergaß die Zauberinn nicht, ihm von Zeit zu Zeit ihr altes Lied, daß er ſich ſterblich in ſie verlieben möchte, zu wiederhohlen, und da er gar keine Miene machte, dieſer Aufforderung zu gehorchen, ließ ſie

ihn endlich im Hintergrunde des Saals ſeine geliebte Schäferinn erblicken, die im Begriff war, von einem Tieger zerriſſen zu werden. Welch ein Anblick für den treuſten und tapferſten Liebhaber, und welch eine Qual für ihn, als er, da er zur Rettung der um Hülfe Schreyenden hinzueilen wollte, ſich wie gelähmt fühlte! O ſey großmüthig, allzuſtrenge Fee! rief er zuletzt. Mich, mich gib dem Unthier Preis, aber verſchone die edelſte, verſchone die ſchönſte aller Sterblichen, verſchone mein zweytes Leben!

Im Ernſt, rief die Zauberinn, möchte der junge Herr gern von einem Tieger gefreſſen ſeyn? Aber dieſe Luſt laß Dir nur vergehen! Das Mädchen ſoll die Beute des Unthiers werden, und nicht Du. Ohnehin iſt zwiſchen Dir und ihm eine zu nahe Verwandtſchaft, als daß er Dich freſſen könnte.

Denn, o Verräther! innerlich,
Was biſt Du, als ein Tieger? ſprich!

Zugleich vernahm der Prinz die Stimme ſeiner Geliebten. Liebſt Du mich nicht mehr, rief

ſie, als daß Du mich von einem wilden Thiere zerreißen läſſeſt? Willſt Du mir bloß darum treu ſeyn, weil Deine Treue mich das Leben koſtet? Liebe, ich beſchwöre Dich, aus Liebe zu mir dieſe liebenswürdige Fee! Liebe ſie, wenn ich nicht Dich haſſen und ſterben ſoll!

Sechstes Kapitel.

Der arme Prinz wußte ſich weder zu rathen, noch zu helfen. Mit tauſend Leben war er bereit, ſeine Geliebte zu retten, aber nicht mit einem einzigen Kuß auf die blauen Lippen der Zauberinn. Zum Glück erinnerte er ſich noch zu rechter Zeit ſeiner großen Gönnerinn, der Fee Benigna. O, rief er, verſage mir Deinen Beyſtand nicht, hülfreiches Weſen! Die Stunde iſt gekommen, wo keine Macht, als die Deinige, mich retten kann.

Sein Rufen war nicht vergebens. Eine melodiſche Stimme antwortete ihm:

Bald iſt das Glück Dir wieder hold.
Such' emſig nur den Zweig von Gold.

Süße Worte für den Prinzen, aber deſto ſchrecklichere für die Zauberinn, die in ihnen das Daſeyn einer der ihrigen überlegenen Macht erkannte. Indeſſen benutzte ſie noch den günſtigen Augenblick zum Verderben des ſie verſchmähenden Prinzen. Thor! rief ſie ihm zu, der blind gegen das größte Glück iſt, weil ihm eine unwürdige Flamme im Buſen lodert, werde ein Heimchen, und verbrenne Dich ſelbſt an der nächſten beſten Gluth, die Du von Deiner dummen Natur zu ſuchen gezwungen wirſt!

Siebentes Kapitel.

Die Beſchwörung bewährte auf der Stelle ihre Kraft. Aber der Bezauberte behielt auch als Heimchen ſeinen Menſchenverſtand, und eilte aus dem Pallaſt, um nach dem Rath ſeiner Beſchützerinn den goldenen Zweig zu ſuchen. Wo dieſer eigentlich zu finden ſey, hatte die Fee ſei=

nem eigenen Scharfſinn zu errathen überlaſſen, und der Zufall war alſo ſein einziger Wegweiſer auf ſeiner Reiſe.

Zu ſeinem erſten Nachtlager wählte er einen hohlen Baum, in welchem ſich ſchon vor ihm, ebenfalls um darin zu übernachten, eine Grille eingefunden hatte.

Die Grille ließ keinen Laut von ſich vernehmen. Aber der Prinz, der ſich über das Schweigen eines Geſchöpfs, das ſonſt fremde Ohren nichts weniger als zu ſchonen pflegte, wunderte, redete ſie an.

Warum ſo ſtill, liebe Grille? ſprach er. Eine Sängerinn, wie Sie, ſollte ihre Kunſt keinen Augenblick ungenutzt laſſen.

In meiner Lage, antwortete die Grille, muß Einem das Singen wohl vergehen.

Iſts möglich? rief das Heimchen, eine Grille ſpricht ſo fertig wie ein Papagay, und ſo vernünftig, wie ein Menſch!

Eine ſonderbare Verwunderung! erwiederte die Grille. Wenn Sie, mein hochweiſes Heim=

chen! mir nicht zutrauten, daß ich antworten könne, warum redeten Sie mich denn an? Und was iſt unbegreiflicher, ein Heimchen, das fragt, oder eine Grille, die antwortet?

Daß ich reden kann, meine Hochverehrte! verſetzte das Heimchen, werden Sie ganz natürlich finden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nur der Geſtalt nach ein Heimchen, in der That aber ein Menſch, und zwar einer vom edelſten Schlage, nähmlich ein Prinz bin.

Und ich, antwortete die Grille, kann mich noch einer größern Ehre, und noch eines nähern Rechts an die Gabe zu ſprechen rühmen. Ich bin ein Frauenzimmer, und welchem Zauberer iſt es noch gelungen, einem Frauenzimmer, mochte er auch eine Bildſäule von Erz oder Marmor aus ihr machen, die Sprache zu rauben?

Es iſt doch ſonderbar, fuhr das Heimchen fort, daß zwey Weſen, deren Schickſal ſich ſo ähnlich iſt, wie das unſrige, in einem und eben demſelben Baume zuſammentreffen müßen, und ich erkenne in dieſem Ereigniß einen Wink, uns nie

wieder zu trennen, und wie Mann und Frau Leid und Freude mit einander zu theilen.

So lange wir, erwiederte die Grille, ſo lange wir bleiben, was wir in dieſem Augenblicke ſind, ich Grille, und Sie Heimchen, ſo lange können weder Menſchen, noch Grillen und Heimchen etwas dagegen haben, wenn wir zwar nicht als Mann und Frau, doch als Vetter und Baſe beyſammen leben. Kehren wir aber heute oder morgen zum Stande der Menſchheit zurück, ſo wiſſen Sie ſelbſt, welche Geſetze uns die Schicklichkeit vorſchreibt, und daß wir nahmentlich uns weder in hohlen Bäumen, noch in andern Höhlen beyſammen finden laſſen dürfen, wenn wir nicht nach Jahrtauſenden den poetiſchen und proſaiſchen Läſterzungen eben ſo vielen Stoff zu üblen Nachreden geben wollen, als weiland der fromme Held von Troja und die ſchöne Königinn von Carthago.

Sie ſind, verſetzte das Heimchen, eine eben ſo ſittſame, als gelehrte Grille, und ich werde Ihnen weder in meiner jetzigen Geſtalt, noch

in meiner vorigen, die ich hoffentlich nicht auf ewig verloren habe, Urſache geben, ſich über mich zu beklagen.

Gut, ſprach die Grille, unter dieſer Bedingung erlaube ich Ihnen, vor der Hand in meiner Geſellſchaft zu bleiben, und nun laſſen Sie mich wiſſen, wohin Ihre Reiſe geht, und was Sie ſonſt für Plane haben.

Ich erhielt, erwiederte das Heimchen, aus der Luft von einer unbekannten Stimme den Rath, den goldenen Zweig zu ſuchen, und wenn ich gleich nicht weiß, ob dieſer ſich auf der Erde, oder im Mond befindet, ſo hoffe ich doch, der Zufall wird mich über kurz oder lang auf ſeine Spur führen.

Achtes Kapitel.

Während dieſer Unterredung fanden ſich neue Ankömmlinge in dem hohlen Baum ein, nähmlich ein Paar wandernde Mäuſe. Die Grille und

das Heimchen zogen ſich in einen Winkel zurück, und hörten folgendes Geſpräch.

Dem Himmel ſey Dank, fing die eine Maus an, daß wir dieſe Freyſtätte gefunden haben, um uns ein wenig zu erhohlen! Ich bin völlig lahm von dem ungewohnten Laufen, und ohne Zweifel iſt die ausgeſtandene Beſchwerlichkeit Ihrer Hoheit auch nicht beſſer bekommen.

Wenn ich nur bloß müde wäre, antwortete die Andere, ſo wollte ich nicht klagen. Aber ſieh einmahl her, was ich, um mich von dem Martertiſche des vermaledeyten Zauberers zu befreyen, zurücklaſſen mußte.

Der Verluſt, erwiederte die Erſte, mag Ihrer Hoheit ſehr ſchmerzlich fallen, und in der That iſt es für eine Maus nichts weniger als unbedeutend, die Zierde einzubüßen, ohne welche ſie mit Ehren ſich nicht wohl zeigen kann. Aber welches Opfer iſt zu groß, um ſich aus der verzweifelten Lage zu retten, in welcher wir eine halbe Ewigkeit lang ſchmachteten?

Uns bleibt, ſprach die Zweyte, die ſich Ihre Hoheit nennen ließ, jetzt weiter keine Sorge, als uns vor den Katzen in Acht zu nehmen, und den goldenen Zweig zu ſuchen. Aber biſt Du auch Deiner Sache gewiß? Weißt Du wirklich, auf welchem Wege wir ihn finden?

Ihre Hoheit, erwiederte die Erſte, dürfen mir die Augen verbinden, und ich werde doch nicht irre gehen. Uebrigens wenn wir auch ein Jahr lang vergebens ſuchen müßten, ſo würde doch der goldene Zweig unſere Mühe aufs reichlichſte belohnen. In der That, ein Kleinod, wie ihn, hatte zuverläßig noch kein Zaubergarten aufzuweiſen, und es gibt kein Wunder, das er nicht zu Stande bringt. Die alten Weiber befreyt er von ihren Runzeln, und man müßte die Häßlichkeit ſelbſt ſeyn, wenn man nicht von ihm zu einer Venus umgeſchaffen würde. Wer ihn findet, braucht den Stein der Weiſen nicht mehr zu ſuchen, und kann noch obendrein dazu lachen, wenn er blind, taub, oder lahm iſt. Kurz, dieſer Zweig iſt ein Mittel gegen alle Uebel, Fehler

und Gebrechen, und was uns beyden ihn beſonders wichtig machen muß, er vernichtet alle und jede Zauberey. Daß wir alſo ja noch vor Anbruch des Tags unſere Reiſe fortſetzen!

Neuntes Kapitel.

Meine gnädigen Mäuſe, oder welchen Titel ich Ihnen ſonſt beyzulegen habe, unterbrach das Heimchen jetzt, indem es herbeyhüpfte, die Sprechenden, ich höre mit eben ſo viel Vergnügen, als Erſtaunen, daß Sie den berühmten goldenen Zweig ſuchen. Auch mir iſt eine Wallfahrt zu ihm gebothen, und meine Dankbarkeit würde keine Gränzen haben, wenn Sie mir und meiner Kouſine, der Grille hier, erlauben wollten, Ihnen Geſellſchaft zu leiſten.

Sie erzeigen uns, antworteten die beyden Mäuſe mit einem ſehr angenehmen und verbindlichen Weſen, Sie erzeigen uns, ob wir gleich unendlich mehr ſind, als wir ſcheinen, doch ungemein viel Ehre. Das Heimchen und die Grille

erwiederten die Höflichkeit, wie es ſich gebührte, und am folgenden Morgen traten die vier Pilger ihre Reiſe noch früher an, als die Sonne ſich der harrenden Erde zeigte.

Zehntes Kapitel.

Ohne irgend ein Abenteuer von Bedeutung erreichten die Wandernden den Garten, der mit dem goldenen Zweige prangte. Wer in dieſem Garten wohlriechende Blumen oder wohlſchmeckende Früchte ſuchte, fand ſich in ſeiner Erwartung gänzlich betrogen, weil Roſen von Rubin, Veilchen von Sapphir und Narciſſen von Brillanten ſo wenig einen Geruch, als Aepfel von Smaragd, Birnen von Amethyſt und Pfirſchen von Topas einen Geſchmack haben. Aber wer vergißt nicht bey dem Anblick eines Reichthums, für welchen die ganze Welt feil wäre, daß er eine Naſe, einen Gaumen und einen Magen hat? Den Früchten und Blumen des Gartens entſprach die übrige Pracht deſſelben vollkommen, und er-

ſtreckte ſich bis auf die Wege in den Alleen, welcher die Fremden ſich nie zu bedienen getrauten, weil ſie ſtatt des Sandes auf lauter kleine Perlen treten mußten. In der Mitte ragte der mit Kirſchen von Rubinen beladene goldene Zweig gleich einer Ceder über alle andere Gewächſe hoch empor. Kaum ſahen ihn die vier Bezauberten, als ſie ſich in ſeinen Schatten begaben, und in dem nähmlichen Augenblicke hatte ihre Bezauberung ein Ende. Die beyden Mäuschen verſchwanden als wunderſchöne Prinzeſſinnen, und ſtatt ihrer erſchienen die Fee Benigna und ihr geliebter Traſimen, um den Prinzen Torticoli und die Prinzeſſinn Trognion zu empfangen. Willkommen! rief die Fee den beyden Liebenden zu. Ich wünſche Euch Glück! Eure Prüfungen haben ein Ende. Kennen Sie, fuhr ſie fort, indem ſie ſich gegen die Prinzeſſinn wandte, kennen Sie dieſen Schäfer? Er iſt der Prinz, welchen Ihr Vater Ihnen zum Gemahl beſtimmte, und Sie dürfen alſo auch ſeines Stands wegen nicht erröthen, ihn glücklich zu machen. Ich habe, ſeitdem Sie

den Thurm des Königs Finſter bewohnten, nie aufgehört, Theil an Ihrem Schickſale zu nehmen. Erinnern Sie ſich der Matrone und ihres Muffs mit einer gelben und einer weiſſen Seite, und des Mütterchens, das Sie auf die Bitte des Prinzen in ihre Hütte aufnahm? Ich ſtellte beyde Perſonen vor, und die Alte mit dem Kragen und der Sammtkappe, die den Prinzen nach dem Zauberſchloſſe leitete, war ebenfalls Niemand, als ich. Ihre Verwandlung und die übrigen widrigen Schickſale, die Sie erfuhren, waren Prüfungen, die zu Ihrem Beſten abzweckten, und die ich alſo um ſo weniger verhindern durfte, je mehr ich Ihre Freundinn war.

Die Fee ſchwieg, und wenn gleich die Prinzeſſinn ſich nur ihr und nicht dem Prinzen in die Arme warf, ſo ließ dieſen doch ein Blick von ihr hoffen, daß die Reihe auch an ihn kommen würde. Bald feyerten auch wirklich die beyden Liebenden das Feſt ihrer ewigen Vereinigung, und nicht minder glücklich als Grille und Heimchen waren die bekannten Katzen und Mäuſe des Zau-

verſchloſſes, aus welchen, nachdem ſie durch die Kraft des goldenen Zweigs ihre vorige Geſtalt wieder erlangt hatten, zwölf Ehepaare wurden, die allen übrigen weit umher zu Muſtern der Zärtlichkeit und der Eintracht dienten.

1 8 1 3.

Erſte Abtheilung.

I.

Der Bücherurtheilſudler.

Hic niger est! Schwärzer als ſchwarz iſt der nichtswürdige Bücher-Anzeiger, den ich der Welt zur Schau ausſtellen will. Wie ſieben Städte um den Homer, können ſich ſieben Mahl ſieben Todſünden und eben ſo viel Untugenden und Gebrechen, können ſich Bosheit, Schmäh- und Verleumdungsſucht, Lügenhaftigkeit, Unverſchämtheit, Unverſtand, Unwiſſenheit, Albernheit und Grobheit um ihn ſtreiten. Er, der verächtlichſte aller Papierſchänder, der keinen erträglichen Redeſatz zu ſchreiben gelernt hat, und nicht mehr Deutſch verſteht, als — der oben belobte Recenſent der Chorherr Bremiſchen Schrift im Morgenblatte, dieſer ſcham- und nah-

menloſe Taugenichts hat die Frechheit, über Wiſſen und Glauben, über das Schöne, Wahre und Gute Gericht halten zu wollen, oder vielmehr, er ſpielt, die Larve vor dem Judas-Geſicht, mit kecker Ehrloſigkeit die Rolle des ſchriftſtelleriſchen Meuchelmörders. Und was iſt der Erfolg, wenn man einmahl in der Aufwallung des gerechteſten Unwillens Vernunft, Wahrheit und Sittlichkeit an ihrem hirnloſen Gegenfüßler zu rächen verſucht? Da das Unwiderlegliche ſich nicht widerlegen, und das Unläugbare ſich nicht läugnen läßt: ſo nimmt der Verworfene ſeine Zuflucht zu Schmähungen, und beantwortet die Gründe des Gegners auf eine Art, wie jeder Bootsknecht und jedes Fiſchweib ſie beantworten könnte.

Wer ſteht übrigens ſo tief, um von einem ſolchen Elenden ſich beleidigt zu finden? Die Verächtlichkeit hat ein natürliches Vorrecht, alle geachteten Menſchen zu ſchmähen, und um fremde Ehre verletzen zu können, muß man vor allen Dingen eigene beſitzen.

II.

Der Juden-Chriſt.

Die Anhänglichkeit des merkwürdigen iſraelitiſchen Volks an den Glauben ſeiner Väter iſt ein ihm eigenthümlicher Zug, der ihm gewiß nicht zur Unehre gereicht, und von welchem ſelbſt aufgeklärte Chriſten nicht anders als mit Achtung ſprechen. Der weiſe und rechtſchaffene Moſes Mendelsſohn ließ ſich bekanntlich ſelbſt nicht durch des ſchwärmenden, ſtarkgläubigen und ſchwachſinnigen Lavaters Feuertaufe zur Waſſertaufe bewegen, und Lichtenberg in ſeiner bekannten Satyre: „Timorus, das iſt Vertheidigung

zweyer Iſraeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterſchen Beweisgründe und der Göttingſchen Mettwürſte bewogen, den wahren Glauben angenommen haben" iſt ebenfalls Nichtsweniger, als ein Lobredner der jüdiſchen Glaubens-Aenderung. Mit Einem Worte. Ich will die Ausnahmen nicht ſchlechterdings läugnen. Aber es iſt doch auffallend, daß nicht etwa bloß der Pöbel, ſondern ſelbſt das gebildete Publikum den Ueberläufern vom Judenthum zum Chriſtenthum ſeine Achtung ſchlechterdings verſagt. Wo iſt der getaufte Jude, den man, er ſitze in einem Kramladen, oder auf einem Katheder, nicht mit Mißtrauen und Geringſchätzung behandelt, und begegnet man auf der andern Seite nicht jedem Juden, der ſich durch Sitten und Kenntniße von dem großen Haufen ſeiner Glaubensgenoſſen unterſcheidet, mit doppelter Auszeichnung? Kein Wunder! Mettwürſte und Silberlinge, oder ſonſt eine am Taufſtein zu erhaſchende Beute, dieſe ſind die wahren Judenbekehrer, und man

begeht gewiß keine Ungerechtigkeit, wenn man als Regel feſtſetzt, aus einem unjüdiſchen Juden werde Nichts Anderes, als ein unchriſtlicher Chriſt.

III.

Der Tropf auf Reiſen.

Erſte Darſtellung.

Dieſer gemeine Landſtreicher, der ſtatt als Handwerker zu reiſen, das Reiſen zu ſeinem Handwerke macht, las einſt, daß Gulliver von den winzigen Einwohnern in Lilliput als ein Rieſe angeſtaunt wurde, und plötzlich griff er zum Wanderſtabe, und durchſtreifte den halben Erdboden, um ein Lilliput voll Geisteszwerge zu finden, bey welchen ſeine Winzigkeit die Rolle eines ungeheuren Rieſen ſpielen könnte. Allein ſo viele Zwerge er auch zu ſehen bekam, ſo blieb doch immer er der kleinſte, und aus dem jämmerlichen Reiſenden, auf welchen ſeine Landsleute die Ueberſchrift des Wernike:

„Der Geck war außer Lands des Vaterlandes Schande,
Und fremder Völker Schmach in ſeinem Vaterlande.“

mit vollem Recht anwendeten, wurde hinter dem väterlichen Ofen ein noch jämmerlicher Reiſebeſchreiber, der alle Seichtheit, Dreiſtigkeit, Anmaßung, Klatſchhaftigkeit und Schmähſucht gereiſter Taugenichtſe, und die gewöhnlich durch ein Paar Katzenaugen und einen ſprechenden Katzenblick ſich ankündigende hämiſche Falſchheit und Heimtücke einer Zwergen=Natur in ſich vereinigt.

Uebrigens könnte man aus der Unzahl ſeiner von der eckeln Leſewelt verſchmähten Reiſeklatſchbücher einen Straßendamm von Schwaben bis nach Sibirien, oder Staffeln von der Erde in die Hölle für ihren Verfaſſer bauen.

IV.

Närriſches Selbſtgeſpräch eines närriſchen Luſtſpielſchreibers.

Warum ein Schauſpieldichter leichter ein Narr wird, als andere ehrliche Leute, hat ſchon Jean Paul in Katzenbergers Badereiſe gezeigt, und ich brauche es alſo nicht wieder zu zeigen. Aber warum bringen die wenigen Schauſpieldichter, die ihren Verſtand behalten, nicht die vielen, die ihn nicht zu bewahren verſtehen, ſelbſt auf die Bühne? Wenn es überhaupt keinen reichhaltigern Stoff für das Lächerliche gibt, als die Eitelkeit, ſo iſt die Eitelkeit der Schauſpieldichter gewiß der allerreichhaltigſte.

Ob der Held, der in dem folgenden kleinen Selbſtgeſpräch ſeine Empfindungen bey dem größten Unglück, das einem Dichter begegnen kann, bey dem kläglichen Falle ſeines Stücks, ausdruckt, belacht, oder bejammert zu werden verdient, mag das Herz des geneigten Leſers entſcheiden.

O ich elender, vortrefflicher Dichter! Hat mir die Natur nur darum dieſe zarten Ohren verliehen, um mit ihnen aus allen Ecken und Enden des Schauſpielhauſes, und ſelbſt von dem mit Teufeln beſetzten Paradies herab, Dich, o göttliche Muſe! die Du mir Opern und Operetten, Luſt- und Unluſtſpiele gebierſt, von kunſtrichtenden Neidſchlangen auszischen zu hören? Entſetzliche, eines Catilina würdige Verſchwörung nicht gegen Rom, ſondern gegen Ruhm, nicht gegen einen regelloſen Freyſtaat, ſondern gegen ein regelmäßiges Luſtſpiel, ach! gegen meinen Ruhm, und gegen mein Luſtſpiel! Und wer ſind die Verſchworenen? Wird es die Nachwelt glauben? Alle ſind es, die Augen haben, zu ſehen, und Ohren, zu hören. Was ſind Ränke, wenn

dieſe keine ſind, die ein Stück, wie das meinige, zu Falle brachten? Abſcheulich! rufen die Ordensbänder, und erbärmlich! die Schurzfelle, und Keiner will Geſchmack haben, und göttlich, göttlich! rufen. Ich wollte ſchwören, die Verſchworenen haben ſich ihre Hände mit Stricken zuſammenbinden laſſen, um nicht ergriffen von der Gewalt der Kunſt, wider ihren Willen zu klatſchen. Die Schauſpieler ſind beſtochen, um noch erbärmlicher als erbärmlich zu ſpielen, und rühren keinen Fuß, keine Hand, und keinen Finger nach den Geſetzen der Kunſt. Der verwünſchte Einſager fliſtert meine ſinnreichſten Gedanken als baren Unſinn aus ſeinem Loch herauf, und wenn verrichtete der Lampenputzer ſein Amt ſo ohne allen Verſtand, als heute? Mit Einem Wort. Mein Witz iſt vogelfrey, und ich bin ein beklagenswürdiges Schlachtopfer des Neids und der Bosheit. Und gegen ſolche Frevel, o Vaterland! haſt Du keine Strafe, und nicht einmahl Geſetze? O daß ich alle Zungen und alle Hände des verſtockten Publikums hätte, um mir ſelbſt

in ſeine Seele hinein Gerechtigkeit zu erzeigen! Gebt nicht nur dem Kaiſer, was des Kaiſers, gebt auch dem Dichter, was des Dichters iſt, nähmlich Beyfall! Nehmt Ihr ihm dieſen, ſo nehmt Ihr dem Fiſch das Waſſer, und wovon ſoll das arme Geſchöpf dann leben? Aber ob man gleich mich ermordet, wenn man mich nicht lobt, läßt doch die Gerechtigkeit nicht einen einzigen Schurken aufknüpfen, der mich noch obendrein auszischt. Wenn Goethe, und Leſſing, und Schiller Sterne ſind, was bin ich Anders, als eine Sonne, und was ſeyd Ihr Anders, als Maulwürfe, wenn Ihr, ſtatt die Sonne anzubethen, nur nach den Sternen blinzelt? O Ihr Verräther, die Ihr das Luſtſpiel des Dichters in ein Trauerſpiel für ihn verwandelt, warum kann ich Euch nicht ſammt und ſonders im fünften Aufzug eines wahren Trauerſpiels an Rattengift ſterben, oder in einer Oper Euch von feuerſpeyenden Drachen verſchlingen, oder gar, gleich dem Doctor Fauſt, vom Teufel hohlen laſſen! Doch Gottlob, daß ich es nicht kann! Weder das Gift des Trauerſpiels,

noch das Gift des Apothekers, weder der Dolch des Meuchelmörders, noch der Dolch der Melpomene, weder ächtes, noch unächtes Höllenfeuer ſind würdig, einer Rache, wie der meinigen, zu dienen. Ich verſage Euch die Wohlthat des Todes. Ihr ſollt leben, um das Schrecklichſte zu erleben. Kotzebue und Iffland mögen Euch, wie bisher, rühren und beluſtigen. Aber ich, ein doppelter Iffland, und ein vierfacher Kotzebue, ich, hört es und verzweifelt! ich will in meinem Leben weder Oper, noch Trauerſpiel, ich will weder Hymne, noch Ode, noch Lied, ich will weder Erzählung, noch Fabel, ich will weder Proſa noch Verſe, kurz, ich will gar Nichts mehr ſchreiben, und nicht einmahl reden will ich ein Wort mehr mit der Welt, ſondern bloß Selbſtgeſpräche halten und drucken laſſen.

V.

Was iſt eine perſönliche Satyre?

Unter die Lächerlichkeiten der Lächerlichen gehört auch dieſe, daß ſie den Leuten, die von ihnen zum Lachen gezwungen werden, das Lachen verbiethen wollen, und nicht genug, daß wenn Titius ein Narr iſt, er es nicht dulden will, daß ich ſage: Titius iſt ein Narr, ich ſoll auch, bloß weil auch er ein Narr iſt, nicht ſagen dürfen: Jemand iſt ein Narr. Oder mit andern Worten. Man ſoll nicht über Thoren ſpotten, bloß weil es Thoren gibt.

Aber leider findet man auch außer den Thoren noch Leute, die jede perſönliche Satyre ver-

dammen, und zugleich jede Satyre eine perſön-liche nennen.

Ich laſſe hier den Streit, ob ſelbſt die perſönliche, oder diejenige Satyre, die den Nahmen der Perſon, gegen welche ſie gerichtet iſt, nennt, unbedingt zu verwerfen ſey, unentſchieden. Aber ich behaupte, jede andere Satyre muß zuläßig ſeyn, wenn man nicht die Satyre überhaupt aus der Welt verbannen will. Schildert z. B. ein Schriftſteller einen ſchamloſen, unwiſſenden, albernen, ſchmähſüchtigen und verleumderiſchen Bücher-Anzeiger, oder einen pöbelhaften Schmähſchriftenſudler, oder einen hirnloſen und aufgeblaſenen Landſtreicher und Geſchichtsſchreiber ſeines Landſtreichens, oder einen eingebildeten Reimer aus dem nicht auszurottenden Stamme des Bavius, oder Mävius, kurz, irgend einen Thoren oder Taugenichts der bürgerlichen, oder der gelehrten Welt, wer iſt ein ſolcher Fremdling in der einen, oder der andern dieſer beyden Welten, daß er nicht irgend ein paſſendes Urbild zu der Schilderung kennt, und

ſich alſo für berechtigt halten kann, die allgemeinſte Satyre der Perſönlichkeit zu beſchuldigen? Iſt es aber nicht die unerhörteſte aller Anmaßungen, aus dem Innern eines andern Menſchen herauszuplaudern, als ob es das eigene wäre? Wahrlich, wer ſich erlaubt, von einem Schriftſteller zu behaupten, er habe Dieſen oder Jenen, den er nicht nannte, mit ſeiner Satyre gemeint, dem kommt es auch nicht darauf an, einen Stummen zu beſchuldigen, er würde Gott läſtern, wenn er — reden könnte. Dürft Ihr, kann der beleidigte Schriftſteller dieſe Leute fragen, dürft Ihr Eure Dichtungen für Thatſachen, und Eure Träume für Begebenheiten ins Publikum bringen, und iſt es nicht ein Frevel, Euren Nächſten einer Abſicht zu beſchuldigen, für die es ſchlechterdings keinen andern Beweis gibt, als — ſein Geſtändniß? Ich ſchrieb eine allgemeine Satyre, aber Ihr macht ſie durch Eure Deutung zu einer perſönlichen. Ich ſtelle einen Mann von Stroh an den Pranger; aber Ihr heftet ihm einen Zettel mit dem Nahmen Eures Nachbars auf

die Bruſt. Ich ſage nur: Jemand iſt ein Narr; aber Ihr ſagt: Dieſer Jemand heißt Titius, und Euch muß alſo dieſer Titius, den Ihr ſo großmüthig in Schutz nehmt, verklagen. Man berufe ſich nicht auf die zu große Aehnlichkeit dieſer oder jener Schilderung mit dieſem oder jenem Einzelnen. Die Thoren gehören alle zu Einem Geſchlecht. Iſt es alſo ein Wunder, wenn ſie einander gleich ſehen, und kann nicht überhaupt ſelbſt der höchſte Grad der Aehnlichkeit ein Werk des Zufalls ſeyn? Man erinnere ſich nur an die Urbilder der Mahler, in welchen man häufig wirkliche Menſchen erkennt, die der Künſtler nie mit Augen geſehen hat.

Nicht ſelten treibt man die Ungerechtigkeit ſo weit, daß man die Unterdrückung einer Satyre aus dem Grunde verlangt, weil man ſie auf irgend eine Perſon beziehen könnte, mit welcher der Verfaſſer nicht in dem beſten Vernehmen lebt. Niemand z. B. hat etwas dagegen, wenn irgend ein Schriftſteller behauptet, wer eine Schmähſchrift ins Publikum bringe, verdiene den Nah=

men eines nichtswürdigen und verächtlichen Buben. Aber Hinz oder Kunz, Veit oder Michel, Schmul oder Nullus läßt wirklich eine Schmähſchrift gegen den guten Mann drucken, und von nun an darf er dieſes Wort in keiner ſeiner Schriften mehr nennen, weil der Gebrauch desſelben — eine perſönliche Deutung zuläßt. Der eine oder der andere dieſer Schmähſchriftenſudler iſt zugleich ein erbärmlicher und boshafter Kunſtrichter, ein unwiſſender, ungeſchickter und verachteter Lehrer; ein Schuldenmacher, ein Landſtreicher, und der von ihm beleidigte ſatyriſche Schriftſteller darf aus dem nähmlichen Grunde weder erbärmliche und boshafte Kunſtrichter, noch ungeſchickte und verachtete Lehrer, noch Schuldenmacher, noch Landſtreicher züchtigen. Empfangene Beleidigungen alſo ſollen einem Schriftſteller die Pflicht auferlegen, Gedanken zu unterdrücken, die jeder Nichtbeleidigte frey zu äußern das Recht hat, und in dem Verluſt eben dieſes Rechts beſteht die Genugthuung, die ihm das Publikum für die empfangenen Beleidi-

gungen zuerkennt? Welche ungeheure Widerſinnigkeit! Und kann nicht auf dieſe Weiſe jeder Taugenichts, wenn er nur zu ſchmähen nicht müde wird, und zugleich ein lebendiges Sündenregiſter iſt, einem ehrlichen Manne die Feder für immer aus der Hand winden? Warum verbiethet man nicht lieber auch zugleich das Sittenrichten, und ſelbſt das Predigen, da Nichts leichter iſt, als in jeder Sittenlehre und in jeder Predigt perſönliche Beziehungen und eigentliche Satyren zu entdecken?

Bey einem ſo ungünſtigen Schickſale der Satyre darf man ſich nicht wundern, wenn der Muth, ſie zu ſchreiben beynahe noch ſeltener iſt, als die Gabe dazu. Nicht genug, dem Zorn der Narren, der lächerlich und furchtbar zugleich, nur das Letzte in einem noch höhern Grade iſt, ſich Preis gegeben zu ſehen, hat man auch noch gegen die Unbilligkeit der Leute zu kämpfen, von welchen man Dank zu fordern berechtiget iſt. In vollem Ernſt. Es hat weniger auf ſich, wenn man ſelbſt ein Narr iſt, als wenn man eines

Narren ſpottet, und ſtatt der Laſter und Thor=
heiten erklärt man die ehrlichen Leute für vogel=
frey, die ihnen zum Heil der Menſchheit den
Krieg ankündigen.

VI.

Der Tropf auf Reiſen und ſeine Spießgeſellen.

Zweyte Darſtellung.

Ernſt.

Unbeſonnener Freund! Du haſt ein Bild nach dem Leben entworfen, in welchem der berüchtigte Nullus das ſeinige erkennt, und nun zittere vor ſeiner Rache!

Philo.

Zittern ſoll ich vor dem Nullus? Du willſt ſagen, ich ſoll über ihn lachen. Oder wenn Du im Ernſt verlangſt, daß ich zittere, ſo lache ich wo möglich noch mehr über Dich, als über ihn.

Ernſt.

Das Lachen iſt oft das Schlimmſte, was man thun kann, und ich fürchte, der Leichtſinn, mit welchem Du Deine Feinde verachteſt, wird Dich noch theuer zu ſtehen kommen.

Philo.

Wer ſind denn meine Feinde, wenn ich bitten darf? Sind es die Ritter der Tafelrunde, unbezwinglichen Andenkens? Iſt ein Achill, ein Hector, ein Alexander, ein Cäſar, oder gar ein Herkules in eigener Halbgötter-Perſon unter ihnen?

Ernſt.

Einer Heldennatur darf ſich freylich keiner dieſer gleich dem Brudermörder Cain unſtäten und flüchtigen Landſtreicher, dieſer armſeligen Vorleſer ohne Zuhörer, dieſer ſeelenſchwindſüchtigen Dichterlinge, dieſer verleumderiſchen und hirnloſen Bücherurtheilſudler, und dieſer ausgehungerten Wochenblättler rühmen. Aber Helden, oder nicht. Es ſind einmahl Deine Feinde, und man muß keinen Feind verachten.

P h i l o.

Um Verzeihung, mein Freund! Man muß Jeden verachten, der verächtlich iſt, und kennſt Du verächtlichere Menſchen, als den Schmul, den Nullus, den Aloyſius, und noch ein Paar andere dieſes Gelichters?

E r n ſ t.

Die verächtlichſten Menſchen ſind nur zu oft auch die gefährlichſten.

P h i l o.

Aber der Unſinn, guter Ernſt! iſt doch nicht mächtiger, als die geſunde Vernunft? Ich bitte Dich, wer als ein Tropf kann vor einem Tropf zittern, und braucht man ein Löwe zu ſeyn, um den Grimm einer Katze lächerlich zu finden? Ich bin keine Eiche, mein Freund! Aber der Wind aus einem ſo jämmerlichen Blaſebalg, als dieſer Nullus iſt, wird mich wahrlich nicht aus meiner Wurzel reißen.

E r n ſ t.

Du haſt ſchon einmahl erfahren, wozu dieſe Menſchen fähig ſind.

Philo.

Du haſt Recht. Ich habe erfahren, daß ſie fähig ſind, Schmähſchriften zu ſudeln, auf Gründe mit Schimpfwörtern zu antworten, und gegen einen Guß von Lauge auf ihr ſündiges Haupt ſich mit einer Hand voll Koth zu wehren. Aber Du, mein Freund! wirſt doch ihre Pöbelhaftigkeiten und Nichtswürdigkeiten, durch welche ſie ſich ſelbſt mit Schande bedecken, nicht für Siege halten, die ſie über mich davon tragen? Oder wäre die Ehre noch ein Gut, wenn es in der Gewalt der Ehrloſigkeit ſtände, ſie ihrem Beſitzer zu rauben?

Ernſt.

O was das Betragen dieſer Hoheprieſter der Göttinn, die man die Pöbelhafte nennt, gegen Dich, mein Freund! betrifft: ſo kann es unmöglich Jemand mehr verabſcheuen, als ich. Aber wenn ihnen die allgemeine Verachtung gewiß iſt, warum ſollteſt Du ſie dieſer nicht ſtillſchweigend überlaſſen?

Philo.

Wo habe ich denn noch ein Wort gegen ſie verloren? Was kann ich dafür, daß dieſer Nullus, der bey ſeinem Verfahren gegen mich Pflichten, von welchen die Rohheit ſelbſt ſich nicht entbindet, mit Füßen trat, und meine Gefälligkeit und mein Wohlwollen durch den höchſten Grad der Ungeſchliffenheit und der Niederträchtigkeit, und durch eine Bosheit vergalt, die man kaum dem ſchwärzeſten aller Höllengeiſter zutrauen ſollte, was, ſage ich, kann ich dafür, daß dieſer Menſch, ſo oft ich von Falſchheit, Unverſchämtheit, Unwiſſenheit, Unverſtand und Bauernſtolz und von der Katzennatur ſpreche, ſich einbildet, ich meine ſeine Falſchheit, ſeine Unverſchämtheit, ſeine Unwiſſenheit, ſeinen Unverſtand, ſeinen Bauernſtolz, und ſeine Katzennatur? Iſt es meine Schuld, oder die Folge ſeines böſen Gewiſſens, daß er das glühende Eiſen in meiner Hand für ein Schandzeichen hält, das ich ihm wohlverdientermaßen auf die ſchamloſe Stirn brennen will?

Ernſt.

Der Menſch iſt freylich ein ungeheurer Thor, daß er Satyren, die eben ſo gut auf Dieſen und Jenen, oder auf ein bloßes Geſchöpf der Einbildung, als auf ihn gemacht seyn können, ſich mit einer Begierde zueignet, mit welcher kaum ein Bettler, oder er ſelbſt, nach ausgeworfenem Golde haſchen könnte. Indeſſen, wie ich Dir ſage, er findet ſich abermahl durch eines Deiner Strafgedichte getroffen.

Philo.

Wirklich? Aber wie heißt denn der goldene Spiegel, der ihm, wie einem Baſilisk, durch den Anblick ſeiner eigenen Geſtalt den Garaus zu machen droht?

Ernſt.

Deine Schilderung eines Landſtreichers iſt es, die Du unter dem Titel: Der Tropf auf Reiſen, bekannt machteſt, von welcher er glaubt, ſie hätte gar nicht entſtehen können, wenn die Welt mit keinem Nullus geſegnet wäre.

Philo.

Ich freue mich, daß meine Briefe auch ohne Aufſchrift nicht fehl gehen. Aber woher weißt Du denn, mein Freund! daß Nullus mir und ſich die Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſich zum Urbild der von meinem Pinſel geſchaffenen Schilderung eines wandernden Taugenichts aufzuwerfen? Er hat doch wohl nicht auf dem Markt ausgerufen: Der Landſtreicher, Ihr Leute! den Philo zur Schau ausſtellte, bin ich?

Ernſt.

Allerdings macht er jedem andern gereisten Tropf ſeinen Antheil an der Satyre ſtreitig, und ſchwört in ſeiner Wuth ihrem Urheber die entſetzlichſte Rache.

Philo.

Ich zittere — noch immer nicht. Aber weißt Du nicht, mein Freund! worin die entſetzliche Rache des armen ohnmächtigen Landſtreichers denn eigentlich beſtehen ſoll?

Ernſt.

Ich weiß es freylich. Aber ich fürchte, Du

fürchteſt Dich noch weniger, wenn ich Dir ſage, was Du von ihm zu fürchten haſt. Er will Dich nicht mit der Herkules-Keule, ſondern mit dem Bengel eines Packknechts todtſchlagen, oder ohne Bilderſprache, Grobheiten ſind es, wie er öffentlich ſagt, mit welchen er gegen Dich ins Feld zu rücken gedenkt.

P h i l o.

Vortrefflich! Wenn an dem Menſchen auch ſonſt keine gute Eigenſchaft zu rühmen iſt, ſo kann man ihm doch nicht abſprechen, daß er weiß, worin er allein ſeinen Mann zu ſtellen vermag, und nicht erſt auf den Zuruf eines Apelles zu warten braucht, um die goldene Regel: Ne sutor ultra crepidam! zu befolgen. Aber was meinſt Du, mein guter Ernſt! was wird das Publikum, oder doch gewiß der beſſere Theil deſſelben, zu dieſen Nullus-Grobheiten und Nullus-Nullitäten ſagen?

E r n ſ t.

Ohne Zweifel nicht viel, worauf der Urheber ſtolz zu ſeyn Urſache hätte. Ich habe wenigſtens

noch nie geſehen, daß es einem Kothſchleuderer die Stirn mit einem Eichenkranz umwand.

Philo.

Die frühern Grobheiten des Elenden gegen mich waren eine Saat, von welcher der Ausſtreuer Nichts als Schmach und Verachtung erntete, und wir kennen alſo die Frucht bereits, die er ſich von den ſpätern zu verſprechen hat. Aber Du, mein Freund! triebſt doch wohl Deinen Scherz mit mir, als Du mich vor der Rache eines Menſchen zittern hießeſt, der nichtswürdig genug iſt, das offene Bekenntniß abzulegen, er habe keine andere Waffen, als Grobheiten, und halte es für rühmlich, mit dieſen Waffen zu ſtreiten?

Ernſt.

Ich läugne es nicht, guter Philo! daß es mir mit dem Zittern um ſo weniger Ernſt war, da ich weiß, daß ganz andere Leute, als dieſer Nullus, und ganz andere, als Fiſchweiber- und Bootsknechts-Waffen den Muth eines Mannes nicht zu beugen vermögen, der nie in die Schranken tritt, als um die Tugend an dem Laſter, die

Vernunft an der Unvernunft, und das Rechte, Wahre, Gute und Schöne an dem Aberwitz und Wahnſinn, und an Parteywuth, Bosheit, Unwiſſenheit, und an der Dummheit zu rächen.

P h i l o.

Laß Dich umarmen, redlichſter der Freunde, für die Gerechtigkeit, die Du nicht mir, ſondern Allem, was der Menſchheit von jeher heilig war, und ewig heilig ſeyn wird, widerfahren läſſeſt! In dem rühmlichen Kampfe für dieſes Heilige kann man nur Ehre gewinnen, und nicht Ehre verlieren, nur ſiegen, und nicht beſiegt werden, und Dein Freund darf in dem nähmlichen Grade des Beyfalls der Weiſen und Rechtſchaffenen gewiß ſeyn, in welchem den wahnſinnigen, aufgeblaſenen, ehr- und verfolgungsſüchtigen Umwälzern, den unwiſſenden, ſcham- und hirnloſen Bücherurtheilſudlern, und den niederträchtigen und verworfenen Schildknappen ſchulmeiſternder Don-Quixote, mit Einem Worte, dem träumenden, reimenden und ſchäumenden, ſudelnden, dudelnden und ſprudelnden, landſtrei-

chenden, kunſtrichternden, und die Welt und ihre Abcbücher umkehrenden, aus Hunger wochenblättelnden, um Gunſt und Gaben kriechenden und bettelnden, und aus angeſtammter Bosheit und Verworfenheit Hader und Zwieſpalt anzettelnden, Gott und Welt verunglimpfenden, und ſich ſelbſt beſchimpfenden, platten, pöbelhaften, und mit Fiſchweiberzungen redenden Troß, welchem er die Stirn zu biethen, für die höchſte und ſchönſte ſeiner Pflichten hält, Schmach und Verachtung zu Theil wird.

Ernſt.

Dein Muth, mein Freund! iſt Deiner Sache würdig, und Minerva möge Dich, wenn Du wider Verhoffen ihrer Hülfe bedarfſt, mit ihrem Schilde bedecken! Aber nun genug von dem Schooßkinde und auserwählten Sohne der Verächtlichkeit, genug, ſage ich, von dieſem Nullus, genug und abermahl genug von ihm! Laſſen wir ihn, da doch von allen Teufeln, von welchen er beſeſſen iſt, ſich keiner, und alſo auch

der Wanderungs-Teufel nicht austreiben läßt, ſeine Landſtreicher-Laufbahn damit endigen, daß er auf den Blocksberg zu ſeinem Herrn und Meiſter, dem Herrn Urian, reist!

1 8 1 3.

Zweyte Abtheilung.

I.

Ein Wort über das Verhältniß des Texts zur Muſik in der Oper.

Der Operndichter kann unmittelbar ſich nur um den Tonkünſtler, inſofern er ihm einen glücklichen Stoff für ſeine Kunſt liefert, und alſo um das Publikum ſich nur mittelbar verdient machen. Dieſes Verdienſt iſt übrigens groß genug, um des Strebens ſelbſt eines beſſern Dichters werth zu ſeyn. Aber um es ſich zu erwerben, bedarf es einer tiefern Einſicht in das Weſen der Tonkunſt, als man leider bey den gewöhnlichen Opernſchreibern findet.

Bey der Aufführung ſelbſt kann der Natur der Sache nach auch der beſte Text nur eine untergeordnete Rolle ſpielen, und dieſe Wahrheit

läugnen wollen, iſt nicht viel beſſer, als wenn Jemand behauptete, das Fliſtern verdiene den Vorzug vor dem Sprechen, und der Einſager in ſeinem Loche ſey für den Zuſchauer und Zuhörer eine wichtigere Perſon, als der Schauſpieler. Der Text dient der Muſik, und nicht die Muſik dem Text. Der Poet liefert den Faden, an welchen von dem Tonſetzer ſeine den Faden bedeckenden Perlen gereiht werden. Eine Oper muß alſo mehr aus Liebe zur Muſik, als aus Liebe zur Dichtkunſt geſchrieben werden, und wenn die Poeſie zu ſtolz iſt, in irgend einem Falle die Dienſte einer Magd zu übernehmen, ſo bleibt kein anderer Rath für ſie, als daß ſie ſich von der Muſik, von welcher ſie ewig beherrſcht und unterdrückt wird, ſo weit als möglich entfernt hält. Das Werk des Dichters darf nur von ihm und in ſeine Leyer, nicht aber von Andern in die ihrige geſungen werden, wenn er ganz er ſelbſt bleiben will, und Pauken und Trompeten, Cympeln, Flöten und Geigen laſſen keine Muſe zum Worte kommen.

Mit dieſen flüchtigen Bemerkungen, deren weitere Ausführung ſich der Verfaſſer für eine andere Gelegenheit vorbehält, und aus welchen ſich zugleich die Erſcheinung, daß eine gute Opern-Muſik mit dem ſchlechteſten Text, nicht aber der beſte Text mit einer ſchlechten Muſik allgemeinen Beyfall erhält, vollkommen erklären läßt, ſtimmen zwey der neueſten und angeſehenſten deutſchen Kunſtrichter genau überein, und man erlaube mir daher, beyde ſelbſt ſprechen zu laſſen.

> „Unvermeidlich mußte, ſobald die Poeſie mit der Muſik gemeinſchaftlich den höchſten Preis der Kunſt davon tragen wollte, eine von beyden Künſten ſich bequemen, der andern zu dienen. Der Muſik war nicht zuzumuthen, daß ſie ſich der Poeſie unterwerfen ſollte ꝛc. ꝛc. Die muſikaliſch-dramatiſche Poeſie war alſo ihrer Natur nach eine ſubalterne Poeſie, und dieſe Natur konnte ſie unter den Händen des größten Meiſters nicht verlieren"

ſagt Bouterwek im zweyten Theile ſeiner Ge-

ſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, und Auguſt Wilhelm Schlegel im erſten Theil ſeiner Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur:

„In der Oper iſt die Poeſie nur Nebenſache, Mittel, das Uebrige anzuknüpfen. Sie wird unter ihren Umgebungen faſt ertränkt.“

Ferner:

„Es ſchadet nicht, daß die Oper uns in einer meiſt unverſtandenen Sprache vorgetragen wird. Der Text geht ja ohnehin in ſolcher Muſik verloren.“

Uebrigens hat Jeder, dem die Muſen ein für alle Mahl ſeine Stelle nicht auf dem Gipfel, ſondern an dem Fuße des Helikons angewieſen haben, dem Himmel für eine Erfindung zu danken, die ſeiner dürftigen, untergeordneten, und zum Dienen geborenen Kunſt durch eine zweyte zu einiger Ehre verhilft. Die Opern-Poeſie iſt freylich nur eine Magd, aber ſie ſteht doch bey einer Königinn im Dienſte, und da man, indem

man eine vortreffliche Muſik beklatſcht, nicht wohl einen elenden Text zugleich auspfeifen kann, wer wird es einem Schikaneder und Andern, die noch mehrere Stufen unter ihm ſtehen, verdenken, wenn ihre Eitelkeit den Kranz, der einem Mozart, einem Paer, einem Winter, einem Weigel, einem Himmel gebührt, wenigſtens zur Hälfte anſpricht?

II.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Eine Sprachbemerkung.

Unter die unzähligen Unregelmäßigkeiten der Sprache gehört auch der Ausdruck: Eine Frau nehmen. Sich einer Frau geben, ſollte man ſagen, um Wort und Sache in Uebereinſtimmung zu bringen.

2.

Schulmeiſter-Latein.

Lichtenberg erzählt: Ein Schulmeiſter habe an einen Amtsbruder ſtatt: Nitimur in vetitum, nitimur in foetidum geſchrieben. Der gute Mann

hatte keine Verbindlichkeit, Latein zu verſtehen, und man darf alſo höchſtens über ihn lächeln, wenn man ſich über manchen Aufgeblaſenen auf einem höhern Lehrſtuhle, der noch weniger weiß, als er, und Ciceros Sprache wie der Fuchs in der Fabel die Traube verachtet, des Unwillens nicht erwehren kann.

3.

Nahmen.

Man ſollte es ſchlechterdings nicht dulden, daß verdienſtloſe, oder gar verächtliche und nichtswürdige Menſchen einen Nahmen führen, dem irgend einmahl ein Mann von Verdienſt einen Glanz gegeben hat. Wem würde es nicht unerträglich ſeyn, einen Dummkopf Herr Klopſtock, oder Herr Leſſing nennen zu müßen? Noch heiliger ſollte man die Nahmen der Heiligen achten, und wie will man es vollends gegen Engel und Erzengel verantworten, wenn man es geſchehen läßt, daß, anderer Beyſpiele nicht zu gedenken, ſich bald ein Erzteufel Gabriel, und bald ein Erztropf Michael nennt?

4.

Unmögliches Verzeihen.

„Handle als ein Chriſt, mein Freund! und verzeihe Deinem Verunglimpfer, der, ob er gleich den Nahmen eines Chriſten ſich anlügt, dennoch nichts weniger als einer iſt, mit ſeinen übrigen Sünden auch ſeine Schmähungen!“

Schmähungen, mein Beſter! kann ich nicht verzeihen, weil ich durch Schmähungen nicht beleidigt werden kann.

5.

Ueberläufer.

Es hat Juden gegeben, die das Chriſtenthum ſo ſehr haßten, daß ſie zu ihm übergingen, bloß um als ſeine Bekenner ihm Schande zu machen.

6.

Der Jünger.

Du wagſt es, o Schmul! Dich einen Jünger des Mannes zu nennen, dem man wenigſtens das Zeugniß nicht verſagen kann, daß er die Welt gern von dem Irrſal des Unterrichts und der Erziehung, worin ſie ſeiner Meinung nach

befangen iſt, erlöſen möchte? Doch ich beſinne mich. Hatte doch Chriſtus ſelbſt unter ſeinen Jüngern einen Judas, der ſeinen Herrn und Meiſter, wie Du den Deinigen, durch einen Kuß verrieth.

7.

Die Rache.

Verächtlicher Schmul! Konnteſt Du meinem freylich nicht zu widerlegenden Beweiſe Deiner Verächtlichkeit Nichts Anderes, als eine Antwort entgegen ſetzen, die Dich noch hundert Mahl verächtlicher macht?

8.

Das geehrte Buch.

Habt Ihr, meine Freunde! ich darf mich ohne Bedenken auf Euer Zeugniß berufen, habt Ihr jemahls Urſache gehabt, mir bey den anſpruchloſen Spielen meiner Muſe Mangel an Beſcheidenheit vorzuwerfen? Aber jetzt ſage ich Euch, daß mir der Kopf zu ſchwindeln beginnt. Ich bin, müßt Ihr wiſſen, der geehrteſte aller Schriftſteller. Ein Narr und ein Dummkopf in einer

Perſon, der das beſte Werk von mir durch das kleinſte Lob völlig hätte zu Grunde richten können, mit Einem Wort, Schmul, der Verworfene, hat die Großmuth gehabt, und zwar noch obendrein aus Rache für die Wahrheiten, die ich ihm sagte, öffentlich über die Mährchen der Scheherazade zu ſchimpfen.

9.

Wohlmeinender Rath.

Ihr weltverbeſſernden und welterlöſenden Don Quixote, deren Nahme zwar nicht Legio, aber doch Dreyßig bis Vierzig iſt, jagt doch als ehrenwerthe, obgleich mit unter ein wenig lächerliche Ritter, Eure Schildknappen zum Henker, die Euch durch ihre Pöbelhaftigkeit vor der ganzen geſitteten Welt beſchimpfen, und des Eſels nicht werth ſind, auf welchem ſie reiten!

10.

Die Vertheidigung.

„Der Mann iſt freylich verrückt. Aber er meint es doch herzlich gut.“

Eben darum begehre ich auch nicht, daß Ihr ihn ins Zuchthaus, ſondern nur, daß Ihr ihn ins Tollhaus ſchickt.

11.

Etwas Alltägliches.

Gibt es eine alltäglichere Geſchichte, als die meinige? Ich habe den nichtswürdigen Schmu die Geißel fühlen laſſen, und der Nichtswürdige tobte und ſchimpfte, als ob er von Sinnen wäre.

12.

Die Weltverbeſſerer.

Unſere neueſten Weltverbeſſerer ſind, troß ihrer Schwärmerey, gar nicht gemeint, ſich für ihre Lehrgebäude todtſchlagen zu laſſen, aber deſto geneigter, Andere dafür todtzuſchlagen.

13.

Frage an den Schmul.

Um Verzeihung, guter Freund! da Ihr Euch nun einmahl öffentlich gebrandmarkt habt, wenn werdet Ihr geruhen, Euch aufzuknüpfen?

14.

Deutſches Bücherweſen.

Der Zuſtand der deutſchen Schriftſtellerey gleicht einem Schiffe, auf welchem das gemeine Schiffsvolk ſich gegen die Befehlshaber empörte. Kein Wunder alſo, daß jeder rechtliche Reiſende lieber über Bord ſpringt, als ſeine Reiſe mit dem Geſindel fortſetzt.

15.

Der ſchreibende Pöbel.

Schmähungen, zu welchen neuerlich der elende Schmul in ſeinem Grimm über eine verdiente Züchtigung ſeine Zuflucht nahm, ſind keine Antwort, und verdienen eben deswegen auch keine Antwort, wenn es auch erlaubt wäre, über die Nichtswürdigkeit des Schmähenden hinwegzuſehen. Wenn ſchmähen widerlegen heißt, ſo kann ein Fiſchweib Kants Kritik der reinen Vernunft, oder den Spinoza, oder das Copernikaniſche Lehrgebäude widerlegen.

16.

Die weltverbeſſernden Finſterlinge.

Wer kann toller ſeyn, als die Menſchen, die um hell zu machen, die Lichter auslöſchen, und um den Leuten zum Geſicht zu verhelfen, ihnen die Augen ausſtechen wollen?

17.

Ich und Er.

Fürchtet nicht, meine Freunde! daß ich je wieder mit dem elenden Schmul in Berührung komme. Ich habe nur Lauge, und er hat nur Koth, und von ihm hätte Lichtenbergs Schulmeiſter ſtatt nititur in vetitum mit Recht ſagen können: Nititur in foetidum.

18.

Das Lob.

Es gibt beynahe Nichts, wozu mehr Seelenſtärke gehört, als zum Ertragen des Lobs. Selbſt Leuten, denen es mit Recht zukommt, wird es verderblich, und Mancher hört von dem Augenblick an auf, Lob zu verdienen, in welchem ihm Lob zu Theil wird.

19.

Chriſtliche Frage.

Sollte nicht jeder ehrliche Chriſt ſich beſchneiden laſſen, weil dieſer Beſchnittene die Taufe empfing?

20.

Welturtheil.

Die Welt iſt in der Regel immer geneigt, Alles zum Schlimmſten zu kehren, und es gibt beynahe keine Tugend, für welche ſie nicht den Nahmen eines Laſters in Bereitſchaft hat. Man kann nicht ehrliebend ſeyn, ohne ehrſüchtig, nicht ſparſam, ohne geizig, nicht freygebig, ohne verſchwenderiſch geſcholten zu werden.

21.

„Der Vater und der Lehrer ſeines Sohns.

Ihr Sohn, mein Herr! will durchaus Nichts lernen.“

Ich kann leider nicht zweifeln, daß Sie mir die Wahrheit ſagen. Er ſchrieb mir, er beſuche keine Vorleſungen ſo fleißig, als die Ihrigen.

22.

Erziehungs-Warnung.

Ums Himmelswillen, Ihr Väter! gebt Euren Kindern keine Knaben zu Lehrern, die auf einem Steckenpferde reiten, das ſie Erziehungskunſt nennen.

23.

Eigenheit deutſcher Poeten.

Er iſt ein Poet, ſagte Jemand in einer Geſellſchaft von einem ſeiner Freunde.

Kann er auch Verſe machen? fragte ein Frauenzimmer in aller Unſchuld.

Man lachte. Aber wie viele gibt es denn unter unſern heutigen Poeten, die Verſe machen können? Und die Frage war alſo nicht halb ſo lächerlich, als man ſie fand.

24.

Auskunft.

„Wie konnteſt Du, fragt Ihr mich, gegen den Mann ſchreiben? Wir haben immer geglaubt, Du gehörteſt unter ſeine Freunde."

Eben weil Ihr dieſe ſchlechte Meinung von mir hattet, ſchien es mir hohe Zeit, mich öffentlich als ſeinen Feind zu zeigen.

25.

Geſtändniß.

Ich bekenne es mit Beſchämung, der elende Schmul hat mir durch ſeine Schmähſchrift aufs bündigſte bewieſen, daß ich es nicht halb ſo gut verſtand, als er, der Welt zu zeigen, wie verächtlich er iſt.

26.

Der Neubekehrte.

Ich möchte doch wiſſen, ob man dieſem Neubekehrten nicht zu bedenken gegeben hat, daß man mit dem Glauben, zu welchem er ſich jetzt bekennt, eben ſo gut zur Hölle fahren kann, als mit dem, welchen er abſchwor.

27.

Schmähſchriftenſchreiber.

Ein Schmähſchriftenſchreiber ſollte, je größer die Verachtung iſt, die mit Recht ſeine Gemüthsart trifft, ſich mit Ernſt beſtreben, daß

wenigſtens ſein Kopf in einem erträglichen Lichte erſcheint. Doch ich beſinne mich. Ein Mann, ich will nicht ſagen von Geiſt, ſondern nur von erträglichem Menſchenverſtand, kann unmöglich zu einer Schmähſchrift herabſinken, bey welcher die Dummheit eine ſo nothwendige Bedingung iſt, als die Bosheit, und Niemand wundere ſich alſo über das elende Pasquill des elenden Schmul.

28.

Schlechte Waffen.

Schimpfworte und Schmähungen ſind Waffen, die nur den Elenden verwunden, der niederträchtig genug iſt, ſich ihrer zu bedienen, und wo kann man alſo Pflaſter genug für die Wunden eines Schmul finden?

29.

Der Ueberläufer.

Manche, die ihren Glauben mit einem andern vertauſchen, ſollten bedenken, daß der wahre Glaube ſie noch gewißer verdammt, als ein falſcher.

30.

Die Ehre.

Wahre Ehre iſt ein Kleinod, das ſeinem Beſitzer nie geraubt werden kann, und nur die Ehrloſigkeit eines Schmul kann den Verſuch machen, es zu thun.

31.

Narrenkrieg.

Der Krieg der Vernünftigen mit den Narren iſt ein ewiger, und zugleich der gerechteſte. Der Feind darf ſich überdieß nie des geringſten Siegs rühmen, ob er gleich, wie manche Helden, ſich bey der offenbarſten Niederlage des Siegs rühmt, und wirklich oft den ſiegreichen Feind von Haus und Hofe jagt.

32.

Der Luſtſpielſchreiber.

Der beſcheidene Mann! Er begnügt ſich, der bloße Verfaſſer eines Luſtſpiels zu ſeyn, und taugte doch vortrefflich zum Helden eines ſolchen.

33.

Die reiſenden Vorleſer.

Iſt es nicht ſonderbar? Vormahls wurde es zwiſchen der hohen Schule und den Studierenden ſo gehalten, daß dieſe nach jener reiſen mußten. Aber in unſern Tagen reist, in Deutſchland wenigſtens, die hohe Schule den Studierenden nach. Vorleſende Profeſſoren, Magiſter und Doctoren wandern, wie herumziehende Marktſchreyer, Muſikanten und Seiltänzer, von Stadt zu Stadt, und Künſte und Wiſſenſchaften ſind Prunkwaaren geworden, mit welchen die Krämer hauſiren gehen.

34.

Arioſt.

In dem Gedicht des unſterblichen Arioſt iſt der Held raſend. In manchem deutſchen Gedicht iſt es der Verfaſſer.

35.

Das Kraut für den Tod.

Das Sprichwort: Für den Tod iſt kein Kraut gewachſen, gilt nur von dem körperlichen Tode.

Für den poetiſchen Tod gibt es ein untriegliches Kraut, das man Lorber nennt.

36.

Die einträgliche Kunſt.

Sich mit den Narren vertragen, iſt allerdings eine Kunſt, und zwar keine brotloſe.

37.

Die Weltverbeſſerung.

Jeder beſſere ſich ſelbſt, und die Weltverbeſſerung wird aufhören, ein Hirngeſpinſt zu ſeyn. Aber von dieſer Selbſtbeſſerung wollen gerade die Weltverbeſſerer, die doch ihrer am meiſten bedürfen, am wenigſten hören.

38.

Roman und Geſchichte.

Die Geſchichte unterſcheidet ſich nicht ſelten von dem Roman nur dadurch, daß ſie durch ihre Erdichtungen uns weniger unterhält, als dieſer durch die ſeinigen.

39.

Das Schauſpiel.

Wenn es nach der alten Meinung eifriger

Seelſorger eine Sünde iſt, das Schauſpiel zu beſuchen, ſo büßt man heut zu Tage, Dank ſey es der Vortrefflichkeit unſerer Poeten! dieſe Sünde, indem man ſie begeht.

40.

Die impfenden Schulverbeſſerer.

Der vortreffliche Doctor Jenner ſchützt durch die Kuhpocken das körperliche Leben der Kinder gegen ein furchtbares Uebel, und Ihr wollt ihnen durch Euren neuerfundenen Impfungsſtoff gar zu einer neuen ſittlichen Natur verhelfen. Aber die Welt ſagt zu gleicher Zeit: Unſterblicher Jenner, und unſelige Marktſchreyer!

41.

Dichter-Opfer.

Die Stelle in dem Wallenſteiniſchen Reiterliede von Schiller:

„Und ſetzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen ſeyn."

kann man nicht nur dem Krieger, ſondern Jedem, der in dem Andenken der Welt zu leben wünſcht, vorzüglich aber dem nach der Unſterb-

lichkeit, als ſeinem wahren Leben, ringenden Dichter zurufen. Schiller ſelbſt ſetzte, um dieſes Leben zu gewinnen, das körperliche Leben daran.

42.

Die philoſophiſchen Finſterlinge.

Da die Philoſophie ſich von jeher mit ſehr mittelmäßigem Erfolge bemüht hat, die Welt zu erleuchten, ſo darf man ſich nicht wundern, daß in unſern Tagen die Verzweifelnde den Verſuch macht, ob es ihr nicht beſſer mit dem Verfinſtern gelingt.

43.

Ueber einen Spruch Voltaires.

Voltaire ſagt irgendwo: Was nicht klar iſt, iſt nicht franzöſiſch. Die nähmliche Regel gilt auch von unſerer Sprache, in welcher man ſie noch ſchöner ausdrucken kann, wenn man ſagt: Was nicht deutlich iſt, iſt nicht deutſch.

44.

Altdeutſche Schriften.

Ich laſſe den Werth der altdeutſchen soge-

nannten Meiſterwerke, die man ſeit einiger Zeit uns anzupreiſen nicht müde wird, auf ſich beruhen. Aber in keinem Falle möchte ich meine Unſterblichkeit einem Schwindel der Nachkommenſchaft zu danken haben.

45.

Die Paarung.

Ich wundere mich gar nicht über den ungeſitteten Ton gewißer Schulverbeſſerer unſerer Tage. Nichts iſt natürlicher, als gemeinen Bauernſtolz mit gemeiner Bauern-Grobheit gepaart zu finden.

46.

Bemerkung eines Trinkers.

Der Durſt iſt eine Wohlthat, wenn man Wein zu trinken hat, und ein Uebel, wenn man Waſſer trinken muß.

47.

Religions-Veränderung.

Der Glaube, ſagt die Schrift, iſt höher, als alle Vernunft. Wie kann man ihn alſo ſogar der Meinung unterwerfen wollen, und was

ſoll man von den Leuten ſagen, die ihren Uebertritt zu einer andern Glaubenslehre für ein Werk der kalten Ueberlegung und der Ueberzeugung ausgeben? Ich will die Ausnahmen nicht läugnen, aber in der Regel iſt Glaubensveränderung Nichts Anderes, als Freydenkerey, und man darf annehmen, daß wer überhaupt Religion beſitzt, kaum fähig iſt, in irgend einem Falle mit ihr einen Tauſchhandel zu treffen.

48.

Rath an einen Bavius der heutigen Zeit.

Wenn Du klug biſt, guter Freund! ſo laſſ Dir Andere Deine Werke ſtehlen, und ſtiehl Du Andern die ihrigen.

49.

Die Ehrlichen.

Die ganze Ehrlichkeit gewißer Leute beſteht in der Furcht vor dem Galgen.

50.

Der Glückliche.

Der Mann hat Alles dem blinden Glück zu danken, ſogar ſeinen ehrlichen Nahmen.

51.

Die Schwärmer.

Hütet Euch vor den Raſenden, die man höchſtens ins Tollhaus ſperrt, wenn ſie Euch das Haus über dem Kopf anzünden!

52.

Warnung.

Mein Kind, wenn Dich gewiße böſe Buben locken, die auf Kathedern ſitzen, ſo folge ihnen nicht.

53.

Oreſt und der Ehemann.

Den Oreſt verfolgte mehr als Eine Furie, und mich peinigt eine Frau, die mehr als eine Furie iſt.

54.

An die Gegner.

Was iſt ein ungerechter Spott anders,

als ein Pfeil, der nicht trifft? Und geſteht Ihr alſo nicht, wenn der meinige Eure eben ſo lächerliche, als gefährliche Neuerungswuth rügt, durch Euer Schmähen und Toben ſelbſt ein, daß er Euch getroffen hat, und alſo gerecht iſt?

55.

Gedanken und Ausdruck.

Je gehaltvoller ein Gedanke iſt, deſto mehr Sorgfalt wende man auf den Ausdruck deſſelben, und folge dem Beyſpiele des Künſtlers, der die edelſten Steine am fleißigſten glättet.

56.

Nothſchriftſteller.

Aus Noth Bücher ſchreiben, oder gar Bücher beurtheilen, heißt nicht aus der Noth eine Tugend, ſondern eine Untugend machen.

57.

Das Buch zum Todtlachen.

Du ſchriebſt ein Buch zum Todtlachen, mein Freund! Möchte es doch in der That leiſten, was ſein Titel verſpricht, und kein Menſch es leſen müßen, als Du!

58.

Der gemachte Profeſſor.

Das Glück hat den Nullus zum Profeſſor gemacht. Wollte der Himmel, er könnte ſich jetzt auch ſelbſt dazu machen!

59.

Heute und morgen.

Manche Menſchen verſchwenden heute ſchon, was ſie morgen nicht entbehren können, und wollen erſt morgen erwerben, was ſie heute ſchon haben ſollten.

60.

Sieg der Satyre.

O wunderthätiger Spott, und Du, gerechte Satyre, wie glänzend iſt Euer Sieg! Ihr habt einen ganzen Schwarm von Narren, gegen die ich Euch losließ, in Raſende verwandelt.

61.

Gleichgültiges Unrecht.

Haſt Du wirklich Verdienſte und Fähigkeiten, was liegt daran, wenn neidiſche Dummheit und gereizte Nichtswürdigkeit ſie Dir abſprechen?

Der Schnee kann darüber lachen, wenn irgend ein Tropf ihm nachſagt, er ſey ſchwarz.

62.

Nachahmung einer gewißen öffentlichen Erklärung.

Ich, der unterſchriebene Hans Gimpel, Geheimer Geiſter-Wardein, bekenne hiemit, daß ich gewiße Weltverbeſſerungsentwurfſchmiede, die ich geſtern für Tröpfe zu halten, durch fremden Einfluß mich verleiten ließ, heute für die Finder des lange geſuchten Steins der Weiſen halte, und daß ich alſo ſelbſt entweder geſtern ein Tropf war, oder heute einer bin. Die gründliche Erörterung der Sache will ich dem unparteyiſchen Publikum hiemit gebührend anheim geſtellt haben.

63.

Wider die Gehenkten.

Es iſt doch offenbar gegen die Ehrerbiethung, die der Natur gebührt, daß man ihr ihre Schuld am Galgen bezahlt.

64.

Leben und Tod.

Da das Leben, wenigſtens nach der täglichen Behauptung einer großen Anzahl von Menſchen ein wirkliches Uebel iſt, wer kann unglücklicher ſeyn, als Derjenige, der auch den Tod für eines hält?

65.

Glück.

Nur der Menſch iſt glücklich, der ſein Glück nicht dem Glück verdankt.

66.

Der ſchädliche Beſucher.

„Der verwünſchte Nickel! Wie oft hat er mir ſchon meine Zeit geſtohlen!"

Du haſt von Glück zu ſagen, mein Freund! daß er Dir nur Deine Zeit, und nicht auch Deine Uhr geſtohlen hat.

67.

Der Niemands-Feind.

„Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich keines Menſchen Feind bin!"

Pfuy! Biſt Du denn kein Feind der Nichts-würdigen?

68.

Schickſal des Witzes.

Je mehr Ihr Witz habt, deſtoweniger Witz werden Euch die Narren zugeſtehen.

69.

Reichthum.

Was iſt der Reichthum? Ein Gut, das der Weiſe nicht vermißt, und der Thor nicht zu gebrauchen verſteht.

70.

Die Leidtragenden.

Wie ſonderbar! Geſtern beweintet Ihr Alle den Tod des rechtſchaffenen Damon, und heute vergießt Ihr auch nicht Eine Thräne um ſeinen eben ſo rechtſchaffenen Bruder.

„Iſt denn dieſer auch geſtorben?“ O Nein! Aber er hat geheirathet.

71.

Lob und Tadel.

Fürchtet nicht, Ihr Geweihten des Apollo! daß ein ungerechter Tadel Euren Werken, aber hütet Euch, daß ein unverdientes Lob nicht Euch ſchade.

72.

Die Narren-Sachwalter.

Höre auf, den Nullus zu geißeln, fahre ſäuberlich mit dem Schmul, und halte dem Meſſert nicht mehr ſeine Sünden vor! ruft Ihr unaufhörlich dem Philo zu.

Lieben Freunde, hütet Euch, daß Ihr nicht das Abenteuer des Ritters von Mancha beſteht, als er, der Gerechtigkeit zum Trotz, die Galeerenſclaven in Freyheit ſetzte.

73.

Gerechtigkeit gegen die Narren.

Niemand kann man leichter und mit mehr Vergnügen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als den Narren. Man braucht ſie bloß auszulachen.

74.

Schmul als Lehrer.

Hört doch auf, über den Schmul zu ſchimpfen, weil er als Lehrer Nichts taugt! Er iſt, müßt Ihr wiſſen, kein ſtudierter Profeſſor, ſondern nur ein getaufter.

III.

Eine kleine Schutzrede.

Wie kommt Ihr dazu, laßt mich fragen, mir es zum Verbrechen zu machen, daß ich einem Hirngeſpinnſt, Euren weltverbeſſernden Erziehungs- und Unterrichts-Neuerungen, meine Bewunderung verſage? Erſcheint Euch eine Rauchwolke in dem Lichte einer Gottheit, ſo habt Ihr Recht, ſie anzubethen, und ich werde Euch wenigſtens nicht verketzern, wenn ich Euch auch nicht gerade unter die Heiligen verſetze. Ich achte den verſtändigen, rechtſchaffenen und wohlwollenden Mann auch in ſeinen Irrthümern, ob

ich gleich keine Pflicht zu haben glaube, dieſe Achtung auf die Irrthümer ſelbſt zu erſtrecken.

Aber, ſagt Ihr, wenn Du gegen unſere Sache ſtreiten willſt, ſo geſchehe es mit Ernſt, und nicht mit Spott.

In der That, eine unerhörte Zumuthung! Der Feind will dem Feinde die Waffen vorſchreiben, die er gegen ihn gebrauchen ſoll. Wer darf mir wehren, über Dinge, die lächerlich ſind, oder mir wenigſtens lächerlich ſcheinen, zu lachen? Oder muß ich ſchlechterdings dem Lachen eine gelehrte Abhandlung über das Lächerliche des Belachten vorausſchicken? Wird es überhaupt noch eine Satyre geben, wenn man erſt bey den Leuten, gegen welche man ſie ſchreibt, anfragen muß, ob man ſie ſchreiben darf? Wer hindert Euch denn, mir mit dem feyerlichſten Ernſt zu beweiſen, daß mein Spott Eure heilige Sache ſo wenig trifft, als Euch ſelbſt? Ich führe einen ehrlichen, offenen Krieg gegen Euch, und mir ſollte die Wahl meiner Waffen nicht frey ſtehen? Würde ich doch ſelbſt Niemand lächerlicher fin-

den, als mich, wenn es mir einfiele, Euch die Eurigen vorſchreiben zu wollen. Habt Ihr keine Pfeile, wie ich, oder findet Ihr es unter Eurer Würde, mit Pfeilen zu kriegen, ſo ſchlagt mich, wenn Ihr könnt, mit Hellebarden todt. Mit Einem Worte. Bedient Euch jeder Waffe gegen mich, Ihr ſollt immer den Mann finden, der Euch Stand hält. Aber wohl gemerkt, Waffen müßen es ſeyn, mit welchen Ihr ſtreitet, und am wenigſten werdet Ihr um Eurer eigenen Ehre willen es dulden, daß ſich kothſchleuderndes Geſindel unter Eure Hülfstruppen miſcht.

IV.

Der Eſel, der Affe und das Pferd.

Eine Fabel.

Ein Eſel, der, wie gewöhnlich, mit der größten Dummheit auch den größten Dünkel verband, wurde noch aufgeblaſener, als es einem Affen einfiel, ſeine Weiſe nachzuahmen. Wißt Ihr nicht, ſchrie er, wenn irgend ein vierfüßiger Wahrheitsfreund ihm die Stumpfheit ſeines Geiſtes vorwarf, daß der Affe mich zu ſeinem Vorbild und Muſter gewählt hat?

Einfältiger Langohr! ſprach das Pferd, als es dieſe lächerliche Prahlerey hörte, man muß ein Affe ſeyn, um einen Eſel nachzuahmen, und

ein Eſel, um auf den Nachahmer ſich etwas ein=
zubilden.

* * *

Das ehrliche Pferd! Was würde es von ei=
nem gewißen Schriftſteller ſagen, der die Vor=
trefflichkeit ſeiner Werke dadurch beweiſen will,
daß irgend ein ſchreibender Affe ſie überſetzte,
nachahmte, oder plünderte?

1 8 1 3.

Dritte Abtheilung.

I.

Seltſame Vertheidigung.

Wenn ein Menſch, er mag ſo ſchlecht ſeyn, als er will, öffentlich mit Gründen irgend einer Untugend, oder eines Gebrechens, z. B. der Bosheit und des Unverſtands, beſchuldigt wird, was wird er thun? Antwort. Er wird ſeinen Ankläger widerlegen, wenn er kann, und kann er nicht, ſo wird er lieber ganz ſchweigen, als gleich dem niedrigen und verächtlichen Pöbel ſeine Zuflucht zu Schmähungen nehmen. Durch Schimpfen beurkundet er ja gerade neben ſeiner Ohnmacht ſeine Bosheit und ſeinen Unverſtand.

So unläugbar dieſe Wahrheiten ſind, ſo fremd ſcheinen ſie einem gewißen elenden Bücheranzeiger zu ſeyn, der den gerechten Vorwurf der Bosheit und des Unverſtands, der ihm aus Gelegenheit einer öffentlich begangenen ſchweren Verſündigung gemacht wurde, nur durch Schimpfen von ſich abzulehnen wußte, und ſich vollends aller Welt zum Gelächter durch den Vorwand machte, ſeine Geſchäfte erlaubten es ihm nicht, ſeinen Gegner zu widerlegen.

Der Unſinnige! ſagten die Leute, die ihn kannten, bildet er ſich ein, man wiſſe nicht, daß er keine Geſchäfte hat? Und Geſchäfte, oder nicht. Das wichtigſte und nöthigſte Geſchäft für jeden rechtlichen Mann iſt, ſeine Ehre zu retten, und gibt es eine größere Lächerlichkeit, als wenn Jemand behauptet, ſeine Zeit erlaube ihm nicht, zu beweiſen, daß er — kein Tropf ſey? Zwar iſt widerlegen unendlich ſchwerer, als ſchimpfen. Aber das letzte erfordert doch auch Zeit, und iſt völlig unnütz, und dem bücheranzeigenden Schmähſchriftenſudler bleibt alſo allein die freylich ſehr

bündige Rechtfertigung übrig, daß es höchſt un=
billig iſt, einem Menſchen zumuthen zu wollen, daß
er beweiſe, er ſey kein Tropf, der doch in der
That einer iſt.

II.

Pferd und Eſel.

Eine Fabel.

Höre auf, ſprach der Eſel zum Pferd, mit dem er in Unfrieden lebte, höre auf, Dich über meinen Unverſtand und meine ſchlechten Sitten aufzuhalten, und ich will künftig ebenfalls mit der Achtung von Dir ſprechen, die ein Eſel einem Pferde ſchuldig iſt.

Ich danke Dir, antwortete das Pferd. Aber wie kannſt Du mir einen Vertrag anbiethen, bey dem ich allein verliere, und Du allein gewinnſt? Weißt Du doch, daß von unſern zwey Paar Ohren das lange Paar Dir und nicht mir gehört. Du kannſt mich zwar immer einen Lang-

ohr ſchimpfen, aber ich Dich mit Recht einen nennen, und überhaupt, wenn hat ſich ein Pferd darum bekümmert, ob ein Eſel gut oder übel von ihm ſprach?

III.

Der Geburtsadel.

Der Geburtsadel iſt, was auch eine falſche Philoſophie, oder eine übelverſtandene Eiferſucht ſagen mag, eine eben ſo weiſe als wohlthätige Einrichtung. Kann der Staat die Tugend auf eine würdigere Art belohnen, als daß er öffentlich erklärt, er erwarte von einem ächten Edlen, daß er wieder Edle zeuge, oder halte gleichſam das Gegentheil für unmöglich? Und iſt es nicht ein großer Gedanke, noch ungeborene Geſchlechter gleichſam zu nöthigen, die Verdienſte ihrer Ahnen fortzupflanzen? Dieſer Gedanke verdient ſchon an ſich, ohne die Folgen in Betrachtung zu

ziehen, die höchſte Bewunderung. Aber wie viele rühmliche Thaten erzeugt nicht der Trieb, ſich einer edlen Geburt würdig, und wie viele unrühmliche verhindert nicht die Furcht, ſich ihrer unwürdig zu zeigen! Ein erlauchter Nahme gleicht einem Gewande, welches zu beflecken der Eigenthümer ſich deſto mehr hütet, je köſtlicher es iſt. Ueberhaupt iſt der Adel ein Vorzug, der unendlich mehr Pflichten auferlegt, als er Rechte verleiht, und der Nichtadeliche hat den Vortheil, daß die Tugend ihm zu einem größern Verdienſt angerechnet wird, als dem Adelichen, weil ſie ihm nur durch eine allgemeine, dieſem aber noch durch eine beſondere Pflicht gebothen iſt.

IV.

Die Tröpfe und der ſatyriſche Dichter.

Ein Mährchen.

Damon, ein ſatyriſcher Dichter, wurde von dem Schmul und dem Nullus, wovon der Eine ein bücherurtheilſudelnder und verleumderiſcher, und der Andere ein reiſeluſtiger und reiſebeſchreibender Tropf war, aufs gröblichſte beleidigt. Der Mann war ein abgeſagter Feind der Afterrichterey und Afterrednerey, und der gelehrten Landſtreicherey, und hatte von jeher gegen dieſe Untugenden in Proſa und in Verſen geeifert. Man las ſeine Strafgedichte, und Niemand ließ es ſich einfallen, ſie auf Dieſen oder Jenen deuten zu wollen. Aber ſeit Schmul

und Nullus durch ihre Pöbelhaftigkeiten in ſeinem Schuldbuche ſtanden, ſchien alle Welt vergeſſen zu haben, daß es außer dieſen beyden noch unzählige elende Bücheranzeiger und landſtreichende Abenteurer gebe. Habt Ihr ſchon geleſen, was Damon abermahl gegen den Schmul und den Nullus ſchrieb? fragte, ſo oft er bey dieſer oder jener Gelegenheit ſeinen Lieblings-Gegenſtand abhandelte, Hinz den Kunz, und Käthe die Bärbel. Am Ende riß dem armen Dichter die Geduld. Iſt es nicht zum Tollwerden mit dem verwünſchten Deuteln! rief er aus. Wahrlich, zuletzt wird mir Nichts übrig bleiben, als daß ich meine beyden nichtswürdigen Widerſacher fußfällig bitte, ſie möchten doch die Barmherzigkeit haben, und künftig ſich ihrer Schooßſünden enthalten, bloß damit ich nicht genöthigt wäre, alle meine Strafgedichte auf verworfene Lohnzeitungsſchreiber und wandernde ſchriftſtellernde Abenteurer ins Feuer zu werfen.

V.

Der Pfau und die Krähe.

Eine Fabel.

O ich Unglücksvogel! ſprach die Krähe zum Pfauen. Stelle Dir vor, der Erzräuber, der Geyer, hat mir eine Menge von meinen Federn geſtohlen, und ſtolzirt damit ſo unverſchämt in der Luft herum, als ob ſie die ſeinigen wären.

Ich bedaure den armen Geyer, antwortete der Pfau. Er muß entſetzlich kahl, und zugleich närriſch in die Häßlichkeit verliebt ſeyn, daß es ihm einfallen konnte, einer Krähe ihre Federn zu ſtehlen.

VI.

Der Gefährliche.

Damon.

Ums Himmels willen, mein guter Philo! ich ſah Dich geſtern mit dem Nundinator ſprechen. Stifte doch ja keine Freundſchaft mit dem Menſchen, und hüte Dich ſogar vor der bloßen Bekanntſchaft mit ihm!

Philo.

Ich danke Dir für die Warnung, mein Freund! Aber was haben denn ſeine Freunde und Bekannte von dem Armſeligen zu fürchten, der mir noch unbedeutender ſcheint, als er abgeſchmackt iſt?

Damon.

Unbedeutend iſt der Menſch freylich. Aber Nichts deſto weniger droht Jedem, der ihn nicht gerade mit Fußtritten von ſich weiſt, eine Gefahr, vor welcher jeder Freund den andern zu warnen, aufs Höchſte verpflichtet iſt.

Philo.

In der That, mein Freund! Du ſpannſt meine Erwartung außerordentlich. Er ſteht doch den guten Leuten nicht etwa gar nach dem Leben?

Damon.

Davon habe ich Nichts gehört.

Philo.

Oder verräth er ſie?

Damon.

Man iſt ſo klug, ſich ihm nicht anzuvertrauen.

Philo.

Verleumdet er ſie?

Damon.

Es iſt möglich. Aber verleumden kann man Freunde und Feinde, und ich rede bloß von ei=

nem Unheil, das jene ausſchließend zu fürchten haben.

P h i l o.

Stiftet er Hader zwiſchen ihnen?

D a m o n.

An gutem Willen dazu mag es ihm nicht fehlen, wohl aber an Schlauheit, und vor Allem an Bedeutung.

P h i l o.

Belügt er ſie?

D a m o n.

Vor dem Belügen ſichert einen Mann von dem Verſtand meines Freunds Philo das Nichtglauben.

P h i l o.

Urtheilt er dumm, hämiſch und frech, wie es ſeine Gewohnheit ſeyn ſoll, über ihre Werke?

D a m o n.

Für den Tadel kann man ihn allenfalls Ein Mahl, und für das Lob Zwey Mahl durchprügeln, und er wird ſich hüten, den Frevel wieder zu begehen.

P h i l o.

Lieſt er ihnen die Geburten ſeines eigenen leeren Gehirns vor.

D a m o n.

Er wird ſchwerlich jemahls auch nur die gebrechlichſte zu Stande bringen.

P h i l o.

Borgt er Geld von ihnen?

D a m o n.

Man verweist ihn an die Juden, und es wäre in der That merkwürdig, das Geſicht zu ſehen, mit welchem er dieſen Rath aufnimmt.

P h i l o.

Betriegt er ſie um ihre Zeit? Iſt er ihnen überhaupt durch Zudringlichkeit beſchwerlich, durch Albernheit und Unwiſſenheit langweilig, durch Aufgeblaſenheit, Anmaßung und Querköpfigkeit lächerlich, durch Gemeinheit und Rohheit ekelhaft, durch Niederträchtigkeit, Kriechen, Schmeicheln und Fuchsſchwänzen verächtlich, und durch Schmähſucht, hämiſche Bosheit,

tückiſches Afterreden und pöbelhafte Grobheit verhaßt?

Damon.

Allerdings, mein guter Philo! Aber von dieſen Kleinigkeiten iſt gar die Rede nicht.

Philo.

Ich erſtaune. Aber ſpanne meine Erwartung nicht länger auf die Folter! Gibt es denn noch größere Gräuel, die er an ihnen verübt?

Damon.

Allerdings. Er küßt ſie.

VII.

Ueber die Gedichte von Eliſe Sommer, geborenen Brandenburg.

Es iſt bekanntlich ein rauher Pfad, der auf den Helikon führt, und wie könnte alſo die Natur wollen, daß er von dem zarten Geſchlecht betreten werde? Iſt es nicht im Gegentheil dieſer guten Mutter vollkommen würdig, daß ſie zu den Herkules-Arbeiten, durch welche der Lorber errungen werden muß, nicht auch die Weſen verurtheilte, deren Nahme wenigſtens nicht — Stärke iſt? Es wäre offenbar zu viel gefordert, wenn das Weib, die ſchon körperlich mit Schmer-

zen gebiert, auch noch geiſtig ſich dem nähmlichen Leiden unterwerfen ſollte. Wenn jedoch nichtsdeſtoweniger die berühmte griechiſche Sängerinn täglich neue Schweſtern, die mit deutſcher Zunge ihr nachſingen, bekommt, wenn der Altar der Muſen mit Kränzen bedeckt iſt, die von weiblichen Händen gewunden wurden, dürfen wir dieſe Opfer mit ſchonungsloſer Strenge als unwürdig verwerfen? Oder müßte man nicht vielmehr ein Verfahren mit dem Nahmen der Ungerechtigkeit belegen, das in großen Dingen nicht einmahl den guten Willen ehrte? Allerdings, darf man antworten, wäre es ein wildes Beginnen, das Veilchen zu zertreten, weil es nicht als Zeder den Wolken trotzt. Und wer wollte vor dem Geſang der Lerche die Ohren verſtopfen, weil ſie keine Nachtigall iſt? Eben dadurch bewährt ſich die göttliche Abſtammung der Poeſie, daß ſie ſelbſt diejenigen Sterblichen, die auch nur den Saum ihres Kleids berühren, oder auch nur die Vorhalle ihres Tempels betreten, nicht ganz ohne Weihe entläßt, und

wenn man alſo auch mit Zuverſicht behaupten darf, daß ein weiblicher Geiſt nie der Schöpfer einer Homeriſchen Iliade, oder einer Klopſtocki-ſchen Meſſiade, oder eines Wielandiſchen Oberon, eines Shakeſpearſchen Othello, oder eines Goetheſchen Fauſt, oder eines Schillerſchen Don Carlos, oder einer Jungfrau von Orleans, oder im Lyriſchen eines Klopſtockſchen, Uziſchen, oder Ramlerſchen Pracht- und Triumphgeſangs zu werden vermag: ſo wollen wir uns doch darum nicht herausnehmen, dem andern Geſchlecht die Einkleidung ſeiner Gedanken und Empfindungen in eine Form zu verbiethen, die auch dann noch auf unſer Wohlgefallen Anſpruch macht, wenn ſie außer dem Gefolge der Muſen erſcheint. Ohnehin iſt Alles ſchön, was die Schönen ſingen und ſagen, wenn man es auch nicht immer für Poeſie gelten laſſen kann. Und ſollten wir die nähmlichen Weſen, die wir ſo gern ſprechen hören, nicht auch gern leſen wollen?

Auch die Gedichte, die der Gegenſtand dieſer Anzeige ſind, müſſen vorzüglich mit Rückſicht

auf das Geſchlecht und die Perſönlichkeit ihrer Verfaſſerin betrachtet werden, und nehmen unſere Achtung für dieſe, wenn gleich nicht unſere Bewunderung für ſich ſelbſt in Anſpruch. Es ſind Erzeugniſſe, an welchen die Empfindung mehr Antheil hat, als die Begeiſterung, die ruhige Betrachtung mehr, als die göttliche Sehergabe. Die Sprache der Verfaſſerinn iſt edel, rein und ungezwungen, wenn gleich nicht ſtark, kühn und ergreifend. Weder ihre Gedanken, noch ihre Bilder, ſind neu, aber ſie zeugen von einem Feingefühl, das noch weniger irrt, als der Geſchmack, und ein ausſchließendes Eigenthum der Weiblichkeit iſt. Zugleich ſind Ziererey und die leidige Verzerrung des Zeitgeiſts ihr völlig fremd, und endlich beweist auch die Wahl ihres Stoffs durchaus ächten Sinn für das Schöne und Gute, und ein Herz voll edler Empfindungen der Freundſchaft, der Dankbarkeit und der reinſten Menſchenliebe, und mit Recht darf ſie alſo hoffen, ſich für ihre Gedichte, welchen noch überdieß wenigſtens zum

größern Theil das Lob eines leichten Versbaues gebührt, durch den Beyfall gleichgeſtimmter Seelen belohnt zu ſehen. Und ſollte dieſer Lohn ihr nicht genügen, da ſelbſt ein unſterblicher Sänger, da Schiller keinen höhern begehrt, wenn er mit folgenden Worten von dem Leſer Abſchied nimmt:

„Nicht länger wollen dieſe Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit ſchönern Phantaſieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen ſie nicht ſchweben;
Sie tönen, ſie verhallen in der Zeit.“

Vielleicht ſucht die Verfaſſerinn, die übrigens bereits in dem Falle iſt, ihre Harfe an der Wiege eines Enkels zu rühren, bey ihren künftigen Gedichten dem Mangel an Plan und innerem Zuſammenhang, wodurch ihre jetzigen Verſuche das Geſchlecht ihrer Urheberinn am meiſten ahnen laſſen, einigermaßen abzuhelfen. Doch auch dieſer Tadel geziemt ſich kaum bey den Werken eines Frauenzimmers, und vielleicht

iſt es ſelbſt an der Bemerkung zu viel, daß unter den häufigen, in die Sammlung aufgenommenen Sonetten ſich nur wenige finden, die der prüfende Leſer nicht aus ihr hinwegwünſchen wird.

Die gutgeſchriebene Vorrede, welche die merkwürdigſten Lebensumſtände der Dichterinn erzählt, wird hoffentlich von keinem Leſer überſchlagen werden, und es iſt eine beſondere Pflicht der beurtheilenden Blätter, den ſchönen Zug aus ihr herauszuheben, daß die achtungswürdige Verfaſſerinn in den Dichterkranz auch den Kranz der Gattinn, der Mutter und der Hausfrau zu verflechten wußte. In der That, daß eine Frau, die den Helikon beſucht, und mit den Muſen Umgang pflegt, mit Einem Worte, daß eine Dichterinn nicht nur, trotz ihres ſchwächlichen Körpers, zehn Kinder ſelbſt ſtillte, und außer ihren übrigen häuslichen Geſchäften und der Pflege ihrer Kinder alle Arbeiten der Nähnadel und der Stricknadel für ihre Haushaltung übernahm, ſondern auch ſich dem

Abſchreiben ganzer Actenſtöße für ihren Mann unterzog, kurz, daß ſie dieſem nicht nur den Schreiber, ſondern auch den Schneider erſparte, welch ein ſeltener, oder vielmehr welch ein einziger Ruhm!

VIII.

Nachricht von zwey zum Beſten des ſchönen Geſchlechts neuerfundenen Körperpreſſen.

Aus den Papieren der Erfinderinn.

Zur Erklärung einer Kupferſtichbeylage des Morgenblatts.

Die Natur erſchafft nur Weiber, und erſt von dem ſchöpferiſchen Geiſt der Weiber ſelbſt werden die Damen erſchaffen, oder um die Wahrheit ohne alle Einkleidung zu ſagen, dieſe übrigens gute Mutter ſchickt uns als wahre Ungeheuer, oder höchſtens als Marmorblöcke in die Welt, die ſich von den aus Carara, oder aus Paros gehohlten nur dadurch unterſcheiden, daß

ihnen der wohlthätige Trieb eingehaucht iſt, ſich ſelbſt, ohne erſt lange auf den Meißel eines Phidias, eines Canova, oder eines Dannecker zu warten, zu wunderſchönen, und über jeden Tadel erhabenen Bildſäulen zu machen. Was dachte ſie z. B., oder wo wollte ſie mit uns hinaus, als ſie uns den Oberleib mit einer Fülle ausſtattete, für welche der Nahme Verſchwendung viel zu ſchwach iſt? Oder iſt es etwa, der Schönheits-Geſetze nicht zu gedenken, nicht ſchon den Regeln einer guten Haushaltung ſchnurgerade entgegen, wenn man einem Weſen drey Mahl mehr Körper gibt, als es zu ſeinem Daſeyn bedarf? Was ſoll dieſer Unrath? muß man fragen, und billig verzeihen ihre geſchmackvollen Töchter der guten Eva leichter den Sündenfall, als daß das Erſte, was ſie nach demſelben verlangte, ein Feigenblatt, und nicht eine Schnürbruſt war.

Wenn es aber wirklich das Vermögen der ſchaffenden Natur überſteigt, eine Frau, wie ſie ſeyn ſoll, hervorzubringen, wie kann es

noch Leute geben, die ſich ihrer gegen uns anzunehmen, wenn wir das rohe Werk ihrer Kraft erſt dadurch in das wahre Meiſterſtück der Schöpfung verwandeln, daß wir von den Rippen des Wallfiſches die unſrigen ſo lange zuſammenpreſſen laſſen, bis wir nicht nur mit unſerem Fuß, ſondern beynahe mit unſerem ganzen Körper in den Schuh einer Chineſinn ſchlüpfen könnten? In Proſa und in Verſen tadelt und verſpottet man die freywillige Marter, welcher wir uns unterziehen, aufs bitterſte, und ſelbſt ein Dichter, wie Michaelis, deſſen Nahme dafür aber auch von Rechtswegen, obgleich er ſelbſt längſt vermodert iſt, nach dem Laufe der Natur wahrſcheinlich noch wenigſtens ein halbes Menſchenleben an einem lebendigen Pranger ſich beſchimpft ſehen muß, machte ſich kein Gewiſſen daraus, zu ſingen:

„Wenn . . . .
uns ſchnöde Weichlichkeit und die verdammte Tracht
der Wallfiſchrippen ſiech und krüppelhaft gemacht.“

Bedenkt man denn, muß ich fragen, bedenkt man nicht, daß ſchon der Muth, mit welchem wir, bloß um unſerer eigenen Geſtalt Geſchmack abzugewinnen, uns einer lebenslänglichen frey⸗willigen Folter unterwerfen, die höchſte Bewun⸗derung verdient? Wo iſt der Mann, der für Gold, und Ehre, und Macht, und ſelbſt für die Unſterblichkeit ſo viele Qualen erduldet, als jedes Weib für — die Schönheit? Man kann, müßt Ihr wiſſen, in einem Harniſch ſte⸗cken, ohne ein Held, aber nicht in einer Schnür⸗bruſt, ohne eine Heldinn zu ſeyn, und es brüſte ſich alſo nur kein Alexander in ſeinem Erz ge⸗gen eine Dame in ihrem Fiſchbein. Doch was rede ich von Heldinnen, die oft nicht einmahl Pulver riechen, noch viel weniger eine Wunde empfangen! Märterinnen ſind wir, die ſich jauchzend auf den Roſt legen ließen, wenn nur das Braten ſie verſchönerte, und man ſollte daher billig die Männer ſelbſt ſo lange in eine Schnürbruſt ſtecken, bis ſie jede todte, oder auch nur halbtodte Dame mit aller zur Sache

gehörigen Feyerlichkeit unter die Heiligen verſetzt hätten.

Aber, ſagen manche Männer, und glauben recht viel zu ſagen, ein geſchnürter Leib kann kein geſegneter werden. Wahrlich, ich wollte, Gott verzeihe mir die Sünde! Eure Weiber brächten, gleich der Gräfinn von Henneberg, dreyhundert fünf und ſechzig Kinder auf Ein Mahl zur Welt. Wer jammert denn mehr über den allzu reichen Kinder-Segen, als Ihr? Und ſieht man nicht, wie Ihr, ſo oft der Himmel Euch aufs Neue mit ihm überſchüttet, Euch jedes Mahl ärger den Kopf kratzt? Klagt Ihr ferner nicht täglich über Frauen, die Kinder gebären, ohne, trotz dem Buche der Mütter, Mütter zu ſeyn? Welch ein Widerſpruch alſo, wenn Ihr verlangt, daß eben dieſe Frauen, die keine Mütter ſeyn können, nicht aufhören ſollen, Mütter zu werden! Und ſolltet Ihr ihnen nicht vielmehr bey jeder neuen Geburt eine engere Schnürbruſt zum Geſchenk machen, ſtatt die Schnürbrüſte überhaupt ſo gedankenlos zu ver-

dammen? Uebrigens macht Euch nur keine Sorge, die Welt möchte, wenn es ſo fortgeht, über kurz oder lang der Schnürbrüſte wegen ausſterben. Es wäre eine Schande für die Natur, die ſchon den neuen Erziehern zu gefallen ſtets für neue Zöglinge ſorgen muß, wenn ihr nicht hundert Mittel zu Gebothe ſtänden, den Schaden hundertfach zu erſetzen, und fragt nur Eure kindergläubigen Philoſophen, ob man die Möglichkeit läugnen kann, daß der Kinderglaube, der Storch bringe die Kinder, endlich noch zur Wahrheit wird?

Ich ſchäme mich beynahe, noch ein Wort über den Vorwurf zu verlieren, den man uns macht, daß wir, indem wir der Ueppigkeit unſers Wuchſes einen Damm, oder vielmehr ein Bollwerk entgegenſetzen, unſer Leben verkürzen. Man lehre uns erſt ein weniger gefährliches Mittel, der Natur den Rang abzulaufen, ehe man uns das einzige, das ſich uns bisher als unfehlbar bewährte, rauben will.

„Und ſetzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch die Schönheit gewonnen ſeyn!“

Dieſe goldenen Worte ſollte die kunſtreiche Nadel jeder Schnürbruſt mit goldenen Buchſtaben einverleiben. Und iſt es denn überhaupt ein ſo großes Glück, ſiebzig und achtzig Jahre in der ſich höchſtens durch ein Dutzend Bälle des Jahrs, und etwa noch Ein Mahl ſo viele neue Moden empfehlenden Vorhalle der Hölle, die man Welt nennt, ſich zerren, drücken und ſtoßen zu laſſen, und ſollen die ihre Zungen beherrſchenden Damen den Verdruß haben, ſo lange, oder gar noch länger zu leben, als plaudernde Papageyen? Es iſt und bleibt mir im Ernſt unbegreiflich an unſerem Geſchlecht, daß ſo viele ſeiner ſchönſten Zierden es darauf anlegen — alte Weiber zu werden. Die Ankunft einer Runzel, oder der Abgang eines Zahns ſollte billig für jede auf Schönheit, und alſo auf weibliche Ehre haltende Schöne ein Ruf in das Grab ſeyn, und hoffentlich wird die Lebens-Verlängerungskunſt nur von den auch in dieſem Stück unerſättlichen

Männern ausgeübt. Leben wir endlich nicht in einer Zeit, in welcher es nahmentlich auch unter den Frauen zur guten Lebensart gehört, das Leben von ſich zu werfen? Nicht Jede iſt aber ſo glücklich, einen Haus- und Herzensfreund, kurz, einen Heinrich von Kleiſt zu finden, deſſen Liebe für ſie ſtark genug iſt, um ihr eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und da ein mit Aufſehen verbundener Selbſtmord immer den Schwachen zum Aergerniß gereicht: ſo verdienen wir offenbar noch Dank, wenn wir den Modetod gleichſam in unſerem Beruf ſterben, und höchſtens die Schnürbruſt, wenn das gewöhnliche Verfahren, gleich einem gerichtlichen, zu langſam geht, noch ein wenig enger zuſammenziehen.

Ich würde mich nur mittelmäßig um mein ſich ſchnürendes Geſchlecht verdient machen, wenn ich mich begnügte, eine Sitte zu vertheidigen, die gar keiner Vertheidigung bedarf, und ich verſchweige es alſo nicht länger, daß ich in einem edlen Wettſtreite mit dem eben ſo ſcharfſinnigen, als menſchenfreundlichen Erfinder

der Guillotine ein Paar künſtliche Werke, die ich Körperpreſſen nenne, zu Stande gebracht habe, und daß dieſer in der Geſchichte der weiblichen Körperbildung, und alſo in unſerer Geſchichte überhaupt höchſt denkwürdigen Erfindung die bisherige Schutzrede bloß zur empfehlenden Einleitung dienen ſollte.

Wäre meine Schöpferkraft nicht doppelt ſo fruchtbar, als die Schöpferkraft der meiſten Alltags-Erfinder: ſo hätte ſie auch nicht — doppelte Früchte getragen. Meine Sorgfalt erſtreckt ſich nähmlich nicht nur auf die Erwachſenen, ſondern auch auf die Nachwachſenden, und wenn die Mündigen mit geläufiger Zunge mein Lob verkündigen, ſo ſollen die Unmündigen es wenigſtens lallen.

Die geneigten Leſerinnen ſehen alſo auf der gegenwärtigen, ſich und den Meiſter lobenden Kupfertafel zuerſt eine Preſſe — für die geneigten Leſerinnen ſelbſt, und hoffentlich wird der Zweck des ſinnreichen Werks, der kein anderer iſt, als die immer noch zu ſchwache Wirkung der

Schnürbrüſte zu verſtärken, ihnen beym erſten Anblick einleuchten.

Eine Dame braucht, um den Werth der Erfindung an ihrem eigenen Körper zu erfahren, bloß der Hülfe zweyer Dirnen, die aber freylich, um nicht für immer dienſtunfähig zu werden, die Probe nie an ihrem eigenen Körper anſtellen, und überhaupt nie ſelbſt eine Schnürbruſt tragen dürfen. Will eine oder die andere Freundinn und Beförderinn der Erfindung die Stelle der Zofen entweder durch ihren Gemahl, oder durch ein Paar nicht allzu ſchwächliche Hausfreunde vertreten laſſen, ſo habe ich Nichts dagegen, ob ich gleich in der Regel den weiblichen Beyſtand für zweckmäßiger halte. Männer können, da ſie von dem Nutzen der Marter, welcher ſich ihre Frauen unterwerfen, keine ſo lebhafte Vorſtellung, als Perſonen unſers Geſchlechts haben, viel leichter bey ihrer Dienſtleiſtung aus Weichherzigkeit von einer Ohnmacht befallen werden, als eine kraftvolle Dirne, die geneigter iſt, ihre Gebietherinn zu beneiden,

als zu bemitleiden. Und ſelbſt bey der Wahl weiblicher Gehülfen wird es nöthig ſeyn, Lavaterſche Geſichtskunde zu Rath zu ziehen, und ich verweiſe daher die Leſerinnen ausdrücklich auf die preſſende Geſtalt zur Rechten unſerer Kupfertafel, die wahrlich der beſte Henker um ihr Geſicht beneiden könnte. Ungleich weniger Beruf zu ihrem Amt hat offenbar, den Geſichtszügen nach, ihre Gehülfinn zur Linken. Dafür kann ſie aber auch das Geſchäft nicht einmahl ſtehend, ſondern bloß in der leidenden Stellung einer Knieenden verrichten. Uebrigens fürchte ich beynahe, der ein etwas ſtarkes Maß von Leiden verrathende Blick der gepreßten Dame ſelbſt möchte weniger für, als gegen meine Erfindung ſprechen, und auf alle Fälle jeder mitleidenden Beſchauerinn neben einer Thräne zugleich den Wunſch auspreſſen, der Künſtler möchte die Schmerzenstochter, gleich dem Vater der Iphigenie, obſchon nicht ganz aus demſelben Grunde, mit verhülltem Geſicht dargeſtellt haben.

Die neuerfundene Preſſe und ihre beynahe mir ſelbſt unglaubliche Wirkung noch mit der Feder anpreiſen zu wollen, hieße die Kunſt des Meiſters beleidigen, deſſen Griffel eine Sprache redet, hinter welcher jede andere zurückbleibt. Nur ſey es mir erlaubt, auf den Abſtand zwiſchen der gepreßten Dame und den preſſenden Zofen, und alſo auf den Sieg der herriſchen Kunſt über die unterwürfige Natur nicht ſowohl die Leſerinnen, als vielmehr die Leſer aufmerkſam zu machen. Iſt, frage ich, die Dame nicht beynahe des Leibes, bis auf einen kleinen Theil, den ſie, um noch ein wenig Leben zu verwahren, nicht entbehren kann, völlig ledig, und hat das ſchlanke Schilfrohr ſelbſt nicht Recht, wenn es durch ihren Wuchs ſich zum Neid reizen läßt? Mit Einem Wort. Wer verſpricht ſich bey dem Anblick nicht das Wunder, dereinſt noch, wenn nicht ein Kamehl, doch ein Frauenzimmer durch ein Nadelöhr ſchlüpfen zu ſehen?

Nicht ohne Schmerz gehe ich von der Damenpreſſe auf die Kinderpreſſe über, indem ich zum

Voraus den Verluſt von jener beklage, die durch dieſe ſchon bey dem nächſtfolgenden Menſchengeſchlecht ſich ſammt den Schnürbrüſten für immer verdrängt ſehen wird. Von jeher hätte man nähmlich bey dem weiblichen Körper den Ausſchweifungen der Natur ſogleich nach der Geburt mit Nachdruck Einhalt thun, und die neugebornen Mädchen, noch ehe man ſie zur Taufe brachte, unter eine tüchtige Preſſe bringen, und alſo eine Handlung mit ihnen vornehmen ſollen, die wenigſtens eben ſo nothwendig iſt, als daß man den Teufel von ihnen austreibt. Da jedoch die Leute, die vor mir lebten, Nichts dafür können, daß ſie nicht mit mir lebten, und alſo meiner Erfindung ſich nicht erfreuen konnten: ſo haben nur meine glücklicheren Zeitgenoſſen keine Entſchuldigung, wenn man künftig noch immer beklagenswürdige weibliche Geſchöpfe von zwanzig und mehr Jahren mit einem natürlichen, und alſo verwahrlosten Körperbau unter uns herumwandeln ſieht.

Einer weitern Belehrung und Aufmunterung

überhebt mich die meiſterhafte Kunſt des Zeichners, und ſo kläglich auch die Geberde des gepreßten Kindes iſt, ſo werden doch durch ſeinen Anblick zärtliche Aeltern am wenigſten ein Vorurtheil gegen die Preſſe bey ſich aufkommen laſſen. Ihnen bleibt nur die Wahl, ob ſie den Wuchs ihres Kinds der verunſtaltenden Natur Preis geben, oder ihm die Wohlthat der freylich etwas ſpartaniſch, oder wenn man will barbariſch bildenden Kunſt zu Theil werden laſſen wollen, und gewiß kann höchſtens ein Vater, ſchlechterdings aber keine Mutter einen Augenblick zweifeln, welche Pflichten ihnen in dieſem Falle die Mode, und alſo die höchſte aller Geſetzgeberinnen vorſchreibt. Freylich, ich fürchte es ſelbſt, werden wir durch die Erfindung weniger die Kinder, als ihre Todtenliſten anwachſen ſehen. Aber muß nicht ſelbſt im unglücklichſten Falle jeder Mutter, und der zärtlichſten am meiſten, die Nothwendigkeit und die gute Abſicht, vorzüglich aber der Gedanke zum Troſt gereichen, daß ein Mädchen, welches die erforderliche Kraft

nicht mit auf die Welt bringt, ſich durch die Gewalt der Kunſt zu einem Frauenzimmer geſtalten zu laſſen, höchſtens als ein todtgebo- renes Kind zu betrachten und zu beweinen iſt. Es kann die Bedingung des weiblichen Lebens nicht erfüllen, und iſt alſo auch für das Leben nicht geſchaffen. Stirbt endlich, Tod gegen Tod gerechnet, jedes Kind nicht tauſend Mahl leichter unter der kurzen Qual meiner Preſſe, als ſeine Mutter unter ihrer Jahre langen Schnürbruſt-Folter?

1 8 1 3.

Vierte Abtheilung.

Prinzeſſinn Florine und König Hulderich.

Erſter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

Ein König beſaß Land und Leute im Ueberfluß, unermeßliche Reichthümer, und einen Schatz, den er von Rechtswegen höher achtete, als Gold und Perlen — eine Gemahlinn. Das Glück ließ ihm Krone und Zepter, Land und Leute, und vermehrte ſeine Reichthümer mit jedem Tage, aber die Gemahlinn raubte ihm der Tod, und nun war der Mächtigſte in ſeinen Staaten zugleich auch der Betrübteſte. Er ließ es nicht, wie andere, ebenfalls tiefgebeugte

Wittwer, dabey bewenden, daß er ſich die Augen roth weinte, und die Hände wund rang, ſondern ſtieß in der Verzweiflung den Kopf mit einer ſolchen Heftigkeit an die Wand, daß wenn dieſe nicht durch die Vorſicht ſeiner Leute, die das Unheil vorausſahen, gepolſtert geweſen wäre, er ihn ſchlechterdings nicht mehr zum Regieren, und kaum noch zum Philoſophiren hätte gebrauchen können.

Die verheiratheten Großen ſeines Hofs, die gar nicht Luſt hatten, über kurz oder lang bey dem zu fürchtenden Verluſt ihrer Frauen ſich den Schädel zu zerſchmettern, ſuchten alle möglichen Mittel hervor, der ausſchweifenden Betrübniß ihres Beherrſchers Einhalt zu thun. Jetzt bewieſen ſie dem Troſtloſen aufs tiefſinnigſte, daß man bey dem gröſten Unglück, und alſo ſelbſt bey dem Verluſt einer Frau, ſtatt völlig zu verzweifeln, noch ein wenig Muth übrig behalten müſſe, und jetzt nöthigten ſie ihn in die Komödie, oder ſuchten ihm das Zwerchfell durch allen Witz, allen Humor, alle Laune, und

alle Luſtigkeit der Leſe-Bibliotheken zu erſchüttern. Allein er weinte im Rochus Pumpernickel ſo ungemein, als ob man den Mohren von Venedig, oder Romeo und Julie vor ihm aufführte, und bey ſeinem Bücherleſen benetzte er, o Wunder! ſelbſt den Anecdoten-Almanach, alle drey Bände von Friedrichs ſatyriſchen Feldzügen, und die ſämmtlichen Geburten des Johannes Falkſchen Witzes mit ſeinen Thränen.

Zweytes Kapitel.

Die Betrübniß des Königs und die Beſorgniſſe, die ſie bey ſeinen Unterthanen erregte, hatten den höchſten Grad erreicht, als plötzlich eine Dea ex machina in Geſtalt einer Dame vor ihm erſchien, die ſo rabenſchwarz mit Flor, Krepp, Tafft und Sammt behangen war, daß das Gewand der Nacht ſelbſt nur für eine Halbtrauer gegen die ihrige gelten konnte.

Was kann man von einer Dame in Wittwentracht anders erwarten, als die tiefſte Betrüb-

niß? Und in der That rechtfertigte die Unbekannte ihren Anzug durch eine reichlich ſtrömende Thränenfluth, und durch ein unendliches Jammergeſchrey. Ich komme nicht, ſprach ſie mit lautem Schluchzen zu dem König, Eure Majeſtät zu tröſten, ſondern meine Klagen mit den Ihrigen zu vereinigen. Ich begreife gar nicht, wie es ſich Jemand einfallen laſſen kann, einem Wittwer, einem Manne, der ſeine Frau verloren hat, zuzumuthen, daß er jemahls zu weinen aufhöre, und ich ſelbſt, ob es gleich nur ein Mann iſt, deſſen Verluſt ich beklage, wünſche mir doch für die Thränen um dieſen einzigen Mann hundert Augen, wenn andere Weiber an zwey genug haben, um hundert Männer zu beweinen.

Bey dieſen Worten verdoppelte ſie alle Aeußerungen ihrer Verzweiflung, und der König ermangelte nicht, in der nähmlichen hochtragiſchen Affect-Rolle mit ihr zu wetteifern.

Von nun an blieb die Dame ſeine unzertrennliche Geſellſchafterinn, und womit konnte

er die Betrübte beſſer unterhalten, als mit ſeiner eigenen Betrübniß? Er lobte zwar nicht ſie, aber doch eine Perſon, die zu ihrem Geſchlecht gehörte, und was die Hauptſache war, ſich nicht mehr unter den Lebendigen befand, und wie hätte er alſo an ihrem Beyfall zweifeln können? Aber leider iſt ſelbſt der Schmerz eines Wittwers nicht weniger vergänglich, als das Entzücken eines Bräutigams, und wenn vollends eine ſchöne Wittwe ſeinen Klagen ihr Ohr leiht, darf man ſich wundern, wenn aus den betrübten Seufzern endlich verliebte werden?

Die ſchlaue Leidtragende merkte kaum, daß der König mit jedem Tage weniger der gepolſterten Wände bedurfte, als ſie gleichfalls mit jedem Tage ihren Schleyer etwas mehr zurückſchlug. Wie von ungefähr ſtellte ſie ſich zuweilen neben das Bildniß der verſtorbenen Königinn, und deutlich ſagte jede ihrer Mienen: Auch ich kann bezaubern! Zugleich ermangelte ſie aber nicht, ihrem abgeſchiedenen Gemahl noch täglich ein Thränenopfer zu bringen, und

den ſie tröſtenden König zu verſichern, daß ſie nicht zu tröſten, und daß Nichts ewiger ſey, als ihr Schmerz. Mit Einem Wort, die Dame ſpielte ihre Rolle mit einer Feinheit, die ihren Zweck, den troſtloſen König in ihren getröſteten Gemahl zu verwandeln, nicht verfehlte. Bald ſah ſie ihr Werk und ſich gekrönt, und weder ſie noch der König ließen ſich in ihrem Entzücken durch den unbedeutenden Umſtand ſtören, daß unter den Gedichten, mit welchen die Muſen des Königreichs ihre Vermählung feyerten, auch einige umherliefen, die — keinen Hofpoeten zum Verfaſſer hatten.

Drittes Kapitel.

Der König hatte von ſeiner erſten Gemahlinn eine funfzehnjährige Tochter, die, weil ſie mit den ſchönſten Blumen in die Wette blühte, Florine hieß, mit gleichem Recht aber durch die Vorzüge ihrer Geſtalt und ihres Geiſts jeder Göttinn und jeder Muſe und Grazie ihren Nah=

men hätte ſtreitig machen können, und ſchon darum das achte Wunder der Welt genannt zu werden verdiente, weil ſie die einfachſte Kleidung der koſtbarſten vorzuziehen pflegte, und ſich lieber mit Blumen, als mit Diamanten ſchmückte.

Kein Wunder der Welt, wenigſtens keins, das man bewunderte, war die mit ihrem erſten Gemahl erzeugte Tochter der neuen Königinn, die gleich nach der Vermählung der Mutter von dieſer an den Hof berufen wurde. Ob ſie gleich von der Fee Gertrud ſelbſt, die freylich mit der Heldinn des Buchs der Mütter nur den Nahmen gemein hatte, erzogen war, ſo konnte man doch unmöglich weniger Erziehung beſitzen, als ſie, und kein Schmeichler war unverſchämt genug, einem Frauenzimmer auch nur die kleinſte Tugend nachzurühmen, die wegen ihrer Herrſchſucht und Schmähſucht, wegen ihrem Neid, ihrer Schadenfreude, ihrer Rachgier, ihrer Trägheit und tauſend anderer ſchlimmen Eigenſchaften der Gegenſtand des allgemeinen Tadels und der

allgemeinen Verachtung war. Man glaubt ohne Zweifel, ein Frauenzimmer, das ſo gleichgültig gegen innere Schönheit war, habe deſto mehr äußere Reize beſeſſen. Allein die Natur hatte aufs Beſte dafür geſorgt, daß der Körper der Dame ihrer Seele nicht das geringſte Recht gab, eiferſüchtig auf ihn zu werden. Anderer Reize nicht zu gedenken, hatte ſie eine Haut, ſo gelb und ſo öhlicht wie die Butterblume, und ein Geſicht voll rother Flecken, die, ſo ſchön man ſie auch bey den Forellen, von welchen ſie den Nahmen Forelline erhielt, finden mag, doch zur Erhöhung ihrer Liebenswürdigkeit wenig beytrugen.

Die arme Florine hatte an dieſer Gegenfüßlerinn der Huldgöttinnen eine natürliche Feindinn, die kein angenehmeres Geſchäft kannte, als ihr Verdruß zu machen, und in dieſer edlen Bemühung an der zärtlichen Mutter eine treue und unermüdete Gehülfinn fand.

Viertes Kapitel.

Man hatte Urſache zu vermuthen, daß Hulderich, ein durch die Annehmlichkeiten ſeiner Perſon und die glänzenden Eigenſchaften ſeines Geiſts gleich berühmter König eines benachbarten Reichs, deſſen Beſuch man erwartete, eine der beyden Stiefſchweſtern zur Gemahlinn begehren würde, und es koſtete die Königinn wenig Mühe, ihren Gemahl zu überzeugen, daß an ihre Tochter, kraft ihrer entſchiedenen Vorzüge vor der ſeinigen, die Reihe gefreyt zu werden, zuerſt kommen müſſe.

Der gekrönte Freyer fand ſich ein, und die Königinn verlor keinen Augenblick, ihm die von Diamanten funkelnde Forelline vorzuſtellen. Aber der Unempfindliche fand nur die Diamanten, und nicht die Eigenthümerinn ſchön, und dagegen raubte die liebenswürdige Florine, trotz des ſchlechten Gewands, in welchem ſie durch die Veranſtaltung der Königinn vor ihm erſchien, ihm beym erſten Anblick das Herz.

Das arme Mädchen war von der böſen Stief=

mutter in einen Winkel des Saals verwieſen, und doch hatte dieſe die Bosheit, dem König Hulderich zu ſagen, ſie entziehe ſich aus Einfalt und Blödigkeit dem Anblick der Fremden. Aber der König hatte nur Augen für die Reize der Prinzeſſinn, und keine Ohren für die Verleumdungen der Stiefmutter. Himmliſche Florine! rief er voll Entzücken aus, den Schmuck, der Ihrem Stande gebührt, könnten Sie leicht finden, nie aber einen, der Ihrer Schönheit würdig wäre, und ich bewundere Sie alſo, daß Sie einen Anzug wählten, den die geringſten Ihres Geſchlechts verſchmähen würden. O, ich habe ihn nicht gewählt, rief die Prinzeſſinn mit naſſen Augen. Ein Anzug von meiner Wahl würde zwar einfach ſeyn, aber nicht das Auge beleidigen, und verzeihen Sie mir alſo, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich am liebſten ganz unbemerkt von Ihnen geblieben wäre.

Dem Himmel, antwortete Hulderich, ſey Dank, der Ihrem Wunſch ſeine Beyſtimmung verſagte, und nicht zugab, daß ich dieſes König-

reich verließ, ohne ſein ſchönſtes Kleinod, oder vielmehr das ſchönſte Kleinod der Welt zu ſehen!

Eine allerliebſte Unterhaltung für mich, ſprach die Königinn entrüſtet, die zärtlichen Schmeicheleyen anzuhören, die Eure Majeſtät an ein Mädchen zu verſchwenden geruhen, welchem der Kopf nicht erſt verrückt zu werden braucht!

Nicht der Kopf der unvergleichlichen Florine, erwiederte Hulderich, der meinige iſt durch die Schuld der reizendſten aller Sterblichen in Unordnung. Aber troß dieſes Zuſtands iſt der Ausdruck meiner Bewunderung ihrer Vollkommenheiten gewiß nicht zu ſtark, ſondern noch viel zu ſchwach. Wer könnte auch das Lob des Schönſten und Edelſten übertreiben?

Konnte der König den erhaltenen Verweis auf eine boshaftere Art von ſich ablehnen, und war es ein Wunder, daß die Königinn ihm alle ihre Gnade entzog? Auf der Stelle eilte ſie zu ihrem Gemahl, und hörte nicht auf, ihn zu beſtürmen, bis er einwilligte, die Prinzeſſinn,

ſo lange der Beſuch des Königs dauern würde, in einen Thurm zu verſchließen.

Fünftes Kapitel.

Während die arme Florine, die noch am nähmlichen Tage von vier vermummten Männern in ihr ödes Gefängniß geſchleppt wurde, nicht aufhörte, die grauſame Behandlung, die ſie erfuhr, und die Trennung von dem König, dem ſie nicht weniger hold war, als er ihr, zu beklagen, war dieſer voll Kummer, daß er ſie aller Orten vergebens ſuchte. Keiner der ihr zur Begleitung gegebenen Höflinge wollte ihm ihren Aufenthalt entdecken, und dafür ſagten ſie ihm alle ungefragt alles mögliche Böſe von ihr. Die gute Prinzeſſinn ſollte die erſte Buhlſchweſter im ganzen Königreich ſeyn. Es war nirgends eine ſchlimmere Zunge als die ihrige zu finden. Gegen ihre Freunde war ſie ein quälender Dämon, und ein feuerſpeyender Drache gegen ihre Untergebenen. Man behauptete ſogar, ſie liebe

das Geld mehr als den Putz, und kleide ſich in die ſchmutzigſten Lumpen, bloß um Schätze zu ſammeln.

Hulderich erkannte in dieſem Gemählde nur zu deutlich den ſtiefmütterlichen Pinſel. Die Einfältige! dachte er, hat ſie vergeſſen, daß ich die Prinzeſſinn ſelbſt geſehen habe? Leichter kann das Licht zur Finſterniß, und die Tugend ſelbſt zum Laſter werden, als daß Florine auch nur den Nahmen der häßlichen Eigenſchaften kennt, die dieſe feilen Verleumder ihr beylegen. Ihr Verbrechen iſt, ein Diamant zu ſeyn, neben welchem man freylich den Kieſel nicht achtet, der Forelline heißt, und ſich ihre Schweſter nennt.

Die Höflinge konnten leicht merken, wie wenig Glauben ihre Verunglimpfungen bey dem König fanden, und das Wohlgefallen, mit welchem er einen von ihnen anhörte, der zum Schein die Rolle des Vertheidigers der ſchönen Angeklagten übernahm, ließen ſie an ſeinen wahren Geſinnungen gar nicht mehr zweifeln.

Die Königinn, ob ſie gleich lauter Nachrichten

empfing, die ihren Abſichten nichts weniger als ſchmeichelten, war doch weit entfernt, ihnen zu entſagen, und ſchickte ſogar ihrem Gaſt den von ihr geſtifteten Orden der Liebesritter, unter welchem, wie ſie hoffte, ſein Herz zärtlicher zu ſchlagen anfangen würde.

Dieſer Orden beſtand aus einem goldenen, feuerfarbig geſchmelzten, von mehreren Pfeilen umgebenen, und von einem derſelben durchbohrten Herzen, und hatte die Umſchrift: Nur Einer hat mich getroffen! Für Hulderich hingegen hatte die Stifterinn das Herz aus einem Rubin von der Größe eines Straußen-Eyes ſchleifen laſſen; die Pfeile, in der Länge eines Fingers, waren von Diamanten, und die Kette, woran das Kleinod hing, beſtand aus Perlen, deren kleinſte ein Pfund wog. Den Orden begleiteten ſeine Geſetze in einem goldenen, mit Edelſteinen beſetzten Buche, deſſen Atlasblätter mit den ſchönſten Gemählden verziert waren.

Der unſchätzbare Werth des Geſchenks ſetzte den König, wie billig, in Erſtaunen. Mit dem

Orden, ſagte man ihm, wünſche die Königinn ihrem Gaſt einen Beweis ihrer Freundſchaft zu geben, das Buch hingegen ſende ihm die Prinzeſſinn, mit der Bitte, ihr Ritter zu werden.

Die Prinzeſſinn! ſprach der König zu ſich ſelbſt, und dachte an keine andere, als an die Geliebte. Die gütige Florine, rief er endlich aus, wo iſt ſie, daß ich ihr kniend für die Gnade danke, der ich freylich nur durch meine Liebe, meine Bewunderung, meine Anbethung würdig bin?

Die Prinzeſſinn Forelline, antwortete ein Höfling, denn ſie meinen Eure Majeſtät ohne Zweifel, und ſie iſt es auch, die uns ſendete, Prinzeſſinn Forelline alſo wird mit Vergnügen aus dem Munde eines von ihr ſo ſehr geachteten Königs vernehmen, mit welchem Entzücken er ihr Geſchenk aufgenommen hat.

Unmöglich, erwiederte Hulderich mit der größten Gleichgültigkeit, kann die Prinzeſſinn Forelline mich zu ihrem Ritter verlangen, da Niemand beſſer weiß, als ſie, wie unwürdig ich dieſer Ehre bin. Nehmt alſo, fuhr er fort, indem

er Orden und Buch wieder auf das Kiſſen, auf welchem man ſie gebracht hatte, legte, nehmt die Geſchenke zurück, und ſagt der Prinzeſſinn, daß die Beſcheidenheit mir nicht erlaube, einen Lohn zu empfangen, den ich nie zu verdienen vermag.

Die Königinn und ihre Tochter fanden ſich zwar durch das Zurückweiſen ihrer Gnadenbezeugungen höchlich beleidigt. Aber was läßt eine Mutter, die eine der körperlichen und der geiſtigen Vorzüge beraubte Tochter an Mann bringen, und eben dieſe Tochter, die an Mann gebracht ſeyn will, ſich nicht gefallen? Der Beleidiger wurde alſo ohne ſein Geſuch begnadigt, und Forelline unternahm es ſogar, ſein Betragen zu entſchuldigen. Was iſt möglicher, ſprach ſie, als daß der gute König wirklich den Muth nicht hat, die Augen bis zu mir zu erheben, und aus bloßer Beſcheidenheit der albernen Florine den Vorzug gibt? Was iſt aber leichter zu beſiegen, als die Beſcheidenheit eines Liebhabers, beſonders wenn ihr eine Herablaſſung und eine Beharrlichkeit, wie die meinige, entgegen geſetzt wird?

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Tage, als Hulderich wieder bey Hofe erſchien, ſuchten ſeine Augen nur die Prinzeſſinn Florine, und ſo oft eine Thür ſich öffnete, richtete er ſeine Blicke nach derſelben, in der Hoffnung, die Geliebte ſey es, welche eintrete. Zugleich erhielt die Königinn, welche den Grund ſeiner Unruhe nur zu gut errieth, und durch ihre Geſpräche ſeine Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände zu lenken trachtete, lauter zerſtreute und verkehrte Antworten von ihm, und zuletzt vergaß er ſich ſo ſehr, daß ihm die Frage entfuhr, wo Prinzeſſinn Florine bleibe. Florine wird, nach dem Willen ihres Vaters, für Niemand mehr ſichtbar ſeyn, bis meine Tochter vermählt iſt, erwiederte die Königinn in einem beleidigten und beleidigenden Tone, und Hulderich, indem er dieſen nur zu deutlichen Wink mit Nichts als einem verächtlichen Blick auf die zu vermählende Tochter beantwortete, verließ augenblicklich das Zimmer.

Man wollte alſo die geliebte Prinzeſſinn durch=

aus ſeinem Anblick entziehen. Was war natürlicher, als daß er auf Mittel ſann, ſie gegen den Willen des ſchwachen Vaters und der tyranniſchen Stiefmutter zu ſehen? Und wirklich gelang es einem ſeiner Günſtlinge, eine der Kammerfrauen der Königinn für ſeine Abſicht zu gewinnen. Mit einbrechender Nacht ſollte Hulderich die Prinzeſſinn an einem in den Garten gehenden Fenſter des untern Stockwerks ihres Gefängniſſes finden. Aber, ſprach die Unterhändlerinn, die größte Behutſamkeit iſt nöthig bey der Sache, weil das Leben darauf ſteht, der Liebe des Königs Hulderich zu der Prinzeſſinn Florine den geringſten Vorſchub zu thun.

Siebentes Kapitel.

Hulderich flog zur beſtimmten Zeit nach dem Garten, und fand wirklich an dem ihm bezeichneten Fenſter eine Dame, die Alles, was er ihr ſagte, ſehr gern zu hören ſchien, wenn ſie gleich ſeine zärtlichen Seufzer nur wieder mit Seuf-

zern, oder höchſtens mit einſylbigen, kaum hörbaren Worten erwiederte. Schönſte Prinzeſſinn! ſprach er, Sie leiden um meinetwillen; aber Ihre Leiden haben ein Ende, ſobald Sie ſich entſchließen, meine Hülfe anzunehmen. Empfangen Sie dieſen Ring zum Zeichen meiner ewigen Treue, und fliehen Sie noch heute, noch in dieſer Stunde, unter meinem Schutz aus dieſem unwürdigen Kerker und aus dieſem Königreiche, das für Sie gleichfalls nur ein großes Gefängniß iſt.

Die Schöne reichte ihm willig ihre Hand durchs Fenſter. Aber kaum hatte er ihr den Ring an den Finger geſteckt, als er eine widrige, ihm nur zu bekannte Stimme in die Worte ausbrechen hörte: Dem Himmel ſey Dank! Endlich iſt es mir gelungen, einen Mann auf ewig zu feſſeln! Nicht der albernen Florine, ſondern mein biſt Du, theurer, geliebter Hulderich!

Welch ein Entſetzen für den armen König, als er ſeinen Irrthum gewahr wurde, und ſtatt der angebetheten Florine die verhaßte Forelline er-

blickte! Eure Majeſtät, fuhr dieſe fort, ſind erſtaunt, mich hier zu finden, und es iſt billig, daß ich Ihnen aus dem Traum helfe. Durch die Kammerfrau, die Sie gewonnen zu haben glauben, die aber durch ihre Treue ein wahrer Phönix der Kammerfrauen iſt, erfuhr meine Mutter, auf welche Art Sie dem König für ſeine Gaſtfreundſchaft danken wollten, und um Sie in Florinens Abweſenheit nicht ganz ohne Unterhaltung zu laſſen, hat ſie mich hieher geſandt. Ob dieſe Aufmerkſamkeit gebührend von Ihnen erkannt wird, iſt Ihre Sache. Genug, kraft des Rings an meiner Hand ſind wir Braut und Bräutigam, und meine Pathe, die Fee Gertrud, die ſich das Vergnügen nicht nehmen laſſen will, unſere Hochzeit zu veranſtalten, ſtirbt vor Ungeduld, den König in ihrem Schloſſe zu ſehen, deſſen Vollkommenheiten es gelang, ein Herz, wie das meinige, beym erſten Anblicke zu erobern.

Hulderich verſuchte zu fliehen. Aber unſichtbare Hände trugen ihn in einen ſchon bereit ſtehenden, mit vier und zwanzig fliegenden Frö=

ſchen beſpannten Wagen. Die liebenswürdige Braut ſetzte ſich neben ihn, und in wenigen Sekunden befand er ſich mit ihr vor einem prächtigen, von tauſend Lampen erleuchteten Schloſſe. Forelline zerrte ihn aus dem Wagen, und führte ihn zu der Fee, die in einem Saale, deſſen Wände von Diamanten einen unbeſchreiblichen Glanz verbreiteten, auf einem prachtvollen Throne ſaß, und ihn mit der größten Freundlichkeit empfing.

Achtes Kapitel.

Ich wünſche Ihnen Glück, König Hulderich, zu einer Gemahlinn, deren Wahl Ihrem Verſtande zur größten Ehre gereicht, mit dieſen Worten bewillkommte die Fee den König.

Mächtige Fee, antwortete er, ich achte die Prinzeſſinn Forelline, aber ich liebe nur die Prinzeſſinn Florine, und werde jene auch zu achten aufhören, wenn ſie fortfährt, mich zwingen zu wollen, ſie zu lieben.

Höre ich recht, rief die Fee, Sie wagen es,

mir ins Angeſicht zu ſagen, daß Sie die liebens=
würdigſte Prinzeſſinn, daß Sie ein Muſter der
Tugend, wie der Schönheit, daß Sie Forellinen,
mit Einem Wort, daß Sie meine Zöglinginn nicht
lieben, und nicht einmahl heirathen wollen? Wo
bleibt die Ehrfurcht, die Sie mir ſchuldig ſind,
und die Treue, die Sie der Prinzeſſinn ſchworen?

Ich ſterbe, erwiederte Hulderich, vor Ehr=
furcht gegen die Fee Gertrud und alle Feen in der
Welt, aber vor Liebe nur für eine einzige Prin=
zeſſinn, und dieſe heißt nicht Forelline, ſondern
Florine.

Meineidiger! ſchrie die junge Dame, ſprich,
wem haſt Du Liebe und Treue geſchworen, und
wem gabſt Du dieſen Ring zum Bürgen Deines
Schwurs, dem Aeffchen Florine, oder mir?

Ich erröthe in Ihre Seele, Prinzeſſinn! ant=
wortete Hulderich, daß Sie fähig ſind, Ihre An=
ſprüche an mich auf einen Betrug zu gründen,
deſſen Andenken Sie vernichten ſollte. Bey
der jungfräulichen Sittſamkeit! Eine ſolche Ver=
letzung der Frauenwürde verdient, daß alle tod=

ten Weiber, von der erſten bis zur letzten, ſich im Grabe umkehren, und alle lebendigen über die Entehrerinn ihres Geſchlechts den ſchrecklichſten Bannfluch ausſprechen. Wenn Sie noch der Reue fähig ſind, ſo bitten Sie den Himmel, daß er Sie wenigſtens drey Jahrhunderte leben läßt, denn eine kürzere Zeit können Sie ſich unmöglich ſchämen. Mit dieſem wohlgemeinten Rath erlauben Sie mir, mich Ihnen für immer zu empfehlen.

Der König wollte wirklich nach dieſem Kompliment ſich entfernen. Aber die Fee, indem ſie ihn mit ihrem Stabe berührte, rief ihm zu: Nicht ſo eilig, Herr Flüchtling! Wie kann ein Mann, wie Sie, davon gehen wollen, ohne ſeine beſſere Hälfte mitzunehmen? Die ſchöne Forelline iſt ſo gut als vermählt mit Ihnen, und nicht anders als an ihrem Arm werden Sie von der Stelle kommen.

Elende Künſte, rief der feſtgezauberte Hulderich, die nur dem Vermögen des Körpers Schranken ſetzen, nicht aber dem Willen gebiethen kön-

nen! Laſſen Sie mich eine Ewigkeit hier ſtehen, und nie werden Sie meinen Entſchluß erſchüttern. Lieber will ich mich von dem nächſten beſten Ungeheuer tödten laſſen, als der Gemahl von einem werden.

Neuntes Kapitel.

Ein Mann von Muth und Entſchloſſenheit, oder mit Einem Wort, ein Mann, gebiethet ſelbſt übernatürlichen Mächten Ehrfurcht. Die Fee mußte wider ihren Willen die Unerſchrockenheit des Königs bewundern, und fand für gut, ihre Drohungen in Verheißungen, und ihre Vorwürfe in Schmeicheleyen zu verwandeln. Alles, ſprach ſie, was den Ehrgeiz einer Heldenſeele entflammt, ſoll meine Macht Ihnen verleihen. Wollen Sie die Welt beherrſchen? Ein Wort, und kein Sterblicher außer Ihnen ſoll eine Krone tragen! Was Niemand zu wünſchen wagt, was Sie ſelbſt zu träumen nicht kühn genug ſind, ſey Ihnen gewährt! Und fordere ich für die größten

Wohlthaten, die ich Ihnen verheiße, mehr als das kleinſte aller Opfer von Ihnen? Wenn ich Ihnen auch zugebe, daß Forelline nicht ſo ſchön iſt, als ſie ſeyn könnte, ſind denn Sie der erſte Mann, der eine häßliche Frau heirathet? Und iſt nicht die gute Prinzeſſinn, wenn nicht die Schönheit, doch die Zärtlichkeit ſelbſt? Vergißt ſie nicht aus Liebe zu Ihnen die Hoheit ihres Geſchlechts, und widmet dem Manne die Anbethung, die dieſer dem Weibe ſchuldig iſt? Und eine ſolche Liebe könnten Sie mit kalter Verachtung erwiedern? O ich bin gewiß, Sie vergeſſen nicht länger, was Ihrer würdig iſt. Der liebenswürdigſte Mann kann nicht zugleich der unempfindlichſte, und der vollkommenſte nicht zugleich der undankbarſte ſeyn.

Zehntes Kapitel.

Zwanzig Tage und zwanzig Nächte lang fuhr die Fee in einem Athem fort, den widerſpenſtigen Liebhaber mit ihrer Beredſamkeit zu beſtür-

men. Ohne eine Beſchwerde zu empfinden, konnte ſie, kraft ihrer Zauberkünſte, plaudern, ſo lange es ihr beliebte, und ſie ſcheute daher auch das Reden ungleich weniger, als unſere Damen. Endlich aber ermüdete zwar nicht ihre Zunge, aber doch ihre Geduld. Mein Herr König! ſprach ſie, ſeyd ſo gut, und thut, was ich wünſche, oder ich werde thun, was Ihr nicht wünſcht. Der Prinzeſſinn hier gebt Eure Hand, oder Ihr ſollt die längſte Zeit eine Hand zu vergeben gehabt haben. Sieben Jahre ſind eine lange Zeit, und keinen Augenblick weniger ſollt Ihr, ſo wahr ich eine Fee bin, für Eure Hartnäckigkeit büßen, wenn ſie ſich nicht auf der Stelle in den blindeſten Gehorſam verwandelt.

Ich will büßen, ich will büßen! rief der König, nicht ſieben Jahre, ſondern ſieben Jahrhunderte, wenn Sie wollen, nur machen Sie die liebenswürdige Forelline nicht durch die Verbindung mit einem Mann unglücklich, der ihr, ſo ſehr ſie ihn auch, wahrſcheinlich aus Furcht

vor Ihrer Strenge, zu lieben vorgibt, aufs höch-ſte zu mißfallen das Unglück hat.

Du ſpotteſt, unterbrach ihn Forelline, Du ſpotteſt meiner noch, Nichtswürdiger? Aber Du haſt Recht. Ich haſſe Dich, und haſſe mich ſelbſt, weil ich Dich jemahls liebte.

Ereifere Dich nicht, mein Kind! ſprach die Fee, Du ſollſt kein Wort des Hohns mehr von dem Uebermüthigen anhören müßen. Ich will mit ihm ein Paar Worte ſprechen, die ihm das Sprechen ſieben Jahre lang verwehren ſollen.

Mit dieſen Worten wandte ſie ſich gegen den König. Werde ein Rabe! rief ſie, indem ſie ſelbſt wie ein Rabe krächzte, und der arme König mußte mit eigenen Augen ſehen, wie ihn allmählich ſeine Geſtalt verließ. Sein Körper verſchwand bis auf den kleinen Reſt, deſſen man bedarf, um ein Rabe zu ſeyn; der ſchöne Fuß mit der vollen Wade ließ Stiefel und Strümpfe fallen, zu welchen er nicht mehr paßte; die der Arbeit, dem Kampf, dem feindſeligen und dem liebevollen Umfangen gewidmeten Arme lernten flie-

gen; das ſchöne Oval der Augen ründete ſich zum Zirkel, und aus der Habichtsnaſe wurde ein Habichtſchnabel. Uebrigens konnte dieſer neugeſchaffene Rabe noch für eine größere Seltenheit gelten, als ein weiſſer. Seine Federn waren himmelblau; ſein Schnabel übertraf das ſchönſte Elfenbein an Glätte, Feinheit und Weiſſe, und ſah man ſeine Augen, ſo erſtaunte man, daß ſo kleine Sonnen einen ſo großen Glanz verbreiteten. Endlich verkündigte eine mit den Farben des Regenbogens prangende Krone von Federn die ſuſpendirte Königswürde. Der Zauberſpruch der Fee wollte ihn zwar auch der Sprache berauben. Aber ihrer Gewalt zum Trotz hatte er nicht nur die Menſchenſtimme behalten, ſondern auch noch die Vogelſtimme, und mit ihr die Gabe, trotz der Nachtigall zu ſingen, dazu bekommen.

Eilftes Kapitel.

So oft auch ſchon zärtliche Liebhaber ſich in einen Vogel verwandeln zu können wünſchten, ſo

unerwünſcht war dem König dieſe Verwandlung. Und war es ein Wunder, da ſeine Geliebte ein Mädchen blieb? Selbſt die Gabe zu fliegen konnte ihn über die verlorene Geſtalt nicht tröſten. Die finſterſte Melancholie bemächtigte ſich ſeiner. Mit der Nachtigall um die Wette klagte er ſein Leid der einſamen Gegend umher, und zum erſten Mahl entſtand in der Seele eines Vogels der ärgſte aller Gedanken, der Gedanke des Selbſtmords. Er wählte die dunkelſten Cypreſſen zu ſeinem Aufenthalte, und beſchloß ſo lange ohne Speiſe und Trank zu leben, bis er gar nicht mehr lebte.

Forelline wurde indeſſen von ihrer Beſchützerinn ihrer Mutter zurückgeſchickt, die außer ſich vor Wuth war, die reizende Tochter als Unvermählte wieder ſehen zu müßen. Rache, rief ſie, die bitterſte Rache der Verrätherinn, die das Herz des Königs Dir raubte! Auf der Stelle eilte ſie mit der verſchmähten Braut zu der unglücklichen Florine in den Thurm!

Wünſche, rief ſie der Gefangenen beym Ein-

treten mit einem Hohngelächter zu, wünſche Deiner Schweſter Glück, die Herz und Hand eines Königs davon trug! Wie gefällt Dir die Diamant-Krone auf ihrem Haupt, und der Dir wohlbekannte Ring ihres Gemahls an ihrem Finger? Und biſt Du nicht ſelbſt ein wenig ſtolz, die Erhabene, die Dir ſie Schweſter zu nennen erlaubt, in dem Herrſchermantel zu erblicken, deſſen Schleppe nicht weniger als drey Fürſtentöchter ihr nachtragen? Aber die Großmuth Forellinens und ihres Gemahls will auch, daß Du, ſo wenig Du ſo vieler Gnade werth biſt, noch beſondere Urſache habeſt, Dich ihres Glücks zu freuen. Bey dieſen Worten rief ſie nach der Thür: Man bringe die Geſchenke! Zwey Träger mit einem Waſchkorbe traten herein, und überreichten in demſelben der armen Prinzeſſinn die abgetragenen Kleider ihrer Stiefſchweſter, die zu ſchlecht waren, um ſie ihren Kammerfrauen zu ſchenken.

Der Treuloſe! ſtammelte Florine, und ſank ohne Bewußtſeyn vor der lügneriſchen Stiefmutter nieder, die mit Frohlocken die Hülfloſe ver-

ließ, um ihrem Gemahl zu ſagen, ſeine Tochter raſe vor Liebe, und der Thurm werde ohne Zweifel ihr ewiger Aufenthalt bleiben müßen.

Zwölftes Kapitel.

Die arme Gefangene hatte von nun an keine andere Unterhaltung, als Selbſtgeſpräche über ihr Unglück und über die eingebildete Untreue des treueſten aller Liebhaber. Aber nur die Nacht war die Vertraute ihres Grams. Nur wenn dieſe den ſchwarzen Fittich auf die Erde ſenkte, trat ſie ans Fenſter, und erleichterte ihr Herz durch die rührendſten Klagen. O Liebe, Liebe! rief ſie gewöhnlich, Dein Nahme iſt Verderben, und an wem haſt Du es mehr bewährt, mit welchem Recht er Dir gebührt, als an mir? Man nähre eine Schlange am Buſen, oder Dich im Herzen, die Wirkung iſt gleich. Was ſage ich gleich? Wer ſtirbt nicht tauſend Mahl lieber durch das Gift der Schlange als durch das Deinige? O Hulderich, Hulderich! kann ich Dich verdammen? Nicht

Dein Herz, das finſtere Schickſal, das über mir waltet, muß ich anklagen. Dieſes zwang Dich, Florinen für eine Forelline zu entſagen. Dieſe will, daß Du treulos biſt, damit ich verzweifle.

Die gute Florine! Wie Unrecht hatte ſie, mit dem Geſchick zu hadern, das gerade in dem Augenblick, in welchem ihre Klagen den höchſten Grad erreichten, ihr die freudigſte aller Ueberraſchungen bereitete! Der blaue Vogel, der ſeit ſeiner Verwandlung, ſo oft die Dämmerung eintrat, an allen Fenſtern des Schloſſes herumflatterte, um die Geliebte zu entdecken, hatte ſich nähmlich, trauernd über ſeine getäuſchte Hoffnung, auf eine Cypreſſe dem Thurm gegenüber geſetzt, und welche Wonne für ihn, als er die wohlbekannte Stimme vernahm! Schönſte der Schönen, rief er der Klagenden zu, höre auf, Dich zu grämen! Unglücklich iſt der Zärtliche zwar, der Dich anbethet. Aber kein Geſchick, und keine Gewalt vermag ſeine Treue zu erſchüttern. Kann eine Gluth erlöſchen, die ſich an Deinen Reizen entzündete?

Florine erſtaunte über den Vogel, der ſich inzwiſchen unter ihr Fenſter geſetzt hatte. Iſt es möglich, ſprach ſie endlich, indem ſie ihn mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtete, Du, Du biſt der König Hulderich? Aber o Glück, und o Unglück! Der Geliebte iſt nicht treulos, aber hat aufgehört, ein Menſch zu ſeyn. Doch es iſt nicht wahr, was ich zu ſehen und zu hören glaube. Ich träume, oder meine Todfeindinn, die grauſamſte aller Stiefmütter, legt mir neue Fallſtricke. Aber ich verachte ſie; ich trotze ihr, und wenn ſie es iſt, die Dich ſchickte, ſo ſage es ihr wieder, daß Florine nicht aufhört, dem anzugehören, der nur ihr gehören wollte, ehe es ihrer mißgeſchaffenen Tochter gelang, ihn durch ſchnöde Zauberkünſte zu beſtricken.

Theuerſte Florine! rief der Vogel, es iſt wirklich der getreue Hulderich, es iſt der Mann, der nie ein Herz für eine Andere, als für Sie haben kann, den Sie hier in der Geſtalt eines Vogels vor ſich ſehen, und wie glücklich iſt er, trotz ſeiner Verwandlung in dem Augenblick, in wel-

chem er aus Ihrem eigenen Munde vernimmt, daß ſeine Zärtlichkeit Sie nicht ungerührt gelaſſen hat!

O, erwiederte Florine, welche Martern des Glaubens und des Zweifelns! Wer ſagt mir, ob ein Zauber, oder ob meine eigene Phantaſie mich täuſcht, oder ob wirklich Hulderich, der Gemahl Forellinens, es iſt, den ich vor mir ſehe? Ich frage die Vernunft, und ſie ſagt: Nein! Aber mein Herz, o ein tauſendfältiges Ja antwortet es mir, und ich kann, ich kann nur ihm vertrauen.

Wohl mir, rief der blaue Vogel, daß Sie mich nicht länger für ein Trugbild, oder für das Werkzeug Ihrer Feindinn halten! Aber ſo gewiß ich Sie liebe, ſo gewiß bin ich nicht der Gemahl Ihrer Stiefſchweſter. Man hat Sie hintergangen, um Sie und mich zu verderben, und ich mußte mich meiner Geſtalt berauben laſſen, bloß weil ich lieber ein Menſch zu ſeyn, als Sie zu lieben aufhören wollte.

Die Liebenden vergaßen Verwandlung und

Gefangenſchaft, Feen und Zauberer, Stiefmütter und Stiefſchweſtern, und verſchwunden vor ihren Augen war die Kluft, die ſie noch vor wenigen Minuten auf ewig zu trennen ſchien. Jede Nacht beſuchte von nun an der blaue Vogel die Prinzeſſinn, und übertraf an Freygebigkeit alle wahren und erdichteten Liebhaber, indem er nie ohne die koſtbarſten Geſchenke erſchien, die er heimlich aus ſeinem eigenen Schloß entwendete.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Königinn fuhr indeſſen mit mütterlicher Pflichtmäßigkeit fort, für ihr Schooßkind um einen Mann zu werben, und es war kein Prinz, weder in der Nähe, noch in der Ferne, er mochte ſchön oder häßlich, klug oder die Albernheit ſelbſt ſeyn, an welchen nicht eine ſehr verſtändliche Einladung erging, zu kommen, zu ſehen und zu ſiegen. Aber zu ihrem größten Verdruß erwiederte Jeder die Einladung mit einer andern Ausflucht, und ſie erhielt ſogar, weil ſie in ihrem

Eifer ſich nicht ſorgfältig genug nach den Verhält- niſſen eines Jeden, den ſie zu ihrem Eidam er- kor, erkundigt hatte, von einem der Erkorenen die Antwort: Er könne darum nicht kommen, um ein Weib zu nehmen, weil er — bereits eins ge- nommen habe. Andere verwechſelten boshafter Weiſe die Nahmen der beyden Schweſtern, und beantworteten die Aufforderung, die Prinzeſſinn Forelline heimzuführen, mit dem Bekennt- niß, daß die Prinzeſſinn Florine ſchon längſt von ihnen angebethet werde, und daß ihnen eben deswegen Nichts willkommener ſeyn könne, als die ihnen von der Königinn gegebene Hoffnung, die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts ihren hei- ßen Wünſchen nicht abgeneigt zu finden, und man kann denken, wie viel dieſer offenbare Hohn dazu beytrug, den Zorn der Königinn gegen die arme Prinzeſſinn noch mehr zu entflammen. Flo- rine, rief die wüthende Stiefmutter, und aber- mahl Florine! Iſt nicht dieſe Kreatur ſchon Jahr und Tag in ihrem Thurm begraben, und dennoch iſt kein Land ſo entfernt, in welchem nicht irgend

ein Tropf ſich ihres verhaßten Nahmens bedien=te, um meiner und meines armen Kinds zu ſpotten! Kann es anders ſeyn, als daß ſie ge=heime Verbindungen im Auslande unterhält, und wer weiß, ob ſie nicht gar mit den Feinden ihres Vaters Plane ſchmiedet, um ihn vom Throne zu ſtürzen? Aber noch dieſe Nacht werde ich die Verrätherinn in ihrem Gefängniß überra=ſchen, und ſchwerlich wird ihre Schlauheit den Sieg über meinen Scharfſinn davon tragen.

Zweyter Abſchnitt.

Erſtes Kapitel.

Die Königinn hielt Wort, und begab ſich um Mitternacht in Begleitung ihres Schooskinds nach dem Thurm. Aber welche Entdeckung für die ſchlimmſte aller Stiefmütter, als ſie ſchon vor der Thür die zärtliche Unterhaltung der Gefangenen mit ihrem geliebten Vogel vernahm! Eine recht angenehme Geſellſchaft, rief ſie beym Eintritt, in welcher die ſittſame Prinzeſſinn ſich von der beſuchenden Mutter finden läßt! Wer wird es einem eingeſperrten Mädchen verdenken, wenn es ſich mit einem niedlichen Vogel die Zeit vertreibt, mag dieſer Vogel auch zufällig ein König, und der Liebhaber der Schönen ſeyn? Doch ich beſinne mich. Es gibt noch einen beſſern Zeitvertreib für das gute Kind, als das Tändeln mit verwandelten Vögeln, und dieſen

Zeitvertreib gewährt die Nadel und die Spindel, an welchen beyden Werkzeugen es von nun an der ſchönen Florine durch meine mütterliche Sorgfalt nicht fehlen ſoll. Nur muß ſie mir zugleich erlauben, den Beſuchen des zudringlichen Vogels ein Ende zu machen, der ſchwerlich einen Rocken abzuſpinnen, oder eine erträgliche Naht zu machen verſteht, und alſo fleißige Mädchen nur in ihrer Arbeit ſtört.

Die Königinn wurde nicht müde zu ſchelten, und als ſie vollends mit ihren neidiſchen Augen die königlichen Geſchenke, die Perlenſchnüre, die Diademe, die Fingerringe und die Ohrringe, die Halsbänder und die Armbänder, die Buſennadeln und die Haarnadeln von Brillanten, und die Menge Juwelen aller Art, welche mit ihrem Glanz den dunkeln Kerker erleuchteten, erblickte, war gar keine Gnade mehr für die arme Florine zu hoffen. Fort mit Dir! rief ſie. Man wirft die ungerathenen Töchter nicht in den Thurm, damit ſie darin Romane ſpielen, und ſich von ihren Liebhabern Geſchenke machen laſ-

ſen. Die Fee Gertrud iſt hoffentlich mächtig genug, eine Dirne Deiner Art im Zaume zu halten, und auch Dich, ſprach ſie, indem ſie den Vogel, der von Schrecken betäubt noch immer unter dem Fenſter ſaß, ergriff, und in den Arbeitsbeutel der verhaßten Forelline ſteckte, auch Dich, ſauberer Vogel! wird ſie für Deine Buhlereyen nach Verdienſt zu belohnen wiſſen.

Zweytes Kapitel.

Noch ehe es Tag wurde, hatte die Königinn mit den beyden Gefangenen, in Begleitung ihrer Tochter, die Reiſe nach dem Schloß der Fee vollbracht, und dieſe zeigte ſich nur zu geneigt, ihre Gewalt noch ferner zum Verderben der Unſchuld zu mißbrauchen.

Hat, ſprach ſie, Florine, dieſes Tugendbild, vergeſſen, daß ein Tugendbild tugendhaft ſeyn muß, und keine Nachtbeſuche von verkappten Liebhabern annehmen darf, deſto beſſer! Die Tugendbilder haben den Vorzug, weder Feen noch

Kobolde, und den böſen Feind ſelbſt nicht fürch-
ten zu dürfen. Aber die kleinſte Unbeſonnenheit räumt Weſen meiner Art deſto mehr Gewalt über ſie ein, und die ſchöne Prinzeſſinn und der König im Arbeitsbeutel ſeiner verſchmähten Braut mögen alſo immer zittern, oder — meine Gnade ſich durch Nachgiebigkeit erwerben. Entweder bleibt Er ſtatt nur ein Mahl ſieben Mahl ſieben Jahre ein Vogel, und Sie erſcheint noch heute in einer Geſtalt, als ob ſie nicht vor achtzehn, ſondern vor achtzig Jahren geboren wäre, oder das liebende Paar ſchwört, was ohnehin nach kurzem Tändeln der Fall der meiſten liebenden Paare iſt, ſich nicht mehr zu lieben, und der König nimmt, zum Zeichen, daß er nicht bloß zum Schein, oder zum Scherz ſchwor, auf der Stelle die Hand der liebenswürdigen Forelline, die er zuverläßig nach zwanzig Jahren noch eben ſo liebenswürdig findet, als am Hochzeittage.

Die Liebe will ich nicht abſchwören, rief Florine, aber dem Beſitz des Geliebten will ich ent-

ſagen. Kein Opfer darf der Liebe zu groß ſeyn, wenn ſie ihres Nahmens werth iſt.

Und König Hulderich, ſprach die Fee, wird dieſer ſich an Großmuth von der Geliebten übertreffen laſſen? Oder macht es ihm Vergnügen, wenn ein Mädchen, dem er vor der Liebesgöttinn ſelbſt den Rang zugeſteht, von nun an durch ſeine Schuld, ſtatt Könige von allen Enden der Welt herbeyzulocken, ſogar die Vögel aus ihrer Nähe verſcheucht?

Wohl, erwiederte Hulderich, iſt der Liebe kein Opfer zu groß, aber ſie darf ſich durch Untreue nicht ſelbſt vernichten. Ich kann Florinen entſagen, weil ich ſie mehr liebe, als mich ſelbſt, aber ich kann, wenn ich ſie auch ewig unglücklich wiſſen muß, keiner Andern, es ſey ſtatt einer Forelline eine Huldgöttinn, oder gar eine zweyte Florine, gehören.

Ich ſehe, antwortete Gertrud, der gute Vogel kennt die Geſellſchaft noch nicht, die in meiner Menagerie, in welcher er ſieben Mahl ſieben Jahre zubringen ſoll, ſeiner wartet. Ich wette,

Du wirſt bereit ſeyn, drey Furien auf ein Mahl zu heirathen, wenn ich Dich vorläufig nur mit einem Paar der häßlichſten Paviane bekannt mache, mit welchen ich Dich, wenn Du nicht zur Vernunft kommſt, an Eine Kette zu ſchmieden gedenke. Der erſte, Schmul iſt ſein Nahme, war, als er noch die menſchliche Geſtalt beſchimpfte, eigentlich weder Jude, noch Chriſt, obgleich der Beſchnittene den väterlichen Glauben abſchwor, um das Taufwaſſer zu ſeiner Nahrungsquelle zu machen. Der verdorbene Schacherjude handelte, da er zum Graben zu faul war, und das Betteln, ob er ſich deſſen gleich nicht ſchämte, ihn nicht ernähren wollte, mit der ſchlechteſten aller Waaren — mit den Erzeugniſſen ſeiner Feder. Er nahm die Maske vor das nie erröthete Geſicht, und ſuchte als verkappter Bücherurtheilſudler Andern zu ſtehlen, was er ſelbſt nicht beſaß — Ehre. Gewöhnlich ernten Unverſchämtheit, Hirnloſigkeit, Niederträchtigkeit, Frechheit und Unwiſſenheit nur Verachtung. Aber Schmul erntete mit dieſen Eigenſchaften wenn

nicht Bewunderung, doch Erſtaunen, weil er ſie in einem Grade vereinigte, der ihn zu einem großen Mann in ſeiner Art erhob. Noch iſt ſein Bild kaum zur Hälfte vollendet. Wie es Märterer der Wahrheit gibt, ſo war er ein Märterer der Lügen, weil dieſe Kinder des Teufels von ihm noch brünſtiger geliebt wurden, als von ihrem eigenen Vater. Wie oft hat man dieſen Lügner zugleich öffentlich einen Betrieger geſcholten, und unternahm er es auch nur ein Mahl, zu behaupten, er ſey keiner? Eine Kothſchleuder und eine Fiſchweiberzunge ſind die einzigen Waffen, mit welchen er ſich gegen die gerechteſten Angriffe zu vertheidigen weiß, und wer wundert ſich alſo, daß der jämmerliche Held ſelbſt von Seinesgleichen als die feigſte aller Memmen und der ohnmächtigſte aller Tröpfe verſpottet und verachtet wird? Die verrufenen Schulumwälzer beſtellten ihn mit kluger Wahl zum Küſter an dem Tempel, welchen ſie der Grobheit errichteten, und zugleich vermiethete er ſich bey jedem dieſer Don Quixote, der auf Abenteuer auszog, zu nicht

geringem Schimpf des Eſels, der ihn tragen mußte, als Schildknappe. Der unſauberſte Geiſt wohnte in dem unſauberſten Leib, und dem Juden waren nicht die Schweine, ſondern der Jude war den Schweinen ein Gräuel. Für eine verſchimmelte Brotrinde leckte er Euch den Staub von den Füßen, und bathet Ihr ihn gar zu Tiſche, ſo durftet Ihr ihm ins Geſicht ſpeyen. So gern er ſchlechte Waare für ächte vertauſchte, ſo zahlte er doch, wenn man ihm Geld borgte, es nicht in falſcher Münze zurück, ſondern in gar keiner. Einige Leute wollten behaupten, er zähle ſogar mehr Schulden, als Sünden, und wenn er gleich weder ſo witzig, noch ſo dick iſt, als Falſtaff, ſo übertrifft er doch dieſen bey weitem in der Kunſt, Wirthe und Wirthinnen vergebliche Rechnungen machen zu laſſen. Man behauptete, er ſey bloß aus Haß zum Chriſtenthum ein Chriſt geworden, um dem neuen Glauben Schande zu machen, und ſtatt bey der Taufe dem Teufel und ſeinen Werken zu widerſagen, habe der Neubekehrte ſich dem Fürſten der Finſterniß vollends

ganz zu eigen gegeben. Man übertrug ihm in jeder Fabel die Rolle, deren erſte Bedingung ein Paar lange Ohren ſind. Man nannte ihn den Ritter mit der eiſernen Stirn und dem bleyernen Gehirn, den Pasquillenſudler, der ſtatt von neun Muſen von neunhundert Fiſchweibern begeiſtert werde. Mit Einem Wort, kein Menſch nannte ſeinen Nahmen, als in Unehren. Aber wenn man jede Probe ſeiner alles Maß überſchreitenden Unverſchämtheit, ſeiner pöbelhaften Grobheit, ſeiner Hottentotten-Ignoranz und ſeiner Feuerländer-Stupidität mit einem ſchwarzen Steine hätte bezeichnen wollen, man hätte, wenn auch alle nicht ſchwarzen Steine aus gerechtem Eifer gegen den Nichtswürdigen die Teufelsfarbe angenommen hätten, doch noch aus Armuth Steine von dem Mond borgen müßen. Das Maß ſeiner Sünden wurde zehn Mahl voll, und noch immer trotzte er mit wahnſinniger Frechheit der Langmuth der Götter, und dem empörten Unmuth der Menſchen. Aber endlich ergriff ihn die zögernde Rache. Der nichtswürdigſte, ſcham- und

hirnloſeſte aller Recenſenten, und der verwor⸗ fenſte aller Schmähſchriftenſudler wurde in das verhaßte Geſchlecht der Paviane verſtoßen. Aus der zweyfüßigen Beſtie iſt alſo eine vierfüßige ge⸗ worden. Aber ob er gleich täglich hundert Strei⸗ che mit dem Ochſenziemer bekommt, ſo iſt das Publikum doch immer noch unbefriedigt, weil ihm für den Elenden, der unbeleidigt und unge⸗ reizt, aus bloßer Parteywuth und niederträchti⸗ ger Speichelleckerey gegen Patronen und Bunds⸗ genoſſen, die wohlwollendſten und achtungswür⸗ digſten Männer in einer ächten Kärrner⸗Sprache zu läſtern ſich erfrechte, und Blumen aus der Fiſchweiber⸗Rhetorik für Gründe, und Schmä⸗ hungen, über welche jeder Sackträger und jeder Karrenſchieber erröthen würde, für Beweiſe hielt, die Strafe viel zu gelind ſcheint, und man wird alſo nicht umhin können, ihn nächſtens dem Teufel, der die Krallen längſt nach ihm aus⸗ ſtreckt, mit Haut und Haaren auszuliefern.

Mit dieſem Schmul bildet ſein zweytes Ich, deſſen ſterblicher Nahme Sordidus iſt, ein Zwil⸗

lings=Geſtirn, das freylich nicht wie Kaſtor und Pollux aus einem Ey der Leda hervorging, ſondern von einem Baſilisk erzeugt wurde. Bey dem Letzten, um Dich auch ihn kennen zu lehren, ſieht man Leib und Seele in einem beſtändigen Rang=ſtreit begriffen, welchem von beyden der Preis der Abſcheulichkeit gebührt. Kaliban, welcher bekanntlich den Teufel zum Vater, und eine Hexe zur Mutter hatte, verdient der Geſtalt nach den Nahmen eines Adonis, wenn man ihn neben das Fratzengeſicht ſtellt, das die mütterlich beſorgte Natur aus Liebe zu ihren übrigen Geſchöpfen dieſem Scheuſal, das ſich übrigens, gleich ſeinem Bruder, dem Kaliban, durch ſeine Scheußlichkeit nicht abhalten läßt, den Stutzer und den Weiberknecht zu ſpielen, als eine Warnungstafel zu tragen geboth. Miſche die Phyſiognomien der Katze, des Affen, und des Thiers, auf welchem Silen reitet, miteinander, und Du haſt einen ſchwachen Abriß von der Höllenlarve, durch deren Anblick die giftigſte aller Schlangen vergiftet werden könnte. Was das Innere, oder

das Gemüth dieſes zu einem Kanon der Abſcheulichkeit aufgeſtellten Ungeheuers betrifft, ſo wäre er der gefährlichſte aller Teufel, wenn er nicht zugleich der hohlköpfigſte von allen wäre, und ſchon dafür, daß ſie ſeiner Bosheit zum Gegengift dient, hat man Urſache, der Dummheit Altäre zu errichten. Einen Teufel nannte ich ihn? Ich habe Unrecht. Die böſen Engel waren weiland gute. Aber wenn wäre Sordidus etwas Beſſeres geweſen, als der ſiegreichſte Nebenbuhler aller ſchwarzen Geiſter, deren Nahme Legio iſt? Daß dieſer Verworfene, daß, ſage ich, dieſes Ideal aller phyſiſchen und moraliſchen Zerrbilder für jeden Büchermarkt ein Paar Ballen Papier ſchändet, und den ſinnloſeſten Miſchmaſch unter allerhand Titeln, beſonders aber als ſogenannte Reiſen in die Welt ſchickt, iſt keine der Sünden, ſondern eine der Strafen des Elenden. Der ſudelnde Dummkopf iſt wie viele Seinesgleichen ſtatt auf die Galeere an den Schreibtiſch geſchmiedet, um durch gedruckte Proben ſeiner Unverſchämtheit, ſeiner Ignoranz, ſeines

Blödſinns, ſeiner Schmäh- und Läſterſucht, ſeiner Dummdreiſtigkeit, ſeiner Bosheit, ſeiner Albernheit und ſeiner Lügenhaftigkeit die Geißeln unerbittlicher Recenſenten herauszufordern, damit er täglich, wenn gleich keine Züchtigung ihn beſſert, als ein Züchtling behandelt wird. Er beſchreibt aber, mußt Du wiſſen, nicht nur Reiſen, er iſt ſelbſt gereist. Die Gans iſt übers Meer geflogen. Er hat Bettelwallfahrten durch die halbe Welt angeſtellt. Er hat Paris und Madrit, er hat Rom und Neapel geſehen, und wird folglich in Paris und Madrit, in Rom und Neapel verabſcheut. Das Geld, das der Tropf auf Reiſen vergeudete, wäre übrigens vollkommen zweckmäßig verwendet geweſen, wenn man ihn nur durch die Länder, durch die man unverzeihlich genug ihn laufen ließ, gepeitſcht hätte. Daß dieſer hirnentbehrende Unhold, dem der Preis der Unwiſſenheit von allen hohen Schulen und Akademien der Wiſſenſchaften gebührt, der ſelbſt dem unwiſſendſten Schulknaben auf Tauſend nicht Eins antworten kann, und ſogar von dem Thier,

um deſſen Schatten die Abderiten rechteten, an Witz übertroffen wird, daß dieſes Muſter aller Ignoranten, dieſer ſtudierte Nichtswiſſer, dieſer leere und ausgehungerte Skartekenſudler, Dollmetſch und Wochenblättler, dieſer Sünder, der nicht einmahl zu dem Amt eines Zöllners taugt, daß dieſe perſonificirte Nullität ſich an Gegnern, die ihn in ſeiner Blöße darſtellen, nicht anders zu rächen weiß, als daß er ihnen mit der gemeinſten Fiſchweiber-Gemeinheit den Vorwurf zurück gibt, und den Maßſtab für ſeine eigene Zwerghaftigkeit als einen Beweis ihrer Kleinheit vorzeigt, über dieſe Unverſchämtheit würde man erſtaunen, wenn man ſich eine Gränze für die Unverſchämtheit eines Sordidus denken könnte. Doch genug von dem Elenden, genug von dem Verworfenen, der zu der fürchterlichſten aller Strafen verdammt iſt! Als ein zweyter Tantalus muß er, bis es dem Bundesgenoſſen des Doktor Fauſt gefällt, ihn als ein fettes Opfer durch die Lüfte davon zu führen, bis an den Hals, nicht im Waſſer, ſondern in ſeinem Element,

dem Schlamme, ſtehen, ohne daß der Götterſohn dieſes ſein Ambroſia mit den Lippen berühren darf. Ueber ſeinem mit den hervorragendſten Ohren verſehenen, und ſtatt der Lorbern mit einem Kranz von Diſteln und Tollkraut geſchmückten Haupt drohen unaufhörlich die zu einem ungeheuren papiernen Rieſengebirge angewachſenen nichtswürdigen Reiſeklatſchbücher und ſchändlichen pasquillantiſchen Wochenblätter des Eigenthümers zuſammenzuſtürzen, und den Verbrecher ſelbſt hört man mit ſcheußlicher Stimme brüllen: O Ihr unſeligen Denkmähler meiner Unwiſſenheit, meiner Dummheit und meiner Schändlichkeit, Ihr Löſchpapierberge fallet über mich, und Ihr Lumpenhügel bedecket mich, bedecket Euren nichtswürdigen Urheber, Euren verworfenen Vater!

Drittes Kapitel.

Die Fee gerieth, ſo ſchlimm ſie ſelbſt war, doch über dem Gemählde, das ſie von ihren bey-

den nichtswürdigen Züchtlingen entwarf, in einen Eifer, der dem blauen Vogel aufs Beſte zu Statten kam. Während ſie in der Hitze ihrer Rede weder ſah noch hörte, gelang es ihm, ſich durch ein offenes Fenſter ihrer Gewalt zu entziehen. Aber Himmel, wie tobte ſie, als ſie ihren Gefangenen nicht mehr erblickte! Verdammter Schmul, vermaledeyter Sordidus! rief ſie, der Teufel iſt auf der Stelle los, ſobald man nur Eure Schandnahmen über die Zunge bringt. Aber Du, Ungerathene! fuhr ſie fort, indem ſie ſich gegen die Prinzeſſinn wandte, Du ſollſt keine Urſache haben, Dich des Triumphs Deines albernen Anbethers über mich zu freuen. Ich befehle Dir, mein Schloß auf der Stelle zu verlaſſen, und der nächſte Spiegel, den Du findeſt, wird Dir ſagen, wie gut ich mich darauf verſtehe, junge unbeſonnene Dirnen in ehrbare Matronen zu verwandeln. Im nähmlichen Augenblicke war auch wirklich die arme Prinzeſſinn mit einem ſolchen Uebermaß von Häßlichkeit verſehen, daß ſie höchſtens noch für das ſo eben geſchilderte Scheu-

ſal, welches von dem Publikum nur die wandernde und ſudelnde Eſel= Affen= und Katzen=Miscelle genannt zu werden pflegte, noch zu reizend geweſen wäre. Glück auf die Reiſe! rief ihr die Fee nach. Suche nun, mein ſchönes Kind! ſuche Deinen geliebten Vogel! Ich erlaube Dir jetzt, ihn zu heirathen, und will ihm ſeine Geſtalt wieder geben, ſobald Du ihn findeſt. Die Prinzeſſinn kehrte ſich wenig an den Hohn der Grauſamen, und da ſie ihre neue Geſtalt noch in keinem Spiegel geſehen hatte, ſo verließ ſie mit dem feſten Vorſatz das Schloß, ihrer Wanderung nicht eher ein Ziel zu ſetzen, bis ſie entweder den Geliebten, oder den Tod finden würde.

Viertes Kapitel.

König Hulderich, der ſich nach ſeiner Selbſtbefreyung aus der Gefangenſchaft der Fee nach dem Wald geflüchtet hatte, worin der Thurm der Prinzeſſinn lag, genoß der beſondern Huld eines Zauberers, und da dieſer lange Nichts von ihm

erfahren hatte, ſo beſchloß er, wiewohl für einen Freund ein wenig ſpät, ihn aufzuſuchen. Aber unmöglich hätte ein Menſch, der gar nicht wüßte, was Zauberey iſt, mit weniger Erfolg die Rolle des Suchenden ſpielen können, als dieſer ausgelernte Meiſter der ſchönen Kunſt, welche man die ſchwarze zu nennen pflegt. Nicht weniger als acht Mahl, und alſo öfter als vor ihm kein Sterblicher, umſchiffte und durchkreuzte er die Erde. Aber erſt bey der neunten Reiſe führte ihn ſein glücklicher Stern in die Nähe des blauen Vogels, und wie durch eine Eingebung entſtand der Gedanke in ihm, nirgends als hier ſey der Verlorene zu finden, von welchem ſeine Bücher ihm Nichts ſagten, als daß er nicht todt war. Er blies nach ſeiner Gewohnheit fünf Mahl in ſein Horn, und eben ſo oft rief er den Nahmen des Königs, den jedes Echo des Waldes ihm nachrief. Der blaue Vogel, der ſogleich die Stimme ſeines Beſchützers erkannte, blieb dem Rufer die Antwort nicht ſchuldig. Treuſter der Freunde! rief er, auf dieſem Baume findeſt Du den Unglücklichen, den Du ſuchſt.

Der Zauberer eilte nach dem Ort, von welchem die Stimme herkam, und war nicht wenig erſtaunt, ſtatt des Königs, welchen zu ſuchen er bereits auf der neunten Reiſe um und durch die Welt begriffen war, einen blauen Vogel zu finden, deſſen Königsthron ein im Gipfel einer Cypreſſe ſchwankendes Neſt von Haaren, Federn und dürren Grashalmen war.

Bin ich bezaubert, oder ſind es Eure Majeſtät? redete er den König an.

Leider bin ich es, antwortete der Vogel, und da er ſeit langer Zeit bloß mit ſich ſelbſt geſprochen hatte, ſo erzählte er dem Schwarzkünſtler ſeine Geſchichte um ſo lieber, je länger ſie war.

Die Liebe alſo, ſprach am Ende der Erzählung der Zauberer, der ein entſetzlicher Weiberfeind, und alſo ein abſcheulicher Menſch war, die Liebe iſt Schuld an dem Unſtern Eurer Majeſtät? In der That, Dieſelben können noch von Glück ſagen, daß Ihr Zuſtand, da er jene verwünſchte Leidenſchaft zur Urheberinn hat, nicht noch zehn Mahl ſchlimmer iſt. Zwar bilde ich mir ſelbſt

ein, daß man nicht gern ein blauer Vogel iſt, wenn man einmahl eine Krone getragen, und das Recht und die Gewalt gehabt hat, Millionen Menſchen glücklich zu machen. Aber Eure Majeſtät ſind doch noch als ein blauer Vogel vorhanden, wenn andere Liebhaber mit Stumpf und Stiel zu Grunde gegangen ſind. Wie viel Pulver und Bley iſt nicht ſchon um der verwünſchten Weiber willen blos in Männerköpfe verſchoſſen worden! Und wer kann den Krieg um die ſaubere Helena, und tauſend andere heilloſe Welt- und Privathändel, die durch das Unglücksgeſchlecht angezettelt wurden, und von welchen die Proſaiſten ſich gar nicht ſatt ſchreiben, und die Poeten nicht ſatt reimen können, vergeſſen? So gewiß ein Mann durch ein Weib zur Welt gebracht wird, eben ſo gewiß wird er wieder durch ein Weib aus ihr hinausgeſchafft, und Manche hat bereits zehn Männer in jene Welt geſchickt, ehe ſie noch dieſe mit einem Knäblein beſchenkte. Ich dächte alſo, da Eure Majeſtät noch mit einem blauen Auge und blauen Federn davon gekommen ſind, Sie bildeten ſich

ein, die Prinzeſſinn Florine wäre in ein niedliches Kätzchen verwandelt, und gehöre alſo zu Geſchöpfen, die bekanntlich gegen blaue, gelbe, rothe und ſchwarze, kurz alle möglichen Vögel nicht mehr Barmherzigkeit zu üben pflegen, als zu der Regel die ſchönſten Damen gegen die beſten Männer.

Fünftes Kapitel.

Der König hörte die Läſterungen des ſchwärzeſten aller Schwarzkünſtler mit dem größten Abſcheu, und da zugleich ſeine Liebe mächtiger war, als alle Vernunft und alle Zauberer, ſo war er gegen den Rath des magiſchen Weiberfeinds, die Unvergeßliche zu vergeſſen, völlig taub. Deine Verunglimpfungen des Geſchlechts, ſprach er, vor welchem von Rechts wegen jedes männliche Knie ſich beugt, mag Dir der Himmel verzeihen, ob ich gleich mich wundere, daß die Erde ſich nicht aufthut, um Dich dafür zu verſchlingen. Aber ich bin nicht der Himmel, und ich bitte Dich alſo

künftig wenigſtens in meiner Gegenwart Deine ruchloſe Zunge im Zaum zu halten, und meine Ohren mit Reden zu verſchonen, welche anzuhören ſchon ein Frevel iſt. Was Deinen Rath betrifft, der mir eine Treuloſigkeit gegen die Treueſte aller Treuen, und die Schönſte aller Schönen zumuthet, ſo iſt es das Wenigſte, was ich von ihm ſagen kann, wenn ich behaupte, er ſey Deiner eben ſo würdig, als er meiner unwürdig iſt. Willſt Du im Ernſt mein Beſtes, ſo hebe die Bezauberung Deiner Zunftgenoſſinn auf, oder wenn Du dazu Dich zu ohnmächtig fühlſt, ſo ſchütze mich wenigſtens gegen die Krallen der Raub-Vögel, gegen das Bley der Jäger, und gegen die Netze der Vogelſteller.

Vorderſamſt erwiederte der Zauberer, wünſche ich dem ſchönen Geſchlecht Glück zu einem Vertheidiger von dem erhabenen Stande und den noch erhabenern Einſichten und Geſinnungen Eurer Majeſtät, und bitte zugleich um Nachſicht wegen meiner unſchuldigen Scherzreden, welche, wenn nur ein Gran ſündigen Ernſts ſich unter ſie

gemiſcht hätte, gewiß von Himmel und Erde zugleich aufs empfindlichſte geahndet worden wären. Aber wie können Eure Majeſtät bey Dero eben ſo erhabenen als gerechten Begriffen von der Würde des andern Geſchlechts ſich einbilden, ein Zauberer habe die Macht, ein Werk zu zernichten, das eine Zauberinn zur Urheberinn hat? Auch in unſerer Kunſt ſpielt Die weibliche Hexerey den Meiſter über die männliche, und wenn alſo nicht eine andere Fee ſich der Sache Eurer Majeſtät gegen ihre Schweſter Gertrud anzunehmen geruht, ſo weiß ich nicht, wer Höchſtdenſelben die ſonſt ſo wünſchenswerthe Gabe zu fliegen wieder abnimmt.

Mein Entſchluß verſetzte Hulderich, iſt gefaßt. Was liegt an der Geſtalt? Ich mag ein Stieglitz, oder ein Wiedehopf ſeyn, ich bin einmahl ein König, und kehre in mein Reich zurück, um wieder zu thun, was einem König obliegt.

Der Entſchluß iſt eines Königs würdig, antwortete der Zauberer. Nur fürchte ich, Eure Majeſtät werden Ihre ungläubigen Unterthanen

nicht ſo leicht von der Wahrheit Ihrer Verwandlung überzeugen. Man wird in dem Papagey Nichts als einen Uſurpator erkennen, und ſeiner Befehle, die er nicht einmahl zu unterzeichnen vermag, ſpotten.

Genug, genug! unterbrach der König mit kleinmüthiger Stimme den Zauberer. Krone und Zepter ſollen verloren ſeyn, weil doch die Menſchen von dem, der über ſie herrſchen will, wenn gleich nicht immer Menſchenverſtand, doch ſchlechterdings eine Menſchengeſtalt verlangen. Aber denke wenigſtens auf Mittel, meinen hülfloſen Zuſtand mir ſo erträglich als möglich zu machen.

Ich gebe, fuhr der Zauberer fort, die Hoffnung gar nicht auf, Eurer Majeſtät den Sieg über die Fee zu verſchaffen. Kann ich meinen Zweck nicht durch offene Gewalt erreichen, ſo will ich es durch heimliche Liſt verſuchen, ſo unerhört es auch ſeyn mag, daß Männerliſt den Sieg über Weiberliſt davon trägt. Die Dame und ich kennen uns bereits ſeit fünf bis ſechshundert Jahren, und entzweyten und verſöhnten uns während dieſer lan-

gen Zeit unzählige Mahl. Mir iſt keine ihrer Schwächen unbekannt, und was braucht man mehr, um einen Feind zu bezwingen, als daß man ſeine Schwächen kennt? Sobald ich alſo Eure Majeſtät in meiner Wohnung in Sicherheit gebracht habe, werde ich der tauſendjährigen Künſtlerinn einen Beſuch machen, und zuverläßig wenigſtens nicht ganz ohne Troſt für Eure Majeſtät zurückkehren.

Sechstes Kapitel.

Der Zauberer wurde von der Fee aufs freundlichſte empfangen. Schön, ſagte ſie, daß Sie die alte Freundinn nicht ganz vergeſſen, und wenn ich gleich weiß, daß Sie nicht blos kommen, um mir die Hand zu küſſen, ſo ſollen Sie doch, ſelbſt wenn Ihr Beſuch ein wenig eigennützig iſt, für jeden uicht ganz unbilligen Wunſch ein offenes Ohr bey mir finden.

Ich kenne Ihre Güte von jeher, antwortete der Zauberer, und warum ſoll ich Ihuen läugnen,

daß neben dem Wunſch, Sie wieder zu ſehen, auch die Hoffnung mich herführt, von Ihrer alten Freundſchaft eine neue Probe zu erhalten? Die Sache betrifft einen König, der durch Ihre Ungnade ſchon einige Jahre in einem ſeiner völlig unwürdigen Zuſtande ſich befindet, und nehmen Sie mir es nicht übel, ich denke, eine Fee könnte leicht etwas Beſſeres thun, als daß ſie Leute, die ganz beſcheiden auf der Erde herumwandeln, mit den Raben und Krähen in der Luft umherzuſchweifen zwingt. Mit einem Wort, der König Hulderich iſt ſehr empfindlich über den Raub, den Sie an ſeiner Geſtalt begangen haben, und ich ſelbſt hoffe, Sie ſind ſo billig, den Scherz mit ihm nicht zu weit zu treiben.

Der König Hulderich, antwortete die Fee, kann noch heute der Mann wieder werden, der er zuvor war, wenn er mir nur die Gefälligkeit erzeigen will, das Beſte, was ein Mann thun kann, zu thun, nähmlich eine Frau zu nehmen. Und welche Frau! Sehen Sie einmahl die unvergleichliche Prinzeſſinn, und ſprechen Sie auf-

richtig, ob nicht Sie ſelbſt, um ihre Hand davon zu tragen, ſich entſchließen könnten, zwanzig Jahre lang eine Nachteule zu ſeyn.

Der Zauberer ſah Forellinen, und hatte noch nie ſo wenig Luſt gehabt, eine Nachteule zu ſeyn, als in dieſem Augenblicke. Aber ſchön, oder häßlich, eine Frau iſt am Ende eine Frau, und Könige ſind es ja ohnehin gewohnt, gegen ihre Neigung zu heirathen, ſprach er bey ſich ſelbſt, und beſchloß, der Fee einen Vergleich vorzuſchlagen. Wie wäre es, Madam! begann er, wenn Sie mit dem Könige noch ein Mahl die Güte verſuchten? Es gibt Frauenzimmer, bey welchen man Zeit braucht, um ſich in ſie zu verlieben, und in dieſe Klaſſe ſcheint mir Ihre angenehme Freundinn, die Prinzeſſinn Forelline, zu gehören. Ein Männerauge hat ſeine Launen. Was ihm heute ein Gräuel iſt, von dem kann es morgen entzückt ſeyn, und wer kann dafür ſtehen, daß nicht König Hulderich in Kurzem vor Liebe zu der reizenden Prinzeſſin Forelline, beſonders wenn ſich noch ein hitziges Fieber, oder ſonſt ein Uebel dazu

ſchlägt, ſtirbt? Bringen Sie alſo Ihre ſchöne Freundinn einſtweilen in den Pallaſt des ihr beſtimmten Gemahls, und heben Sie zugleich für die nächſten drey Monate die Bezauberung des Königs auf. Was gilts, wir werden Wunder ſehen? Wenigſtens will ich dem Gott, der die Leute verliebt macht täglich ein Paar Sperlinge opfern, um ihn auf unſere Seite zu bringen.

Siebentes Kapitel.

Die Fee willigte nach einigen Einwendungen in den Vorſchlag des Zauberers, und der blaue Vogel hatte noch am nähmlichen Tage die Freude, nicht mehr der blaue Vogel, ſondern wieder wie ehemals eines der Geſchöpfe zu ſeyn, für welche bekanntlich allein die Vögel und die Fiſche, die Löwen und die Elephanten, das Rindvieh und die Pferde, die Schafe und die Ziegen, die Ratten und die Mäuſe, die Hunde und die Katzen geſchaffen ſind. Blieb ihm aber auch nach ſeiner Entzauberung wenig mehr zu wünſchen, ſo blieb

ihm doch noch etwas zu verwünſchen übrig, nähmlich die Fee Gertrud und die unerträgliche Braut, die er von ihrer Hand empfangen ſollte, und wenn gleich der Zauberer täglich fortfuhr, ihm mit vieler Weisheit die Thorheit ſeines Eigenſinns vorzuſtellen, lieber ſo viel als gar Nichts, nähmlich ein elender Vogel zu ſeyn, als ein Königreich an der Seite einer Gemahlinn zu beherrſchen, die er, wie ſein Freund ſehr richtig bemerkte, wenn ſie nicht liebenswürdig war, auch nicht zu lieben brauchte, ſo blieb doch ſeine ewige Antwort, er wolle ſich lieber wie Prometheus an einen Felſen, als durch das Band der Ehe an die unholdeſte aller Unholdinnen ſchmieden laſſen.

Achtes Kapitel.

Die ſchöne Florine hatte inzwiſchen ihre Ritterfahrt, um ihren verlorenen Ritter zu ſuchen, fortgeſetzt. Das erſte und widrigſte Abenteuer, das ihr begegnete, war — ihr eigener Anblick.

Die nächſte Quelle zeigte ihr den Gräuel der Verwüſtnng, welchen die grauſamſte aller Feen in dem ſchönſten aller Geſichter angerichtet hatte, und wenn oft eine Schöne bey dem Verluſt eines Liebhabers wenigſtens ſieben Tage lang Leid trägt, was iſt natürlicher, als daß der Verluſt einer Eigenſchaft, die man mit Recht die Lockſpeiſe für alle Liebhaber nennen kann, als daß der Verluſt ihrer Schönheit ihr das Leben, wenn nicht das ganze, doch das halbe koſtet? Ach! das Haupt der Unglücklichen war zum Meduſenhaupt geworden, deſſen Anblick ſeine eigene Beſitzerinn verſteinerte. Lange dauerte es, bis ihre Beſinnung zurückkehrte. Und wie wenig erwünſcht war ihr ein Bewußtſeyn, das ſie nur der Verzweiflung überlieferte! So groß jedoch das Wunder iſt, daß eine Schöne von ſechzehn Jahren den plötzlichen Verluſt ihrer Schönheit überlebt, ſo gelang es doch der Heldinn Florine wenigſtens für den Augenblick ihre Seele auch in der ihr ſo verhaßten Hülle zurückzuhalten. Die Häßlichkeit, ſprach ſie recht philoſophiſch zu ſich ſelbſt,

iſt ein vortreffliches Reiſekleid für ein Frauenzimmer, das ſie, wenn auch nicht gegen die Straßenräuber, doch gegen die Ehrenräuber ſchützt, und unmöglich kann mich die Hoffnung triegen, daß ich mich am Ziel meiner Wanderung von einem Gewand befreyt ſehe, das mir nun weiter keine Dienſte mehr leiſten kann, und mit welchem man in keiner Geſellſchaft zu ſeinem Vortheil erſcheint.

Neuntes Kapitel.

Die Pilgerinn ſetzte ihre Wanderung fort, und erblickte, als ſie ein rings von waldigen Gebirgen umkränztes anmuthiges Thal erreicht hatte, ſchon von fern eine alte, eingeſchrumpfte und völlig zerlumpte Bettlerinn, die noch häßlicher als ſie ſelbſt war, und mit einem Geſchrey der Verzweiflung ſich die weiland goldenen, jetzt aber leider nur noch ſilbernen Locken ausraufte. Der jungen Florine gingen dieſe Wehklagen durch das mitleidige Herz. Was fehlt der ehr-

würdigen Matrone? ſprach ſie bey ſich ſelbſt. Vater und Mutter muß ſie nothwendig längſt verloren haben. Aber vielleicht iſt ihr eine Tochter geſtorben, oder gar entehrt worden, oder hat der Würgengel des Kriegs ihr den einzigen Sohn hinweggerafft.

Die Klagende ſaß auf einem ungeheuren Heuhaufen, und antwortete, als Florine ſich endlich ihr näherte, und nach der Urſache ihrer Betrübniß fragte: Ach, meine gute Ur-Ur-Ur-Großmutter! ich bin die unglücklichſte Jungfrau, die je vom Regen benetzt, und von der Sonne wieder getrocknet worden iſt. O Schickſal, Schickſal! haſt Du je an einem Frommen, oder Sünder, an einem Juden, Türken, Heiden, oder Chriſten, haſt Du je an der verbuhlten Helena, an der treuloſen Cleopatra, an der ſtolzen Königinn Vaſthi, an der grauſamen Medea, an der ſchändlichen Jeſabel, und ſelbſt an dem Hauskreuz des weiſeſten aller Sterblichen, an der zänkiſchen Xantippe, ſo viele Tücke bewieſen, als an mir, dem eben ſo ſchuldloſen, als gedul-

digen Lamm? Könnt Ihr Euch vorſtellen, meine wohlgefurchte Dame! fuhr ſie fort, als ich mich dieſen Morgen auf den vermaledeyten Heuhaufen ſetzte, auf dem ich noch ſitze, um wegen der Ankunft meines Bräutigams, des Königs der neun und neunzig Inſeln, den ich jeden Augenblick erwarte, mit Hülfe meines Sackſpiegels meinen Anzug ein wenig in Ordnung zu bringen, gleitet mir — o ich bin des Todes! — gleitet mir die Stecknadel meines Buſentuchs in das Heu, ach! und iſt verloren, und bleibt verloren. Schon zehn Mahl habe ich den Schober umgewendet, und zehn Mahl vergebens, und was bleibt mir alſo übrig, als mir die Haare auszuraufen, und am Ende gar in meinen Sünden und in der Hälfte meiner Tage dahinzufahren?

Meine holde Braut des Königs der neun und neunzig Inſeln, dem das Glück bald die hundertſte verleihen wolle, ſprach jetzt die betroffene Florine, Ihr macht ein wenig viel Lärm um eine Stecknadel. Geduldet Euch nur einen Augen-

blick, und Euer Verluſt ſoll Euch von dem eigenen Vorrath, den ich bey mir trage, hundertfach erſetzt ſeyn, und herzlich gern will ich, wenn Ihr alle nöthig habt, auch nicht Eine für mich behalten.

Mein gutes Mütterchen! antwortete die Bettlerinn, für Euer Alter ſeyd Ihr ein wenig einfältig. Ich will meine Stecknadel, und Ihr biethet mir die Eurigen an. Schenkt mir die ganze Welt mit allen ihren Stecknadeln, und wenn Ihr mir den Ort nicht anzeigt, wo die meinige liegt, ſo iſt es eben ſo gut, als wenn Ihr mir Eure Freygebigkeit durch ein Stück verſchimmeltes Brot bewieſen hättet. Meine Stecknadel, müßt Ihr wiſſen, iſt die erſte, die dem Erfinder nach langem Nachſinnen und unſäglicher Mühe gelang. Mit ihr wurde die erſte Hülle eines weiblichen Buſens geheftet, und wenigſtens hunderttauſend Königinnen und Prinzeſſinnen, der Hofdamen nicht zu gedenken, haben ſchon erfahren, daß ſie die Krone aller Stecknadeln iſt. Behängt Euch mit den

ſchlechteſten Lumpen, und ſobald Ihr die Nadel anſteckt, ſeyd Ihr nach der neueſten Mode und im beſten Geſchmack bekleidet, und bloß weil ſie mir fehlt, ſeht Ihr mich in dieſem armſeligen Anzuge. Wenn Ihr alſo nicht wollt, daß ich vor Euren Augen dieſen Heuhaufen in Brand ſtecke, und mich mit ihm zu Aſche verbrenne, ſo nehmt hier meine beſte Brille, um mir ſuchen zu helfen. Aber leider auf eine andere Belohnung, als auf meinen Dank, dürft Ihr nicht rechnen. Ich bin die ärmſte aller Kreaturen, und der König der neun und neunzig Inſeln heirathet mich bloß aus Liebe.

Zehntes Kapitel.

Niemand konnte bereitwilliger ſeyn, als Florine, ſobald ſie die kaum glaublichen Tugenden der verlorenen Nadel kannte, ſie der Eigenthümerinn ſuchen zu helfen, und kaum hatte ſie, die Brille auf der Naſe, ſich ein wenig in dem Heuhaufen umgeſehen, als ſie durch einen fru-

digen Schrey den Triumph ihrer bewaffneten Augen ankündigte. Die Nadel, die Nadel! rief ſie. O wie glücklich bin ich, daß meine Hand es iſt, die ſie Euch wieder überliefert! Ich ſelbſt wäre ſo untröſtlich geweſen, als Ihr, wenn ein ſo unſchätzbares Kleinod eine Beute des Roſts hätte werden ſollen.

Die Alte nahm die Nadel, und in dem nähmlichen Augenblick, als ſie dieſelbe an ihren Buſen ſteckte, ſah die erſtaunte Prinzeſſinn ſtatt ihrer eine prächtig gekleidete Dame von wunderbarer Schönheit vor ſich ſtehen.

Laſſen Sie ſich von der Fee Roſenduft umarmen, ſchöne Florine! ſprach die Verwandelte. Sie haben die Probe, auf die ich Ihre Gutherzigkeit ſetzte, mit Ehren beſtanden. Die Stecknadel iſt zwar allerdings eine Wundernadel, aber ſie kann gar nicht verloren werden, und ich hatte ſie abſichtlich in den Heuhaufen verſteckt, um zu ſehen, ob der Kummer einer armen alten Frau ſie rühren würde. Ich war eine Freundinn Ihrer Aeltermutter, und es war

längſt mein Vorſatz, Sie in Schutz zu nehmen. Aber die Menſchenkinder, und — verzeihen Sie mir! — ſelbſt die ſchönſten Schönen verdienen ſo ſelten, daß man ſich um ihr Schickſal bekümmert, daß ich längſt beſchloß, mich nur in ganz außerordentlichen Fällen, und nie ohne die Leidenden aufs ſtrengſte zu prüfen, meinem Wohlwollen zu überlaſſen. Ihr wichtigſtes Anliegen, mein Kind! iſt jetzt ohne Zweifel, wieder eine Schöne nicht nur dem Nahmen nach, ſondern auch in der That zu werden, und vermag ich gleich ſelbſt, da ihre Verwandlung ein Werk fremder Zauberey iſt, ihren Wunſch nicht zu befriedigen, ſo kann ich Ihnen doch Winke geben, wie Sie wieder zum Beſitz Ihrer rechtmäßigen Geſtalt gelangen können. Aber um zu beſitzen, muß man zu entſagen wiſſen, und ſich hüten; nicht das Edlere dem minder Edlen aufzuopfern. Mehr darf ich Ihnen nicht entdecken. Der vor Ihren Augen liegende Berg mit ſeinen beyden Abhängen iſt es vorzüglich, der Sie der Entſcheidung Ihres Schickſals näher bringt.

Was Ihre Liebe zu dem König Hulderich betrifft: ſo beruht ihr glücklicher Ausgang — auf einem Paar Brillen, die Sie von mir zum Geſchenk erhalten ſollen, um Sie der Fee Gertrud und Ihrer Stiefmutter, die ſich beyde in dem Pallaſt Ihres Geliebten befinden, zu verkaufen. Die beyden guten alten Damen, die außerordentlich kurzſichtig ſind, haben ihre Augen kaum ſo lieb, als eine gute Brille, und beſſer als die meinigen hat es noch keine gegeben, ſeitdem man Brillen ſchleift. Um ſich ihnen unkenntlich zu machen, wird Ihnen dieſe Geſichtsſalbe die beſten Dienſte leiſten. Eilen Sie alſo! Es iſt keine Zeit zu verlieren. Die Fee hat den König Hulderich auf Bitten eines Freunds für die nächſten drey Monate entzaubert, und von dieſer Gnadenzeit iſt bereits die Hälfte vorüber.

Eilftes Kapitel.

Als die ihrer Schönheit entgegen reiſende Pilgerinn den erſten Abhang des Bergs, den

ſie nach der Anweiſung ihrer Gönnerinn beſtieg, erreicht hatte, war das Erſte, was ihr in die Augen fiel, ein ungeheurer, mit einem dichten ſchwarzen Flor bedeckter Spiegel, und neben ihm eine Tafel, auf welcher man folgende, mit goldenen Buchſtaben geſchriebene Worte las:

Unglückliche Sterbliche! Du, der die Natur die Schönheit verſagte, oder der eine grauſame Zauberkunſt das köſtlichſte Kleinod raubte, hebe den Schleyer dieſes Spiegels hinweg, und — o Wunder! — bey dem erſten Blick Deiner Augen, der auf ſeine Fläche fällt, wird die Beklagenswürdige, die kaum noch vor ſich ſelbſt erſchrecken mußte, von ſich ſelbſt entzückt ſeyn. Und um dem Wunder die Krone aufzuſetzen, wird von nun an Dein bloßer Anblick jede Schöne und jede Häßliche, die Dir zu mißfallen das Unglück hat, jene

noch häßlicher, als Du gegenwärtig biſt, und dieſe gar zur Bildſäule machen.

O goldene, von Rechtswegen mit goldenen Buchſtaben geſchriebene Worte! Kronen und Thronen werden täglich den Schönen angebothen. Aber Schönheit und Rache, Schönheit und Rache der erzürnten, der beleidigten Häßlichkeit! Wäre nicht eines dieſer Geſchenke für die Unſchuldigſte hinreichend, um als eine neue Eva Sünde und Tod über das ganze menſchliche Geſchlecht zu verbreiten? Kein Wunder, daß Frauen und Mädchen, denen ihr Spiegel zu wenig ſchmeichelte, ſich in einer ſo unüberſehlichen Fluth um dieſen drängten, als ob ſelbſt die Gräber ſich aufgethan hätten, um das Unrecht der Natur an den Todten wieder gut zu machen. Die erſtaunte Florine ſah mit eigenen Augen das größte und unglaublichſte aller Wunder ſich tauſend Mahl und wieder tauſend Mahl wiederhohlen. Der magiſche Spiegel erfüllte aufs gewiſſenhafteſte ſein Verſprechen. Jede,

die ſeinen Schleyer lüftete, und ihr Bild von ihm zurückwerfen ließ, ging, und wenn ſie auch als die Stellvertreterinn der Häßlichkeit ſich ihm genähert hatte, doch als eine Nebenbuhlerinn der Schönheitsgöttinn von dannen.

Florine vergaß Vergangenheit und Zukunft, und nur Ein Gedanke, der Gedanke an ihre Häßlichkeit, und an das wohlthätigſte aller Wunder, an das Wunder, das ſie von dem ſchrecklichſten aller weiblichen Uebel befreyen ſollte, hatte Raum in ihrer Seele. Ehe ſie ſelbſt wußte, wie ihr geſchah, ſtand ſie vor dem verhängnißvollen Spiegel, und gleich einem Werkzeug, das durch fremde Gewalt bewegt wird, griff ihre Hand nach dem verhüllenden Flor. Aber plötzlich bebte ſie zurück, als ob eine Schlange es wäre, die von ihr berührt wurde. Wehe mir! ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Darf ich ein Geſchenk annehmen, das mich zu einer Unheilſtifterinn macht, und mich die ſchrecklichſte Rache an meinen Feindinnen zu nehmen lehrt? An meinen Feindinnen? Wer kann ſagen, ich hätte Feinde, da mein

Herz mir bezeugt, daß ich die Leute, die mich haſſen, nicht wieder haſſe? Und doch ſollte ich Rache an ihnen nehmen, bloß um nicht länger häßlich zu ſeyn? Verwerflicher Gedanke!

Während dieſes Selbſtgeſprächs trat Florine wieder aus den Schranken, die den Spiegel umgaben, und in dem nähmlichen Augenblicke war Dieſer ſelbſt verſchwunden, um ſeine Stelle einer goldenen Tafel zu überlaſſen, auf welcher man die Worte las:

Ein größeres Wunder, als die meinigen, zernichtet auf ewig meine Kraft, indem ein Frauenzimmer, während es dem Wünſchenswürdigſten entſagt, zugleich der Lockung zur Rache widerſteht.

Der Zorn derjenigen Damen, die erſt noch ihr Heil von dem verſchwundenen Spiegel erwarteten, über dieſe plötzliche Zerſtörung war ohne Gränzen, und hätte die arme Florine, als die Urheberinn, ſich nicht mit der ſchnellſten Flucht ihrem Anblick entzogen, zuverläßig wäre

ſie ein Opfer der Wuth dieſer Verzweifelnden geworden. Uebrigens offenbarte ſich jetzt zum Entſetzen der meiſten, welchen der Spiegel wieder zu ihrer Schönheit verholfen hatte, auch ſeine zweyte Wirkung an ihnen ſelbſt. Diejenigen, die ſich vorhin gehaßt hatten, gaben durch ihren Anblick einander wechſelſeitig ihre Häßlichkeit zurück, und Keiner von ihnen blieb ein anderer Troſt, als daß der gleiche Unfall, den ſie durch ihre Feindinn erlitten hatte, auch dieſe durch ſie traf.

Zwölftes Kapitel.

Auf dem zweyten Abhang des Bergs fand Florine eine Bildſäule des Liebesgotts von Marmor, mit den Worten auf dem Fußgeſtell:

Umarme mich, wenn Du die ſchönſte aller Weiber, und eine Königinn ſeyn willſt, die Alle beherrſcht, und von Keinem beherrſcht wird!

Eine neue Verſuchung für die gute Florine, und welche! Kann man einem Frauenzimmer überhaupt, und vollends einem Mädchen, das zu heirathen im Begriff iſt, eine verführeriſche Gabe anbiethen, als die Zügel des Regiments? Aber auch dieſer Lockung wußte die beſcheidene, die demuthsvolle Pilgerinn zu widerſtehen. Ich umarme Dich nicht, rief ſie dem ſteinernen Amor zu, ſchon darum nicht, weil ich es für eine Untreue halte, auch nur ein Bild, wenn es nicht das Bild des Geliebten iſt, zu umfaſſen. Und o, wie beleidigſt Du mich, daß Du mich für eine Herrſchſüchtige hältſt! Soll mein Gemahl, mein König, ſoll er der Sclave von mir ſeyn? Soll ich Den zu achten aufhören, den ich mehr liebe, als mich ſelbſt? Mit dieſen Worten kehrte ſie der Bildſäule den Rücken, und der Liebesgott ſchien ſelbſt im Bild über eine Geringſchätzung beſchämt, die er, ſeitdem Meiſſel und Pinſel ihn den Sterblichen ſichtbar machten, noch nie erfahren hatte.

Dreyzehntes Kapitel.

Endlich erreichte die müde Pilgerinn den Gipfel des Bergs der Prüfungen, und ſtand vor einem Altar, auf welchem ein aufgeſchlagenes Buch lag, deſſen erſte Seite folgendes Sonett enthielt:

O weiland Schöne, horche meinem Liede!
Laß bittre Dir und ſüße Worte ſagen!
Der Häßlichkeit, wer wird mit Luſt ſie tragen?
Der Häßlichkeit biſt Du wohl längſt ſchon müde?

Im Schweiß gezeugt von einem Verſeſchmiede,
Kann ich allein den Kobold von Dir jagen.
Wirſt Du nur meiner Blätter neuntes fragen,
Dann Heil der Neuverſchönten, Heil und Friede!

Doch mehr noch, als der Reize ſchnöden Flitter,
Verleih' ich Dir, o aller Schönen Schöne!
Machſt Du nur meinen Rath nicht zum Geſpötte.

Ich ſchenke Leyer Dir, und Harf' und Zither;
Mein Wort macht Dich zur ſingenden Kamöne;
Dem ſchönen Mund entklingen nur Sonette.

Welche reimende Muſenprieſterinn wird der guten Prinzeſſinn nicht ihre Achtung entziehen, wenn ſie hört, daß dieſe gereimte Lockung noch weniger Eindruck machte, als die beyden frühern Verſuchungen? Ich habe, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, eine Menge Frauenzimmer geſehen, die ſehr kleine Dichterinnen, und deſto größere Thörinnen waren, und wer bürgt mir für das nähmliche Schickſal? Es iſt eine Empfindung, die ſich gar nicht beſchreiben läßt, wenn ich Mädchen und Weiber ſehe, die Nadel und Spindel wegwerfen, um eine Kunſt zu treiben, die ſelbſt einem Homer, einem Horaz, einem Virgil ſchwer genug wurde. Um in lauter Sonetten, wie man ſie von gewißen Poeten liest, zu ſprechen, dieſe unſelige Fertigkeit könnte ich zuverläßig ohne irgend ein Wunder erlangen. Aber ein deſto größeres Wunder wäre es, wenn ich durch ſie nicht noch zehn Mahl mehr Leute von mir verſcheuchte, als durch meine Häßlichkeit, und in der That, ich gewinne dieſe ordentlich lieb, wenn ich bedenke, gegen welche lächerliche Ei=

genſchaft ich ſie zu vertauſchen mich weigerte. Weg alſo mit dem albernen Buche! Ich wäre eine neunfache Thörinn, wenn ich ſein neuntes Blatt eines Blicks würdigte. Der armſelige Reimſchmied und Zauberer! Er verdient nicht einmahl von den Taſchenbücher-Recenſenten der Literaturzeitungen gelobt zu werden, und ich will in meinem Leben keine Verſe mehr anſehen, bloß weil er mich zur Reimerey verführen wollte.

Vierzehntes Kapitel.

Indem Florine noch einen verächtlichen Blick auf das Buch warf, ſah ſie es von einer auflodernden Flamme verzehren, und einen Spiegel an ſeine Stelle treten, in welchem ſie, o Wunder, und o Entzücken! ſich wieder in ihrer ſchon ſo lange und ſo ſchmerzlich beweinten natürlichen Geſtalt erblickte. Wer wagt es, ſie zu tadeln, daß ſie gar nicht ſatt werden konnte, ſich ſelbſt zu ſehen, und daß ſie über der Freude an

ihrer Schönheit beynahe den Mann vergeſſen hätte, für welchen ſie allein ſchön zu ſeyn wünſchte? Endlich aber erinnerte ſie ſich ſeiner, und zugleich des Befehls der Fee Roſenduft. Mit einem tiefen Seufzer nahm ſie die von dieſer erhaltene Salbe, um die ihr kaum wieder geſchenkten Reize aufs Neue zu entſtellen, und eilte unter der Maske einer mit Brillen handelnden Zigeunerinn nach der nicht weit entlegenen Reſidenz des Königs Hulderich.

Kaum hörten die Fee Gertrud und die alte Königinn vor dem Pallaſt eine kreiſchende Weiberſtimme: Wer kauft Brillen, ſchöne Brillen, Wunderbrillen, Brillen aller Brillen? rufen, als ſie die Krämerinn auf ihr Zimmer hohlen ließen.

Alte, was haſt Du für Brillen? riefen ſie ihr entgegen.

Ein Paar Brillen, meine gnädigen Damen! antwortete die Zigeunerinn, ſehen Sie hier, die nicht viel weniger werth ſind, als ein Paar Augen ſelbſt, und durch welche beynahe die Blin-

den ſehen können. Geruhen Sie nur Dero hohe Naſen ein wenig gegen mich zu neigen! Ich will ſie Ihnen ſelbſt aufſetzen.

Die Damen waren außerordentlich entzückt über den Beſitz der neuen Brillen, durch die ſie wirklich drey Mahl ſo gut ſahen, als zuvor. Aber noch entzückter war die Verkäuferinn, als ſie, nach einer kurzen Entfernung, bey ihrem Wiedererſcheinen bemerkte, daß die Fee ſowohl als die Königinn ſie mit Hülfe ihrer Brillen für die Prinzeſſinn Forelline anſahen.

König Hulderich, der bereits von der Geliebten unterrichtet war, trat bald nach dieſer ins Zimmer, und küßte der Prinzeſſinn aufs zärtlichſte die Hand.

Welche Erſcheinung für die Fee und die alte Königinn! Vortrefflich! rief die erſte. Iſt es doch, als ob Sie meine Brille aufhätten, und endlich einmahl die ſchönſte aller Prinzeſſinnen in ihrem wahren Lichte erblickten.

Großmüthige Fee! antwortete Hulderich, können Sie einem Verblendeten verzeihen, dem die Augen obgleich ſpät aufgehen? Ich ſchmachte nun nach einem Glück, das ich leider bisher mit Füßen von mir ſtieß, und bin bereit, dieſer liebenswürdigen Prinzeſſinn, die meiner Liebe eben ſo würdig iſt, als ich mich der ihrigen unwürdig fühle, auf der Stelle mit tauſend Schwüren ewige Treue zu geloben, uud mit zehentauſend ihrer häßlichen und verhaßten Nebenbuhlerinn ebenfalls auf ewig zu entſagen.

O Sie ſind ein König aller Könige! rief die Fee. Säumen Sie nicht, mit meiner ſchönen Freundinn die Ringe zu wechſeln, und ich hebe nicht nur ſogleich Ihre Bezauberung auf, ſondern begebe mich auch für immer jeder Gewalt über Sie.

Fünfzehntes Kapitel.

Der König bezeugte ſich bereitwillig, das Verlangen der Fee zu erfüllen, und der auf der Stelle vollzogenen Verlobung folgte unmittelbar die feyerliche Entzauberung.

Ein wichtiger Augenblick! Man hörte eine liebliche Muſik von Flöten und Lauten, und die Fee Roſenduft trat in den Saal.

Wer hat Sie, redete ſie die Fee Gertrud an, wer hat Sie, meine ehrwürdige Schweſter! mit der häßlichen Brille betrogen? Laſſen Sie ſich doch geſchwind die Lügengläſer abnehmen, durch die Sie Alles, was Ihnen vorkommt, falſch ſehen!

Mit dieſen Worten nahm ſie ihr die Brille von der Naſe, und fuhr fort: Habe ich nicht Recht? Wer iſt Schuld, als dieſe verwünſchte Brille, daß Sie die ſchönſte aller Prinzeſſinnen, die nun auf ewig mit dem Ihrer Gewalt ent-

zogenen König Hulderich verbunden iſt, für die häßlichſte von allen anſahen? Ereifern Sie ſich nicht, ich bitte Sie! Ihre mißbrauchte Gewalt hat für die nächſten dreyhundert Jahre ein Ende, und unſer gebiethender König erſucht Sie, während dieſer Zeit, um keine Langeweile zu haben, dreytauſend Klaftern tief unter der Erde ſich als Hofmeiſterinn um die hoffnungsvolle Jugend einiger vornehmen Gnomen verdient zu machen. Was die zwar nicht ſonderlich reizende, aber deſto boshaftere Prinzeſſinn Forelline betrifft, ſo ſollen ihre zarten Finger die Freude haben, eben ſo zarte Spinnweben in meinem Spinnhauſe ſpinnen zu lernen, und ihre Königinn Mutter, ich wette, dieſe macht ſich ein Vergnügen daraus, täglich in meinen Gärten die verwünſchten Schnecken aufzuleſen, die in ihrem Heißhunger ſo wenig Achtung gegen meine köſtlichſten Pflanzen bezeugen, als ein kriechender Poet gegen die niedlichſten Gerichte an der Tafel ſeines barmherzigen Wohlthäters.

Nach dieſem ausgeſprochenen Urtheil entfernte ſich die Fee mit ihren beyden Gefangenen, und überließ das glückliche Paar, ohne ſeinen wortreichen Dank anzuhören, ſeinem Glück.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weisser, Friedrich Christoph,

Friedrich Weisser's sämmtliche prosaische Werke

Bd.: 4

Stuttgart 1822

P.o.germ. 1568 g-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122967-6